



BERKELEY, CALIFORNIA

8015/11.

Jahrbuch

des

Deutschen Protestanten-Vereins.

Unter Mitwirkung

von

Dr. Baumgarten, Dr. Bluntschli, Dr. J. W. Hanne, Dr. v. Holzhendorff,
Dr. Holzhmann, Dr. Lipsius, Dr. Lisco, Dr. Mandot, W. Müller,
Dr. Nippold, Dr. Rübiger, Dr. Schenkels, Dr. Sydow, Dr. Zittel.

Herausgegeben von

Lie. Th. Hofbach,

Prediger an der Andreaskirche in Berlin.

und

Thomas,

Prediger an der Nikolaiskirche in Berlin.



Property of
CBSK

Erster Jahrgang

Please return to

**Graduate Theological
Union Library**

Elberfeld, 1869.

Berlag von R. L. Friderichs.



BX
4844
A2
J34
v.1



Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Altona.

Printed in Germany

V o r w o r t.

Das erste „Jahrbuch des deutschen Protestantenvereins“ bieten wir hiermit in Gemäßheit des vorgedruckten Prospectes dem evangelischen Deutschland dar. Drohende Schwierigkeiten haben uns nicht geschreckt, sondern mit voller Zuversicht und frischem Muth sind wir auf die an uns gerichteten Aufforderungen in das Unternehmen eingetreten. Zunächst, nicht wir, die Unterzeichneten, sind die eigentlichen Arbeiter, sondern eine Zahl wackerster Männer, wie sie theils in dem Prospect genannt sind, theils vorläufig ungenannt bleiben. Diese Jungen des Herrn, die nicht im Nachsprechen alter Formeln, sondern in dem Einsatz aller ihrer reichen Gaben, in dem Einstehen mit ihrem Leben, ihrer Kraft und ihrer Persönlichkeit das wahre Bekenntniß suchen, sie kennen das Zeichen, in dem man allein auf dem Gebiete des Geistes und der Wahrheit siegt. Sodann, einer heiligen Sache dienen, giebt auch die nothwendige Freude. Aber nicht nur eine heilige Sache, sondern das höchste Heiligthum evangelisch gerichteter Geister, nämlich die evangelische Kirche selbst in ihrer Reinheit, Hoheit und Tiefe ist es, der wir auch bei diesem Werk mit voller Hingebung uns weihen. Der echte Protestantismus, aus welchem sie einst erwuchs, soll es sein, in dessen Tiefe wir uns stets von Neuem versenken, um aus ihm stets neue Heil- und Heiligungskräfte zu schöpfen und zu deren Aneignung einzuladen. Da sehen wir uns freilich heutigen Tages in einer Stellung nicht unähnlich der, in welcher einst unsre reformatorischen Väter sich befanden. Die Kirche des Herrn ist der Gegenstand unsrer treuen, tiefen Liebe und wir müssen vielfach wider das, was sich Kirche und kirchlich nennt, mit voller Entschiedenheit uns erheben. Die Einheit und Allgemeinheit der Gläubigen unter ihrem ewigen Haupte bleibt unsers Herzens

Sehnsucht und zum Gegensatz und Widerspruch werden wir aufs Mannigfache genöthigt. Der Friede Gottes im Gemüth, der Friede der Alles verknüpfenden Liebe in der christlichen Gemeinde ist das hohe, herrliche Ziel unsers Strebens und mit unwiderstehlicher Gewalt wird uns das Schwert Christi in die Hand gedrückt, daß wir dasselbe im schweren Kampf mit allen gottgegebenen Kräften schwingen und nicht ermatten. Wohlan, gerade weil es so Hohes gilt, wollen wir fürder nicht Schmähung, nicht Gegensatz, nicht heißen Kampf scheuen. Aber ebenso wollen wir mitten im Streite nie vergessen, daß unser letztes Ziel Friede, Liebe, Einheit und Einigkeit bleibt. So soll es uns mit Gottes Hülfe gelingen, wie wir versprochen haben, die rechte Haltung zu bewahren, indem wir furchtlos unserer heiligen Sache dienen, dabei aber von allen persönlichen Gehässigkeiten uns frei erhalten.

Wir stehen ähnlich wie einst die reformatorischen Väter, wurde vorhin gesagt, wir haben demnach, so wenig es uns in den Sinn kommt, ihnen uns gleichzustellen, gleiche Wege einzuschlagen. Wie verhielt es sich mit der Christenheit in der vorreformatorischen Zeit? Die Kirche Christi als solche sah sich ihrer Freiheit, ihrer Lebensquellen, ihrer Heilsgüter beraubt. Unter dem Joche herrsch-, ehr- und habüchtiger geistlicher Gewalthaber war den Geistern der Weg zu Gott und Christo verlegt. Die ehrwürdigen Urkunden, enthaltend die uralten Zeugnisse von dem Entstehen, der Entwicklung und Ausbildung der wahren Religion, von Christo und dem wahren Christenthum, stets kräftig, den Geist evangelischer Freiheit und Frömmigkeit zu erwecken und zu beleben, sie waren im tiefen, finstern Burgverlies, welches die Klerisei aus den Bausteinen der Unwissenheit und des Aberglaubens errichtet hatte, verschlossen und dem christlichen Volk unzugänglich. Die mehr dem Citlen zugewendeten Gemüther mußten unter solchen Umständen erst recht in Leichtsinn und Verweltlichung wie systematisch hinabgezogen werden, während ernstere Gewissen, wie seiner Zeit Luther in der Zelle des Erfurter Klosters, sich an die Abgründe der Verzweiflung hingeführt sahen, um, wenn nicht in letzter Stunde die Gnadenhand Gottes sie rettend erfaßte, in die hoffnungslose Nacht der Verdammniß hinabzustürzen. Die gottgeordneten, heiligen und heiligsten Gemeinschaften auf dem sittlichen Gebiete der Menschheit, Familie und Staat, in deren gesunder Lebenslust ein Gegengift gegen so manche verderbnißvolle Einflüsse entarteter Kirchlichkeit genommen wird, waren ihrer Würde und heiligen Rechte

beraubt, galten nur als profanes, weltliches Gebiet gegenüber dem geweihten Lande klösterlicher Heiligkeit in den verschiedenen Mönchs- und Nonnenorden, in dem zur Ehelosigkeit, zur Trennung vom Volk und Familie verurtheilten und sich selbst verurtheilenden Klerus. Welche Rettung gab es aus den ehernen Banden dieser babylonischen Gefangenschaft, in welcher die wahre Kirche des Herrn, in welcher die Geister, in welcher Volk und Familien schmachteten und seufzten? Gott zeigte seiner Zeit jenem armen aus Erfurt nach Wittenberg übergesiedelten Mönche, dem gewaltigsten Heros deutscher Nation, und durch ihn seinem Volke den Weg des Heiles. Mit aller Energie seines Geistes stieg Luther hinab in die Tiefen seines eigenen Bewußtseins, zu dem Licht in ihm, zu seinem Gewissen und seiner Vernunft, jenem ursprünglichen Sinn für Heiligkeit und Wahrheit in der Menschenbrust. Mit Hunger und Durst nach Wahrheit und Heil fuhr er, ein echter Bergmannssohn, hinein in die Schächten der Geschichte der Menschheit und besonders der Christenheit, bis er vordrang zu ihm, dem Mittelpunkt aller Geschichte, zu Jesu von Nazareth und nun durch ihn sein ganzes Inneres durchleuchten ließ. So gewann er, indem Gewissen und Vernunft auf der einen und das Zeugniß Christi und seines Geistes auf der andern Seite, in ihm sich durchdrangen, jenen ureigenen, selbstständigen Glauben, in dem er sich fortan als ein freies und seliges Gotteskind wußte. Da aber konnte sein gläubiges, liebeerfülltes Herz den geistlichen Tausch- und Trughandel, wodurch sein Volk um sein Heil betrogen wurde, nicht mit ansehen und mit kühner Hand schleuderte er in seinen Thesen den Gottesfunken evangelischer Heilswahrheit in das deutsche Volk, um von Neuem jenes Feuer anzufachen, von welchem der Erlöser gesagt hatte: Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden und was wollte ich mehr, es brannte schon! Da gründete er sich aller geistlichen und weltlichen Gewalt gegenüber, die zum Wiberruf und zur Unterwerfung ihn drängen und zwingen wollte, auf das ewige Recht seines Gewissens, seiner Vernunft und des göttlichen Wortes mit jenem Schlußsatz: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen. Auf diesem Grunde hat er denn gar bald die ewigen Urrechte der Christlichen Gemeinde mit der Bezeichnung „das allgemeine Priesterthum“ geltend gemacht und es verfochten, daß „die Schlüssel“ die leitende und bestimmende Gewalt in der Kirche, allein bei der Gemeinde stehe. Demgemäß haben denn die evangelischen Stände auf dem Reichstag

zu Speier 1529, als die Gegner ihnen das Wort Gottes und die Predigt desselben wohl zugestehen wollten, aber nur unter der Bedingung, dasselbe „nach den von der Kirche respectirten Schriften“ auszulegen, mit königlichem Muth protestirt und erklärt, bei dem allein Sicheren zu bleiben, „Schrift durch Schrift“ zu erklären, d. h. die heiligen Bücher der Bibel nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, nach ihrer geschichtlichen Entstehung, nach den Gesetzen der Sprache und mit Anwendung des Lichtes in uns, der Vernunft und des Gewissens, zu verstehen und zu deuten. So hat der Protestantismus, vor Allem durch Luther die wahre Kirche Christi sich wieder erobert, jene Kirche, von welcher es im Gegensatz zu Rom in den Schmalkaldischen Artikeln lautet: „Wir gestehen ihnen nicht, daß sie die Kirche seien und sind's auch nicht, und wollen's auch nicht hören, was sie unter dem Namen der Kirche gebieten und verbieten. Denn es weiß, Gott Lob, ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die Heiligen, Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören.“ Das war die Besinnung der Kirche auf sich selbst, die Vertiefung in ihr ureignes Wesen, die Rückkehr zu ihrem ewigen Grunde, zu der alleinigen Quelle des Heiles. Alle umschließt der Heerführer, die in Buße und gläubigem Vertrauen auf erlösende Gottesliebe als Mühselige und Beladene um ihn sich sammeln. Niemand soll Meister sein in seiner Gemeinde, Er ist es allein, die Seinen sind Brüder. Seine Apostel wollen nicht Herren des Glaubens sein, sondern Gehülfen der Freude in den Gemeinen. Sie kennen keinen andern Grund außer dem, der gelegt ist, Christus, sie wissen, daß sie sind das Eigenthum der Gemeinde und die Gemeinde allein das Eigenthum Christi. So ist ihnen die Gemeinde das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß sie verkündigen die Tugenden dessen, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. So sprechen die Apostel den Gemeinen die Freiheit und Seligkeit der Gotteskinder zu und ermahnen nachdrücklich: „Ihr seid theuer erkauf, werdet nicht der Menschen Knechte. Stehet in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat“. Das waren die Grundsätze der Vorkirche, auf welche die evangelische Reformation sich gestellt hat. War aber so die evangelische Kirche nach ihrem eigentlichen Wesen und ihren Principien die Erneuerung der wahren Kirche Jesu Christi: wir erstreben dasselbe, wir haben im gleichen Geiste für das gleiche hohe Heiligthum zu ringen und zu kämpfen.

Sind wir aber nicht schon im Besitz dieser Güter, und zwar eben durch die Reformation? Ja das deutsche Volk verdankt derselben auf allen Lebensgebieten unendlich viel und alles Hohe und Herrliche, alles Schöne und Wahre, was sich seither in seiner Mitte herausgebildet hat, ist von ihrem Lebensodem getränkt, ist mittelbar oder unmittelbar ihrem Boden entsprungen. Aber gerade in Beziehung auf die Kirche ist manche nothwendige Verbesserung der Reformation nicht zur Wirklichkeit geworden und will erst ins Leben treten, ist manches Heilsame wieder in Frage und Zweifel gestellt, ja hier und dort wie mit mittelalterlichem Schutt verdeckt. Am Sauerteig eines römelnnden Wesens fehlt es in unserer Mitte leider nicht; wohl aber vielfach an dem, worin sich das evangelische Leben bethätigt. Wir sehen ab von der Zerrissenheit der deutschen evangelischen Kirche in so viele Landes- und Provinzialkirchen. Wir wollen auch schweigen von dem, was etwa seit mehr als zwanzig Jahren sich im Mecklenburgischen Lande zugetragen hat und welche Zustände des religiös-sittlichen Lebens sich in Folge dessen dort ausgebildet haben. Wir übergehen die Krebschäden in mancher anderen einzelnen Landeskirche. Nur ganz kurz werfen wir flüchtig unsere Blicke auf die Großmacht der evangelischen Christenheit, auf Preußen und lassen an einzelnen Andeutungen genügen.

Seit 1817 ist in Preußen das Bewußtsein immer lebendiger geworden, daß das Kirchliche und Staatliche in trüber Vermischung unheilvoll durcheinandergemengt sind und daß eine klare, entschiedene Auseinandersezung aufs Dringendste geboten erscheint. Von keiner Stelle her ist das entschiedener ausgesprochen als vom königlichen Thron durch Friedrich Wilhelm IV. In der Verfassung ist später aufs Klarste diese Auseinandersezung geboten. Noch heute besteht trotz einzelnen Flickwerkes diese trübe Vermischung in vollster Weise fort. — Die Kirche hat sich aus sich selber zu erbauen, so lautete einst die königliche Mahnung, die Kirche ordnet selbstständig ihre eigenen Angelegenheiten, so gebietet seit 1850 das Staatsgrundgesetz. Noch heute steht alle Gewalt in der Kirche bei den landesherrlichen Kirchenbehörden und fehlt jede wirkliche Vertretung der Gesamtgemeinde und der einzelnen Gemeinen. Noch heute ist der Kirche des Landes als solcher der Mund geschlossen und die Hand gefesselt. Dafür strebt man unter dem Vorwande, die Interessen der Kirche wahrzunehmen, dem Staate zu nehmen, was selbst nach den Luther'schen Symbolen ihm gehört und hat

z. B. durch die Verwaltung und Handhabung der Ehegesetzgebung eine volle Unsicherheit im Rechtsbewußtsein des Volkes nach dieser Seite heraufbeschworen und mannigfach auf ärgerliche Weise ins Recht der Familien hineingegriffen. Unter dem Vorwande kirchlicher Interessen hat man seiner Zeit sich ins politische Parteigetriebe hineingestürzt und sich nicht einmal gescheut, an höchster Stelle zum Verfassungsbruch, damit zum Eibbruch zu reizen. Unter dem Vorwande kirchlicher Interessen wird dem Staate und den bürgerlichen Gemeinen das gute Recht an der Schule bestritten und noch verkümmert. — Weiter, wie man es auch ableugnen mag, seit Jahrzehnten ist dahin gearbeitet, daß eine orthodoxe Partei im Kirchenregiment, auf dem Ratheder, auf der Kanzel und in den Schulen das Heft in der Hand habe, um nach den Satzungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts Alles zu regeln und jede andere freiere Regung des evangelischen Lebens nach Möglichkeit zu unterdrücken. Wie groß die Macht des Orthodoxismus in den maßgebenden Kreisen ist, dafür gibt wohl unwillkürlich der höchstgestellte Geistliche des Landes selbst den schlagendsten Beweis. Aus vielen seiner Sätze und Aussprüchen in seinen im vorigen Jahre erschienenen Schriften geht hervor, daß er zwischen Geist und Buchstaben wohl zu unterscheiden, daß er die evangelische Freiheit wohl zu würdigen versteht. Er hat dem entsprechend auch die Schmach gefühlt, welche der römische Papst durch seine Einladung zur bußfertigen Rückkehr ins römische Lager der evangelischen Kirche ins Angesicht geschleudert hat, und hat die Pflicht erkannt, auf die unwürdige Rede eine würdige Antwort zu ertheilen. Nun aber glaubt derselbe hochgestellte Mann, doch unstreitig vermöge der Lust, die er in kirchenregimentlichen Regionen fortwährend einathmet, daß das allein würdig geschehen könne, wenn man allgemein sich wieder zur Augsburgerischen Confession vom Jahre 1530 bekenne, also zu der Invariata im Gegensatz zur Variata, also auch in dem Sinn, daß man sich damit unter ihren Buchstaben, unter ihre Lehrsätzen stelle. Bei dieser Forderung gedenken wir nicht der Vorstellungen über Trinität, über die zwei Naturen in Christo, die damit mittelbar wieder allgemeine Gültigkeit erlangen müßten, sondern heben nur ein Paar andere Punkte in ihrer wirklichen und praktischen Bedeutung hervor. Es wird uns ja mit dieser Forderung zugemuthet, eine Lehre über Sünde und Erbsünde uns anzueignen, die in der Concordienformel sich dahin folgerichtig präzisirt hat,

daß der natürliche Mensch in Beziehung aufs geistliche Leben (auf Religiosität und Sittlichkeit) nichts besseres sei als ein Stein oder Klotz, als Lot's Salzsäule. Es wird uns zugemuthet, Gottes Zorn uns so vorzustellen, daß derselbe nur im Blut eines Unschuldigen gestillt, nur im Tode des Gottessohns versöhnt werden konnte. Es wird uns zugemuthet, nicht nur das heilige Abendmahl materiell aufzufassen, sondern auch alle die, welche mit Zwingli die Einsetzungsworte sinnbildlich deuten, zu verwerfen, mit ihnen die Kirchengemeinschaft zu brechen. Es wird uns, wenn wir irgendwie folgerichtig zu denken und das ehrwürdige Bekenntniß im Sinne seines Verfassers, d. i. in seinem ursprünglichen, genuinen Sinn, aufzufassen vermögen, die Annahme einer Prädestination (einer göttlichen Vorherbestimmung) zugemuthet, nach welcher Gott die eigentliche und letzte Ursache der Sünde bleibt.

Wir wollen an dieser Stelle nicht über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Vorstellungen unsrer reformatorischen Väter rechten, wir klagen und protestiren nur gegen diesen neuen Versuch, die evangelische Freiheit durch solche Lehrräthe als Lehrgeßetz zu verkundschaften, wie er von so einflußreicher Persönlichkeit ausgeht. Wir können unserm Staunen und unserm Schmerz nur mit dem Worte des Erlösers Ausdruck geben: „Wenn das am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden?“ Wie hierarchischer Orthodoxismus im Preussischen Kirchenregiment sich eingenistet hat und erstarkt ist, dafür zeugt weiter am Stärksten, wie man über die Urrechte evangelischer Gemeinen sich hinwegsetzt. Nur das Eine als Belag. Steht einer evangelischen Gemeinde noch irgend ein Recht zu, so ist es gewiß das, daß ihr für Gottesdienst und Volksschule kein neues Gesangbuch aufgedrängt und ein ordnungsmäßig eingeführtes nicht genommen werden darf. In Blumberg bei Berlin führt der Pastor zunächst zum Simultangebrauch, der Absicht nach zur Verdrängung des kirchlich gültigen Berliner Gesangbuches, gegen den Protest der Gemeinde das Porstische Gesangbuch ein. In Finsterwalde kündigt die Geistlichkeit, von Oben her geschützt und gestützt, und sich lehrend auf einen Antrag der Kreissynode, die in ihrem dermaligen Bestande nichts weniger als eine wirkliche Vertretung der Gemeinen ist, die Einführung des für unsre Zeit unter aller Kritik stehenden alten Dresdner Gesangbuchs zum Simultangebrauch an. Auch hier allgemeiner Protest. Von beiden Orten aus geht man an das Consistorium und dann an den

evangelischen Oberkirchenrath mit vollberechtigten Beschwerden und Klagen. Von beiden Behörden erhalten die Gemeinden abschlägige Antwort. An beiden Orten steht es fortan in der Willkür der Geistlichen, durch den Simultangebrauch der in den verschiedenen Gesangbüchern so verschieden redigirten Lieder die ärgerlichsten Eindrücke beim Gottesdienst hervorzurufen und alle Andacht zu stören, steht es in der Willkür der Geistlichen als Schulinspektoren oder der Lehrer, das Gedächtniß der Schulkinder mit Liedern anzufüllen, die allem guten Geschmack und allem wahren, gesunden Christenthum Hohn sprechen. Welche Maßregeln man nach dieser Seite in Schlesien versucht, welche Kämpfe es bis jetzt dort gekostet hat, ist uns bis zum Ueberdruß in der politischen Presse berichtet. Kein Wunder, wenn bei der Herausgabe eines Entwurfes zu einem neuen Gesangbuch Seitens des Kön. Consistorii der Mark Brandenburg nicht nur Einzelne, sondern ganze Gemeinen mit Mißtrauen und Furcht erfüllt sind, daß es auch hier auf eine Vergewaltigung der Gemeinen abgesehen sein werde! Wenn man so in dieser zarten, heiligen Angelegenheit verfährt, von welchem Rechte der evangelischen Gemeinen kann man da noch sagen, daß es unter Umständen vor Geringschätzung und Aufhebung gesichert bleibe. Wahrlich Orthodoxismus und Hierarchie haben fest ihr Haupt erhoben, um durch exclusiv gerichtete, der Knechtung der Geister dienende Maßregeln den unmittelbaren Weg zu Christo und Gott möglichst zu sperren, um den innersten Sinn der Rechtfertigung allein durch den Glauben aus evangelischer Christenheit zu bannen, um das allgemeine Priesterthum der Gläubigen und die Rechte der Gemeinen aus der Mitte zu schaffen, um die evangelische Freiheit zu schädigen. — Das geschieht in dem Staate Friedrich's des Großen, in dem Staat der evangelischen Union, wie dieselbe einst in der Kön. Cabinetsordre vom 31. Oktober 1817 ihren so einfachen und herrlichen Ausdruck gefunden hatte, in dem Staate, der allein durch den Geist des Protestantismus zur Großmacht, zum Hort und Schwert des Gesamtvaterlandes, zum Führer der deutschen Nation geworden ist, der alle seine ruhmreichen Erfolge, die letzten auf den Schlachtfeldern Böhmens, diesem Geist wesentlich zu danken hat. Wir dürfen uns wahrlich nicht wundern, wenn wir in andern deutschen Ländern und Ländchen ähnlichen traurigen Erscheinungen begegnen.

Wohlan, da gilt es, daß wer ein evangelisch Herz und Gewissen im

Busen trägt, sich auch mannhaft als ächter Sohn des deutschen Protestantismus erhebt, daß er sich von der Verleugnung seines ewigen Herrn und Meisters wahrte, der gesprochen hat: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Friede zu bringen, ich bin nicht gekommen Friede zu bringen, sondern das Schwert“. Und welche andere Stellung könnten wir in seinem heiligen Kampfe einnehmen als die vorher bezeichnete des alten echten Protestantismus im deutschen Vaterlande? Hält man uns als eine angeblich Alles in Erstarrung versenkende Megide die knechtende Autorität einer fertigen Theologen- und Priesterkirche entgegen, laß sehen, wie der traurige, vielfach zusammengeflackte Schild durch die Kraft des freien Gewissens und der erleuchteten Vernunft in tausend Fetzen sich auflöst! Rückt man gut römisch gegen uns mit dem infallibelen Papstthum der Lehrrakungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ins Feld, laß sehen, wie diese armselige Papstmacht an dem ewigen Grunde zerfällt, welcher ist Christus, in den heiligen Schriften bezeugt, im lebendigen, eigenthümlichen Glauben angeeignet! Führt man fort, die Gemeinen in der Knechtschaft der Unmündigen zu erhalten, wir wollen nicht müde werden zu zeugen und zu rufen: Es ist nicht Recht, daß ihr euch Christo gleich stellt und euch hoch über apostolisches Ansehen erhebt, indem ihr Christi Jünger, Gottes Kinder, evangelische Gemeinen zwingt, auf ihr königliches Priesterthum zu verzichten, indem ihr sie unter dem Joche der Rechtlosigkeit zu erhalten sucht. Kommt man uns mit dem tödtenden Buchstaben, wir treten mit dem lebendig machenden Geist dem Widersacher muthig gegenüber. — Immerhin mag man uns auf mannigfaches Fehlen des Einzelgewissens, auf mannigfaches Irren der Vernunft aufmerksam machen, immerhin mag man die menschliche Sündhaftigkeit urgiren. Wir sind davon so überzeugt wie nur unser Gegner. Aber eben deshalb öffnen wir unsern Geist allen Lichtstrahlen der Wahrheit, wie sie durch die Gesundheit des menschlichen Geschlechtes und durch seine Geschichte hindurchleuchten und gehen gerne bei allen Trägern des Lichtes, auf dem Gebiet der Kultur, der Wissenschaft und der Kunst in die Schule. Eben deshalb verfolgen wir mit sorgfamer Aufmerksamkeit das Walten Gottes, wie er den ihn suchenden Menschen sich nahte und Heiligungskräfte ihnen mittheilte. Eben deshalb hören wir nicht auf, die demüthigen Jünger Jesu zu sein, den wir nach evangelischen Zeugnissen als den vollen, wahren Menschen erkennen, in dem bei seiner

reinen Entfaltung der Menschengestalt ganz vom Geiste Gottes getränkt und gesättigt war, in dessen Persönlichkeit (müssen und müßten wir auch alle Formeln über die zwei Naturen in ihm verwerfen,) uns dennoch Erde und Himmel geeinigt, Gottheit und Menschheit zusammengeschlossen erscheint. Eben deshalb vertrauen wir fest auf Gottes Gnade in ihm, die auch heut den redlich Strebenden den Beistand des heiligen Geistes nicht nur verheißt, sondern auch gewährt. Christo uns hingebend gewinnen wir den ewigen Frieden aus der Tiefe der göttlichen Barmherzigkeit entsprungen, von ihm nehmen wir Gnade um Gnade, Wahrheit um Wahrheit und so wollen wir, seine Friedensfinder, in guter Rüstung weiter streiten, so lange Gott es uns verordnet. Daraus ist aber auch klar, daß unser Kampf als ein prinzipieller nicht etwa gegen orthodoxe Anschauungen und Vorstellungen gerichtet ist, sondern allein gegen die Hierarchie des Orthodoxismus, gegen jenen unchristlichen Hochmuth, der seine Ueberzeugungen zur alleinseligmachenden Wahrheit, zum knechtenden Joch der Gewissen und Geister umzuwandeln sich anmaßt. Es ist wahr, wir strecken unsere Grenzen weit hin nach links, aber es ist gewiß, wir strecken sie eben so weit nach rechts. Bei den Forschungen über die heiligen Schriften, bei dem dogmatischen oder speculativen Denken über die Person Jesu und über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in derselben mag von Einzelnen Manches ausgesprochen werden, was in ängstlichen Gemüthern Bedenken erweckt. So lange der redliche Wahrheitsinn sich darin bekundet, so lange Vernunft und Gewissen sich nicht von Jesu lösen können, so lange man sich als seinen Jünger bekennt, haben wir keinen Grund, den Anklagen und Verdächtigungen gehässiger Rebersucht unsere Ohren zu öffnen. Wenn nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gemüthes und Geistes ein ehrliches, tiefgehendes Studium etwa eines Augustin, das der altprotestantischen Theologie, eines Luther oder Calvin Männer zu streng orthodoxen Anschauungen oder Begriffen führt, wie sie mancher unter uns mit seinem Denken nicht mehr zu vereinigen vermag: halten sie dabei nur fest an Christo als an dem einigen Meister, nicht nur für sie, sondern für Alle, uns sind sie im vollsten Maß berechnete Genossen und Freunde, eben so im Kampf, wie für die Werke des Friedens. Uns ist Frömmigkeit das Höchste und Heiligste, denn auch alle wahre tiefere Sittlichkeit schöpft uns aus der Frömmigkeit ihr Herzblut, das Leben ihres Lebens.

Aber gesunde, lebenswarme und lebensstarke Frömmigkeit kann nur im himmlischen Aether voller Freiheit gedeihen und sich erhalten, ohne dieselbe sinkt sie hinab in schwächliche Frömmelei und rohen Fanatismus, in Unwahrheit und Heuchelei. Uns ist das Christenthum die Vollendung der Frömmigkeit und bewährt sich nach dem Ausdruck des vierten Evangelisten als Licht, Leben und Liebe. Aber eben deshalb kann es nirgend von sich stoßen, was irgendwie als Wahrheit oder echte Schönheit in Wissenschaft, Kunst und Cultur sich herausbildet, sondern muß sich nothwendig mit demselben in lebensvolle Verbindung setzen. So gehört in der That und Wahrheit zu uns, was Frömmigkeit und Weisheit in der Nachfolge Christi verbindet, was den Glauben an das Evangelium, an die erlösende Liebe der Gottheit in Christo durch Demuth und Liebe bethätigt, was jenes Gebetswort des Erlösers: „Ich bitte, daß sie alle Eins seien, gleich wie wir Eins sind, Ich in ihnen, Du in mir“, gläubig dankend in seine Seele aufnimmt, was dem Gebet des ewigen Königs: „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder“ kindlichen Gehorsam entgegenbringt. In diesem Sinn sind wir an unser Werk gegangen und bieten herzlichen Brudergruß und Bitte um treue Mitarbeit für die Freiheit und das Recht der evangelischen Kirche allen ächten Protestanten. So denken wir uns als ächte Glieder des Berliner Unionsvereins zu bethätigen, der als seine Aufgabe die Wahrung der Union Friedrich Wilhelm's des Dritten als der rechtsbeständigen Ordnung unserer evangelischen Landeskirche und Ausbildung derselben nach ihren Grundgedanken und was weiter als nothwendig daraus hervorgeht, sich gestellt hat. So stehen wir im Dienste des Protestantenvereins, der den Ausbau der deutschen evangelischen Landeskirchen auf der Grundlage des Gemeindeprinzips und die Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen, der eben deshalb die Bekämpfung alles unprotestantischen hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen und die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus u. s. w. als das Ziel seines Strebens und Arbeitens aufgestellt hat. So aber dienen wir zugleich der Einen Kirche des Einigen Hauptes, in welcher die beiden Sätze ewig gelten werden: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein“ und „Niemand kann Christum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist“. Prüfe jeder, ob der Geist Christi nicht ist der Geist der Wahrheit, Liebe

und Freiheit, und ob es nicht schwere Versündigung gegen den Geist Gottes, nicht Verleugnung des Erlösers ist, der Wahrheit, Liebe und Freiheit in der Christenheit feindselig gegenüber zu treten. Wir, und hier zum Schluß sprechen wir gewiß im Namen aller unserer verehrten Mitarbeiter, wollen diesem Geist und darin dem Erlöser auch mit diesem unserm Unternehmen dienen und so sind wir des in guter Zuversicht, daß demselben auch der göttliche Segen nicht fehlen werde. Das walte Gott.

Berlin, den 9. August 1869.

Die Herausgeber.

Kirchen=politische Rundschau.

Nicht aus eigener Wahl, sondern auf dringendes Ersuchen der Herren Herausgeber habe ich die diesjährige Rundschau zu schreiben übernommen. Zwar trage ich selbstverständlich für Alles, was ich an diesem Orte sagen werde, die Verantwortung selber, aber daß ich an diesem Orte das Wort führe, haben jene beiden Männer zu vertreten. Nach dieser, wie ich glaube, nicht unnöthigen Vorbemerkung will ich kurz den Gesichtspunkt und den Gang der folgenden Rundschau verzeichnen. Wir wollen zuvörderst auf dem großen Schauplatz der Weltereignisse „die Zeichen dieser unserer Zeit“ zu erkennen suchen, sodann dasjenige Gebiet, auf welchem wir die Initiative für eine bessere kirchliche Zukunft zu hoffen berechtigt sind, darauf ansehen, ob und in wie weit die hervorragenden Thatfachen des laufenden Jahres den erkannten Zeichen der Zeit entsprechen oder nicht. Indem ich das halte, daß dieser kritische Charakter der Betrachtung dem Zweck des Jahrbuches angemessen ist, verzichte ich einerseits auf eine chronikartige Aufzählung der Einzelheiten, und werde dafür andererseits auf eine eingehende Würdigung entscheidender Ereignisse mein Hauptaugenmerk zu richten haben.

Wenn wir den Weltlauf dieses Jahrhunderts mit dem des vorigen vergleichen, so dürfte der Hauptunterschied darin bestehen, daß gegenwärtig das nationale Bewußtsein und Leben von entscheidender Bedeutung ist, während im vorigen Jahrhundert einzelne Persönlichkeiten durch natürliche oder künstliche Größe der Geschichte ihren Stempel aufdrücken. Humanismus und Kosmopolitismus galten als die Höhe aller wahren Bildung, und vor diesem sublimen Standpunkt erschienen dann Volksbewußtsein und Vaterlandsliebe als Beschränktheit und Schwachheit, und so konnten Männer und Weiber, die durch Geburt oder Geschick, durch Tugend oder Laster, durch Gewalt oder List die Macht in Händen hatten, in den Völkern und Staaten nach Belieben schalten. Nachdem nun die napoleonische Universalmonarchie im Anfang dieses Jahrhunderts sich erwies als den Versuch, die elementare Natur der Völker und Staaten zu zermalmen und somit den

Gipfel jener weltgestaltenden Willkür, jenes gewaltübenden Subjectivismus vor Augen stellte, ist der Umichlag erfolgt. Seitdem sind die Völker unseres Welttheils zum Selbstbewußtsein erwacht, sie haben angefangen, ihre Geschichte zu studiren, ihre Sprache zu lieben, sie bestreben sich, sich auf der natürlichen Grundlage ihrer nationalen Einheit staatlich zu verfassung. Kein Moment hat in der neuesten Geschichte eine so eingreifende Bedeutung erlangt, wie dieses. Die Macht der Nationalität hat auf dem weltgeschichtlichen Schauplatz scheidend und verbindend gewirkt und ist noch immerfort in dieser Action begriffen. Diese Macht ist es gewesen, welche das vierhundertjährige Band zwischen den Elbherzogthümern und Dänemark zerrissen hat, welche das lombardisch-venetianische Königreich von Oestreich getrennt, die bei der Entstehung des belgischen Königreichs eine Hauptrolle gespielt hat. Die Macht des nationalen Bewußtseins ist es, welche die tiefverbitterten Rivalitäten der scandinavischen Stämme aufzulösen beginnt, welche den Versuch, die italienischen Staaten und Stämme zu vereinigen, möglich gemacht, welche die Einheit des vielsprachigen Oesterreich so außerordentlich schwierig macht. Kurz es ist dahin gekommen, daß die Staatsmänner die Nationen nicht mehr für „geographische Begriffe“ erklären können. Es ist keine Frage, daß dieser nationale Factor dem geschichtlichen Leben der Gegenwart einen höheren und kräftigeren Ton verleiht. Denn die Völker sind die ursprünglichen naturgemäßen Träger der Menschheitsgeschichte. Die Völker sind die eigentlichen Personen in dem großen weltgeschichtlichen Drama. Wer also sich in der Gegenwart orientiren will, muß vor allen Dingen die natürliche und geschichtliche Macht der Nationalität zu erkennen suchen, und da diese Erkenntniß nicht zu erreichen ist, ohne viele herrschende Vorurtheile und Irrthümer abzulegen, so handelt es sich dabei um eine ernste Pflichterfüllung.

Zu dem nationalen Charakter der gegenwärtigen Weltbewegung kommt ein eigenthümlicher höchst bedeutamer Zug, der erst in neuester Zeit und vornämlich in diesem laufenden Jahr hervorgetreten ist. Gleichwie das Nationale aufgelöst zu sein schien in dem Kosmopolitismus, so schien die weltliche Cultur für die Religion keinen andern Raum übrig zu lassen, als höchstens die Abgeschlossenheit des häuslichen Stilllebens oder die Verborgenheit des individuellen Gemüthes. Gleichwie aber die Nationalität ihr Grundrecht am öffentlichen Leben wiederum zur Geltung gebracht hat, so beginnt auch die Religion ihren uralten Anspruch, über die großen Angelegenheiten der Menschheit ein entscheidendes Wort zu sprechen, mit steigendem Nachdruck anzumelden. Unsere politischen Zeitungen sind gar nicht

darauf eingerichtet, religiöse Fragen und Ereignisse zu besprechen, denn ihre Redacteurs und Correspondenten haben meistens keinen Sinn für den heiligen Ernst solcher Dinge und daher natürlich auch kein Verständniß von der Tragweite derselben, trotz alledem bringen die Zeitungen in den letzten Jahren und vornämlich in dem gegenwärtigen gar nicht selten kirchliche Nachrichten und Aufsätze; sie können nämlich nicht anders, weil die Religion wieder anfängt, ein eingreifendes Moment des öffentlichen Lebens zu werden. Ich will nur einige hervorragende Thatfachen der jüngsten Zeit namhaft machen. In Dänemark machte das gegenwärtige Ministerium aus der Durchführung eines kirchlichen Gesetzes eine Cabinetsfrage, in den Niederlanden bewegt sich seit Jahren der Kampf der Ministerien und der politischen Parteien um die Frage nach der Confessionalität oder Neutralität der Schule, und ganz kürzlich hat sich die Neuwahl der Volksvertreter nach diesen beiden Stichworten vollzogen. In England hat die irische Kirchenfrage ein Ministerium gestürzt und ein neues ans Ruder gebracht. In Oesterreich ist der Kampf zwischen Staat und Kirche eben so heftig, wie der Streit der Nationalitäten. Und was hat in der letzten preussischen Landtagsession die Aufmerksamkeit so nachhaltig gespannt, wie die Verhandlungen zwischen dem Cultusministerium und seinen Gegnern? Man könnte nun sagen, diese Thatfachen seien kein Beweis, daß die Religion wiederum einen Platz im öffentlichen Leben gewinnen wolle; im Gegentheil, es seien vielmehr diese Thatfachen wesentlich die Anstrengungen der Irreligiosität, die noch vorhandene Macht der Religion aus der Oeffentlichkeit zu vertilgen. Es soll nicht geleugnet werden, daß bei einigen Stimmführern das Motiv eben das genannte und kein anderes ist, allein in diesem Motiv den letzten und einzigen Grund der religionsfreiheitlichen Bestrebungen zu sehen, ist eine ganz bornirte und finstere Parteianschauung.

Um diese Bestrebungen richtig zu würdigen, müssen wir nach einer anderen Seite der religiösen Erscheinungen unsern Blick richten. Als die Nationen des Alterthums in ihrer vollen und ungebrochenen geschichtlichen Kraft dastanden, war ihr geistiges und politisches Leben getragen von einer der Volksthümlichkeit und der Länderbeschaffenheit angemessenen und eigenthümlichen Religion, und man muß sagen, die eigentliche geschichtliche Action beruhte auf der von der volksthümlichen Religion beseelten Nationalität. Das Christenthum ist unabhängig von aller nationalen und territorialen Bedingtheit; weil das Christenthum eine rein geistige Anbetung Gottes ist, so hat es nur in der Freiheit des individuellen Willens seinen Bestand. Nicht als ob das Christenthum auf die nationale Wirkung ver-

zuchtete, im Gegentheil, es ist ganz darauf angelegt, das nationale Leben tiefer zu durchdringen, als irgend eine andere Religion, und zwar will es diese Wirkung ausüben bei allen Völkern; aber nur auf eine ihm selbst angemessene Weise, nämlich durch geistige Mittel den freien Willen der Einzelnen bestimmend. Aber je reiner und geistiger das Christenthum an sich ist, desto eher unterliegt es der Fälschung durch Irrung oder Böswilligkeit, und sehr häufig ist es auf die Stufe der vorchristlichen Religionen herabgedrückt worden, dergestalt, daß es vermischt mit den Elementen der Welt nicht mehr durch den Geist und auf freie Weise, sondern durch äußerliche Mittel und zwangsweise fortgepflanzt und getragen wurde. Dieses weltförmige Christenthum hat eine lange und bedeutsame Geschichte, und hat in der Gegenwart vornämlich eine zwiefache Gestalt, die griechisch-orthodoxe Kirche, gestützt auf das russische Kaiserreich, und die römische Kirche, getragen von dem päpstlichen Territorium. Allerdings hat ein weltförmiges Christenthum nicht die belebende, befreiende und heiligende Kraft und Wirkung wie die reine Geistesreligion des ächten Christenthums, aber jenes getrübt Christenthum schmiegt sich vermöge seines sinnlichen Charakters leichter den menschlichen Schwächen und Leidenschaften an und wird daher eher populär als dieses. Die geistige Erleuchtung, welche durch das Christenthum über die Welt gekommen ist, ist so groß, daß die Fehler und Verfehrtheiten, welche sich in Folge der Trübung des Christenthums entwickeln, auch da erkannt werden, wo das Christenthum gar nicht persönliches Eigenthum geworden ist. Selbst die Religionslosen haben gar nicht selten eine klare Einsicht in die unlauteren Ursachen und in die heillosen Folgen des Aberglaubens und der Priesterherrschaft. Es sammelt und gestaltet sich auch ohne bewußten und gewollten Anschluß an das Christenthum ein Schatz von Aufklärung und Bildung, was wir mit dem Namen der modernen Cultur bezeichnen. Ursprünglich ist diese Cultur, wenn auch nicht ein Product des Christenthums, doch ohne das Christenthum gar nicht denkbar, denn das missionirende Christenthum hat die Uebertragung der antiken Cultur in die Neuzeit vermittelt und die Reformation oder das gereinigte Christenthum hat den natürlichen Boden des germanischen Geisteslebens neu befruchtet. Nun aber kann die Cultur sich vom Christenthum emancipiren und sie hat diese Emancipation seit einem Jahrhundert vollzogen. Es hat sich in Folge dessen die Meinung bei vielen und einflußreichen Männern ausgebildet, diese Cultur sei das reine und bleibende Ergebniß des Christenthums und des Protestantismus, diese Cultur sei die Hauptmacht der gegenwärtigen Periode, die Macht, vor welcher alle Rohheit,

Barbarei und Finsterniß vergangener Jahrhunderte weichen müsse. Daß aber diese Meinung ein großer und gefährlicher Irrthum ist, beweist die kirchenpolitische Geschichte des laufenden Jahres. Jene gefährliche Täuschung bildet sich in Zeiten, wenn die Völkervelt einmal Ferien macht, wenn die großen Leidenschaften schlafen, wenn die Künste des Friedens ihr heiteres Spiel rühren und Handel und Verkehr auf geebneten Wegen wandeln. In solchen Zeiten bilden die Meister und Jünger der Cultur die öffentliche Meinung, welche einstweilen eine nicht zu verachtende Macht repräsentirt. Aber wenn jene weltbewegenden Riesen aufwachen, die Leidenschaften, welche die Grundkräfte der Völker aufregen, dann schreiten sie über die Zäune der Cultur, über die Grenzbestimmungen der öffentlichen Meinung mit souveräner Miene und Machtvollkommenheit hinweg. Dann zeigt sich, daß die emancipirte Cultur nicht viele Märtyrer hat, auch Galilei ist bekanntlich nur ein halber, aber desto mehr Apostaten.

Das Gesetz der antiken Geschichte bewährt sich auch heute noch, daß nämlich die höchste weltgeschichtliche Action da erfolgt, wo eine nationale Kraft sich mit der Begeisterung eines religiösen Glaubens vermählt. Diese Verbindung finden wir auf den beiden oben bezeichneten kirchenpolitischen Gebieten, und die sich gegenwärtig auf diesen Gebieten begebenden That- sachen offenbaren den erstaunten Zeitgenossen eine geschichtliche Macht, welche hohnlachend sich über die Instanzen der öffentlichen Meinung hinwegsetzt. Immer mehr naturalisirt und nationalisirt sich das griechische Kirchenthum in dem großen kaiserlichen Slavenreich; im letzten Jahr hat aber diese Verschmelzung der orientalischen Orthodogie mit dem russischen Slaventhum eine bis dahin noch nicht gesehene Höhe erreicht. Seit der letzten polnischen Insurrection hat die fanatisch russische Partei, welche in Moskau ihren Sitz hat, die Zügel an sich gerissen. Das höchste Ziel dieser Partei ist Einheit der Religion und Einheit der Sprache in dem ganzen Gebiet des heiligen russischen Reiches; das entferntere Ziel ist die heilige Weltmission, in welcher das geeinigte Slavenreich, diese noch unverbrauchte und unver- sehrte Riesenkraft den in seiner modernen Cultur und künstlichen Civilisation alternden Westen umspannen und soweit er noch lebensfähig, wieder herstellen soll. Weil diese Ziele heilige sind, so werden sie mit einer Energie verfolgt, welche vor keinem Mittel zurückschreckt. Es ist bekannt, daß die französische Regierung die deutsche Sprache in Schule und Kirche des Elsaß zu beschränken sucht, und Jahre lang war die europäische Presse ein Widerhall der Klagen über die dänischen Sprachordonanzen im mittleren Schleswig. Aber dies Alles ist Kinderspiel gegen das, was die russische

Regierung im letzten Jahr gegen die gottesdienstliche Sprache der Polen, Juden und Deutschen angeordnet hat. Mit drastischen Mitteln werden die hartnäckigen Sekten, welche bisher allen Befehrungsversuchen Widerstand geleistet, zur orthodoxen Kirche zurückgebracht, werden die unirten Griechen vom römischen Papstthum losgerissen, werden die Katholiken von Rom abgesperret, werden mit List und Gewalt die protestantischen Esthen und Letten griechisch gemacht, und um das Maaß voll zu machen, wird gegen die seit 700 Jahren in den Ostseeprovinzen ansässigen Deutschen, diesen hochachtbaren Vorposten deutschen Protestantismus und gegen die ruhmgefrönte Standarte dieses Vorpostens, gegen die Dorpater Hochschule, mit rücksichtsloser Gewalt gewüthet. Kurz, die kirchlichen Gewaltthaten des letzten Jahres zur Russificirung sind der Art, daß eine jede für jeden Nerv des modernen Bewußtseins eine Folter bedeutet. Die russische Politik gilt seit lange für sehr weltkundig und es leidet keinen Zweifel, daß die dortige Regierung genau weiß, welches Staunen, welchen Unwillen diese Vergewaltigungen der geistigen Interessen in der öffentlichen Meinung Europas hervorrufen müssen, namentlich wie tief schmerzlich das Vorgehen gegen Sprache, Wissenschaft und Religion der Ostseeprovinzen das deutsche protestantische Gefühl berühren muß. Aber weil man weiß, daß hinter diesen Maaßregeln ein Reich von 70 Millionen steht, welche Millionen in diesen Gewaltthaten einen Gottesdienst verehren, so lacht man über den ohnmächtigen Zorn der deutschen Presse. Und kaum kann man von einem Zorn der Presse sprechen; der Druck des orientalischen Kolosses ist so groß, daß man von vorn herein an dem Siege des Geistes über die Gewalt verzagt und jenen hochverdienten vorgeschobenen Posten deutschen Geistes und Lebens schon jetzt als einen verlornen ansieht. Die ehrenwerthen Stimmen braver Exulanten klingen mehr weich als kräftig, und welchen Erfolg sollen wir uns versprechen von der Veröffentlichung der Acten über die kirchliche Vergewaltigung der Ostseeprovinzen, um welche sich der Präsident von Harleß kürzlich verdient gemacht hat? Ja beugen müssen wir uns unter den zermalmenden Schmerz, daß unsere große Nation in einer Zeit, wo sie sich ihres Strebens nach Einheit und ihres Einflusses nach außen rühmt, nicht im Stande ist, einen ihrer edelsten Stämme vor asiatischer Barbarei zu schützen. Wie über alle Maaßen machtlos erscheint die gepriesene Cultur des neunzehnten Jahrhunderts einer solchen Thatfache gegenüber! Und welche Zukunft bedeutet nun diese Gegenwart? Die unaufhaltsam fortgehende Verschmelzung eines naturwüchsigigen Volksthums mit einem getrübbten Kirchenthum streut die unheilvolle Saat einer unveröhnlichen Feindschaft

gegen deutschen Geist. Man denke, was es sagen will: 70 Millionen geleitet von einem Willen und begeistert durch die unberechenbare Gewalt eines religiösen Fanatismus! Ich kenne nur eine Möglichkeit, diese Gefahr zu bestehen oder auch, was noch viel erwünschter wäre, derselben vorzubeugen, nämlich die, daß auch das deutsche Volk sich religiös verfaßt aber nicht auf Grund eines Aberglaubens, sondern des ächten, freien, geistigen Christenglaubens.

Das slavische Kirchenthum bedroht die äußerste Grenze deutscher Cultur und ist eine Gefahr für unsere Zukunft, das romanische Kirchenthum ist ein Erbfeind in unserem eigenen Hause! Wie oft ist derselbe schon todt gesagt, und im laufenden Jahre hat er sich mächtiger und verderblicher erwiesen, denn seit Jahrhunderten! Ach wir bleiben Kinder am Verstande immerdar, wie weiland die Griechen! Wir sind stolz auf unsere Philosophie, Literatur, Poesie, Wissenschaft und Gelehrsamkeit, dazu kommt, daß wir endlich auch zum nationalen Bewußtsein, zur politischen Mündigkeit erwacht sind; mit Meisterschaft reden und schreiben wir über unsere nationale und politische Weltmission; kurz, wir können Jedermann beweisen, daß wir an der Spitze der modernen Cultur marschiren, und doch wird diese ganze Herrlichkeit vor unsern Augen verhöhnt von Mächten, die wir längst als begraben betrachtet haben! Welche Ueberraschungen hat der gegenwärtige Papst der heutigen Welt und besonders dem deutschen Bewußtsein schon bereitet! Von der Revolution aus Rom verjagt, beginnt er als Flüchtling in Gaeta die bestrittene Sagung von der unbefleckten Empfängniß der Maria zur Erörterung zu bringen und am 8. December 1854 verkündigt er die alte Schulmeinung der Scotisten gegen den Rath mehrerer deutschen Kirchenfürsten als Dogma, und seitdem verehren die 139 Millionen Katholiken diese abgöttische Lehre als christlichen Glaubenssatz. Zehn Jahre später an demselben 8. December erklärte Pius IX. in seiner bekannten Encyclica und dem begleitenden Syllabus allen Errungenschaften der modernen Cultur den Vertilgungskrieg. Trotz der so schweren Niederlagen und Verluste in Italien war dieser Papst ungebeugt geblieben und die neue antiklericale Wendung in Oesterreich hat ihn so wenig kleinmüthig gemacht, daß er am 22. Juni 1868 seinem Zorn gegen die neuen Grundgesetze im österreichischen Staate, welche er „verabscheuungswürdig“ nennt, völlig den Zügel schießen läßt, ja er greift ganz nach den Grundfäsen Bonifacius VIII. thatsächlich in die österreichische Staatsordnung ein, indem er in einem Schreiben vom 9. December 1868 den bestraften Redacteur des Tyroler Volksblattes belobt und den Bischof von Linz in seinem Wider-

stand gegen die Staatsgesetze bestärkt. Aber den Gipfel seines Selbstbewußtseins hat Pius IX. erstiegen, als er am 29. Juni 1868 ein ökumenisches Concil auf den 8. December 1869 ausschrieb, ein kühnes Wagstück, zu welchem seit 300 Jahren sich kein Papst erhoben und welches die Welt seit lange schon für unmöglich gehalten hatte. Nach Allem was bereits von den Vorbereitungen zu diesem Concil verlautet, muß man erwarten, daß es auf die Krönung des päpstlichen Gebäudes angelegt ist. Ja, die Gedanken des Papstes, seiner Cardinäle und seiner Jesuiten sind das grade Gegentheil von dem, womit die Welt sich träumend ergötzt, indem sie jeden Augenblick den Abbruch des Papstthums zu erleben hofft. Offenbar sind jene Gedanken weit mehr vertraut mit dem Geheimniß weltgeschichtlicher Entwicklung, als die subjectiven geschichtslosen Geister der modernen Cultur. Ein Institut, welches die Stürme der französischen Revolution, der napoleonischen Gewaltherrschaft, der Erschütterungen des Jahres 1848 mit ungebrochenem Muth überstanden, welches das Wohlwollen kurzächtiger Staatsmänner flüchtig auszubenten versteht, dagegen jeder aggressiven Bewegung der Staaten, sei es in Berlin, in Wien oder Petersburg, einen Märtyrer nach dem andern entgegenstellt, ein solches Institut hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Mit Erlaubniß der modernen Cultur ist zu sagen, daß das Papstthum auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trotz seines Syllabus von 1864 eine weltgeschichtliche Macht ersten Ranges ist und daß man eine solche Macht nicht bekämpfen kann mit Neben und Büchern, sondern nur durch eine überlegene geschichtliche Macht, die organisiert sein muß, um in ununterbrochener Wirksamkeit zu arbeiten. Und so lange wir diese organisierte weltgeschichtliche Macht nicht besitzen, thun wir gut, daß wir uns nicht auf den Geist des Jahrhunderts verlassen, um nicht noch hundertmal durch die Thatfachen einer schimpflichen Täuschung überführt zu werden. Für alle seine herausfordernde Kühnheit hat Pius IX. bisher noch weit mehr Anerkennung als Widerstand gefunden. Welch eine Ermuthigung war die Secundizfeier vom 11. April! Es ist keine Uebertreibung, wenn man gesagt hat, ein solches Fest kann nur ein römischer Papst möglich machen. Besonders befriedigt ist der Papst von der Stimmung in Deutschland, welches seit den Tagen des Aeneas Sylvius dem Papstthum am meisten Trugial angethan hat. Und wie gehorjam hat der deutsche Katholicismus die schweren Aergernisse des neuen Dogma über die Maria und des barbarischen Syllabus nicht bloß geduldet, sondern ins Blut aufgenommen. Die Adresse der deutschen Katholiken, welche von 1,200,000 Namen unterschrieben, darunter 13 Fürsten

und 150 adeliche Herren und von der Beigabe eines Geschenkes von 1 Million Franks begleitet war, bekennet sich ausdrücklich und unumwunden zu jenen anstößigsten Decreten des gegenwärtigen Papstthums. Und welch ein Schauspiel für einen Papst, daß, während die protestantische Geistlichkeit in Deutschland im Ganzen und Großen so gut wie allen politischen Einfluß eingebüßt hat, die Volksvertretermahlen in Baden und Bayern in den letzten Jahren jedesmal ein namhaftes ultramontanes Contingent gestellt haben! Zwar giebt es innerhalb der katholischen Welt einige Gegenwirkungen gegen diese sich immer mehr spreizende Papstmacht. Aber ein sehr charakteristisches Zeichen der Zeit ist es, daß, während früher doch innerhalb des bischöflichen und clericalen Standes sich oftmals ein recht tapferer Widerstand gegen Ueberspannungen der päpstlichen Suprematie bemerklich machte, jetzt Alles, was Priesterweihe empfangen hat, der ultramontanen Strömung folgt. Man spricht zwar von einigen Bischöfen Frankreichs, welche noch festhalten an den Grundsätzen des Gallicanismus, aber der ganze Gallicanismus ist eigentlich immer eine ziemlich unwirksame Abstraction geblieben. Die Staatsgewalten in Oestreich, Italien und Spanien haben den Versuch gewagt, von dem päpstlichen Joch sich zu emancipiren. Aber es ist ein höchst bedenkliches Zeichen für das Gelingen dieser politischen Opposition, daß auf der Arena dieses Kampfes die Geistlichkeit in geschlossenen Reihen nicht auf Seiten des Staates, sondern auf Seiten des Papstthums steht. Es giebt zwar in Bayern, Württemberg und Baden Priester, welche den Rest von Freiheit, Selbstständigkeit und Wissenschaftlichkeit, welche der katholischen Theologie und Kirchenverwaltung bisher verblieben ist, gerne retten möchten, aber nur aus dem Versteck der Anonymität heraus wagen sie für diese Güter zu kämpfen. Und wagt sich einmal Einer mit seinem Namen heraus, wie der Cardinal d'Andrea, oder der Professor Michelis, oder ganz kürzlich der Chorherr Lorenz, sofort wird ihm von dem geschlossenen Ring des hierarchischen Ordens das Leben dermaßen beengt, daß er widerrufen muß und damit Jedem, der etwa Lust hätte, ihm nachzufolgen, allen Muth benimmt. So lange aber der katholische Clerus sich um alle Ansprüche des Papstthums wie eine Phalanx zusammenschaart, bleiben die Freiheitsbewegungen in den genannten drei Staaten immer von zweifelhafter Wirkung. Solche politische Bewegungen, welche sich von dem hierarchischen Zwange losmachen, beginnen in der Regel mit einer großen Begeisterung. Die lang unterdrückte Sprache der Vernunft, des Gewissens und des Rechts bricht hervor in begeisterten Reden, in kräftigen Beschlüssen, im Sturm wird die Freiheit decretirt und alles Volk athmet auf, als würde es nach

langer Finsterniß endlich Tag. So ist es nicht zum ersten Mal geschehen in Wien, Turin und Madrid. Aber bald zeigt sich, daß die geheimnißvollen Banden, mit denen die Priesterschaft das Gewissen des Volkes gefangen hält, weit stärker sind, als die Leiter der politischen Bewegung sich gedacht hatten, und so tritt denn bald eine gewisse Schwäche und Aengstlichkeit in der Ausführung der freiheitlichen Geseze zu Tage. Das hat sich oft auch in neuester Zeit in Wien, Turin und Florenz gezeigt und in Spanien haben die Frivolitäten von Junner y Capdevila, dem materialistischen Arzt aus Barcelona, den Priestern bereits ein großes Uebergewicht wieder zu Wege gebracht. Als ein allerneuestes bedenkliches Zeichen muß man es betrachten, daß der protestantische Ministerpräsident von Beust nicht den Muth hat, sich dem wahrhaft staatsmännischen Vorgehen des Fürsten von Hohenlohe anzuschließen. Wo hatte man radicaler und nachhaltiger aufgeräumt mit allen mittelalterlichen Traditionen und hierarchischen Anmaßungen als in Frankreich? Und doch ist jetzt die napoleonische Politik, die französische Clerisei und Bevölkerung eine Hauptstütze des Papstthums! Aehnlich ist es mit dem Auftreten der freisinnigen Laien unter den Katholiken. Daß Johannes Ronge nicht im Stande ist, dem Papstthum großen Abbruch zu thun, hat sich längst erwiesen, aber auch was sich kürzlich aufthut an freisinnigem Katholicismus in der Diöcese Trier, in Baden, in Württemberg und Bayern, ist viel zu unbestimmt und zu schwach, um eine durch sich selbst geschichtliche Bedeutung zu haben. In dieser Beziehung gilt das Wort von Gneist: „Die socialen Parteibildungen sind unstetig und wechselnd, die absolute Monarchie der römischen Kirche dagegen verfolgt stetig unerschütterlich ein Ziel“ (Die confessionelle Schule S. 41). Endlich sind auch die Staatsregierungen aufgewacht und scheinen dem kommenden Concil gegenüber Stellung nehmen zu wollen. In der That handelt es sich auch, nachdem was in Oestreich und Baden zum Vorschein gekommen und was die „Civiltà Cattolica“, das officiöse Organ Pius IX., über die Pläne des Concils verrathen hat, für die Souveränität der Staaten um die Behauptung eines unveräußerlichen Grundrechtes. Es ist daher erfreulich, daß die Anregung des Fürsten Hohenlohe, die ursprünglich so verächtlich behandelt wurde, nach und nach Eingang findet und namentlich auch in Berlin. Manche denken nun, daß wenn die Regierungen sich zur Abwehr etwaiger ultramontaner Uebergriffe entschließen, damit auch jede Gefahr von Seiten des Concils beseitigt sei; aber diese kennen die Geschichte des Papstthums nicht. Es ist immerhin möglich, daß die etwaige Opposition der Regierungen, einzelner Cleriker und Laienvereinigungen gewisse Ab-

sichten der Jesuiten auf dem Concil zu Fall bringen, aber der hierarchische Apparat ist so kunstreich, daß nicht selten das, was auf gradem Wege nicht erzielt werden kann, desto sicherer, nur langsamer, auf krummen Wegen erreicht wird. Papst und Cardinäle, Jesuiten und Clerus sind entschlossen, alle Freiheitsregungen auf dem staatlichen und wissenschaftlichen Gebiet mit den erprobten Mitteln der Gewissenstyrannie in den Bann zu thun und was sich bis dahin zur Opposition rüstet, ist viel zu schwach, um gegen diese Coalition auf die Länge etwas von Belang ausrichten zu können. Es ist ein Beweis großer Kurzsichtigkeit, daß unsere Staatsmänner nicht längst in dieser Situation die größte Gefahr unseres Vaterlandes erkannt haben. Weil aber die Theologen von der nationalen Frage schon lange kein Verständniß mehr haben, so unterlassen es die Politiker die kirchliche Frage zu studiren und so tappen Beide in der Finsterniß und leben von Illusionen. Der Nefse ist klüger als der Onkel, er hat die alte Maxime von der Solidarität des Despotismus mit der Priesterherrschaft sehr wohl begriffen. Wie das griechische Kirchenthum in dem östlichen Kaiserreich seine Stütze hat, so das römische Kirchenthum an dem westlichen Kaiserreich. Augenblicklich stehen zwar der Patriarch von Constantinopel und der heilige Synod von Petersburg mit dem Papst auf gespanntem Fuß und auch die beiden Kaiser sind gegenwärtig etwas antipathisch gegen einander. Aber eines Tages sind Pilatus und Herodes Freunde geworden. Das heilige Slavenreich wie das päpstliche Romanenreich, beide Reiche müssen immer wieder in Deutschland, der Heimath der ursprünglichen Freiheitsgedanken, der Ideale und des Protestantismus, den gemeinsamen Feind erkennen. In dieser Weltstellung liegt die Möglichkeit eines neuen Religionskrieges. Nicht als ob das Dogma den Anlaß eines Krieges hergeben würde, den Anlaß würde man mit leichter Mühe in dem materiellen Gebiet entdecken, aber von Osten und von Westen her würde durch die Priester eines abergläubigen Kirchenthums gar leicht die furchtbare Fackel des religiösen Fanatismus angezündet werden, um die germanische Welt als eine gottlose Kegerin und Zauberin zu verbrennen. Und wehe uns, wenn in solchem Fall die Hälfte unseres Volkes mit ihrem Gewissen an Rom gebunden ist und die andere Hälfte ihre religiöse Kraft in einem häuslichen Kriege zwischen Geistlichen und Laien verzehrt! Da den meisten Zeitgenossen der Gedanke an eine solche Eventualität sehr ferne liegt, so will ich nicht unterlassen, hier zu constatiren, daß ein Mann, der allgemein für einen feinen Weltbeobachter gehalten wird, nämlich Berthold Auerbach, im letzten Jahr den Gedanken eines möglichen Religionskrieges in vollem Ernste öffentlich ausgesprochen hat.

Der einzige Trost bei solcher Aussicht ist der, daß eben in dem letzten Jahr am Deutschen Horizont einzelne Zeichen aufgetaucht sind, welche auf eine Zukunft hindeuten, die dieser äußersten Gefahr vorzubauen geeignet wäre. Der deutsche Protestantismus hat im laufenden Jahr drei Feste gefeiert, zwei in Worms, welche das Andenken Luthers erneuert, und eins in unzähligen Städten, welches dem Gedächtniß Schleiermachers gewidmet war. Es hat sich an diesen Festtagen aufs Unverkennbarste gezeigt, daß diese Namen Luther, Worms und Schleiermacher in allen Schichten des deutschen Volkes einen freudigen Widerhall finden. Diese dreifache Feier galt aber weit mehr der Gegenwart und Zukunft als der Vergangenheit. Luther hat den protestantischen Glauben und Geist als geschichtliche Macht in die Welt eingeführt, aber weil dieser Glaube und Geist nicht zugleich seinen naturgemäßen Organismus empfang, so ist nicht bloß seine geschichtliche Wirkung gehemmt, sondern sogar seine Existenz in Gefahr. Schleiermacher hat den Gedanken dieses Organismus entdeckt und zu Papier gebracht; aber ins Leben ist dieser Gedanke noch immer nicht eingeführt. Daß die protestantische Idee sich vermittelt des deutschen Volkslebens organisire und dadurch zu einer stetig wirksamen Kraft innerhalb des öffentlichen Lebens gelange, das war die Sehnsucht und die Hoffnung jener Tausende, welche die genannten Feste feierten. Wenn es eine Möglichkeit giebt, das entsetzliche Schwert eines dereinstigen Religionskrieges in der Scheide zu halten, so ist diese Möglichkeit die auf der Macht des Geistes und der Freiheit ruhende deutsche Volkskirche. Auf diese Zukunft weisen jene Feste, welche aus dem freien Triebe des protestantischen Volkes hervorgegangen sind, auf diese Zukunft deuten auch die organisatorischen Verfügungen einer großen Anzahl protestantischer Kirchenregimente, welche ebenfalls dem letzten Jahre angehören. Das preussische Kirchenregiment beruft in diesem Jahr außerordentliche Provinzialsynoden für die sechs östlichen Provinzen, für die Provinz Hannover ist die Generalsynode in Aussicht genommen, im Königreich Sachsen wird die Landessynode vorbereitet, die thüringenschen Staaten Weimar, Meiningen, Coburg-Gotha sind im Begriff, eine Synodalverfassung einzuführen, Braunschweig hat eine Vorsynode angekündigt, die großherzoglich hessische Regierung hat eine Vorlage zur Kirchenverfassung verheißen, Herr von Mühler hat mit Professor Heppe über eine neue Kirchenorganisation in der Provinz Hessen verhandelt, und in Schleswig-Holstein ist ein Consistorium eingesetzt, mit dem Mandat, eine Kirchenverfassung für die Herzogthümer vorzubereiten.

Ständen hinter jenen Stimmen der Festfeiernden lauter kirchliche

Persönlichkeiten, und gingen diese Anläufe der Kirchenregimente aus der Kraft und Fülle des protestantischen Geistes hervor, nun dann könnte man schon jetzt dem deutschen Volke, ja der Menschheit zum Anbruch einer neuen Zeit Glück wünschen. Aber in jener Begeisterung ist immer noch viel Schaum und diesen kirchenregimentlichen Ansätzen zur Freiheit ist immer noch viel Angst vor der Freiheit beigemischt.

Es ist noch sehr viel zu thun übrig, ehe wir sagen können, daß wir auf gebahntem Wege der Zukunft entgegengehen. Davon überzeugen wir uns, wenn wir nunmehr auf das herrschende innerkirchliche Treiben und Leben in dem deutschen Protestantismus unsern Blick richten. Da eine kirchenpolitische Rundschau nicht für das Vergnügen geschrieben wird, sondern dem Ernst des Lebens und Handelns gewidmet ist, so halte ich es für meine Pflicht, bei denjenigen Erscheinungen des letzten Jahres, welche wie Felsblöcke und Berhaue den Weg des kirchlichen Fortschrittes versperren, zu verweilen und bitte ich meine Leser, mich hier zur Anschauung der Einzelheiten begleiten zu wollen, auf daß wir uns eine begründete Ueberzeugung verschaffen, um demnach zu diesen Erscheinungen eine feste gewissenhafte Stellung zu gewinnen.

Ich werde drei innerkirchliche Thatfachen des laufenden Jahres zur Sprache bringen, welche für Jeden, der sehen will, die Signatur der herrschenden Richtung in dem gegenwärtigen Protestantismus deutlich zu machen geeignet sind. Es sind folgende: die allgemeine lutherische Konferenz, welche am 1. und 2. Juli 1868 in Hannover getagt hat, der Bremer und der Berliner Kirchenstreit und die Gesangbuchsfrage in Schlesien und Berlin.

Die genannte lutherische Konferenz ist ein Ereigniß, welches die allerernsteste Beachtung erheischt. Ich habe mich bisher vergebens nach einer eingehenden Würdigung dieses Ereignisses umgesehen. Natürlich hat es nicht an Lobeserhebungen der Einverstandenen gefehlt, aber soweit ich gesehen, haben die Lobredner das eigentlich Neue und Charakteristische gar nicht berührt. Dieser Umstand hätte Jenen, welche nicht einverstanden sind, ein Fingerzeig sein sollen, den Kern der Sache gründlicher zu untersuchen. Aber die Tadler sind ziemlich leicht und schnell über dieses Ereigniß zur Tagesordnung übergegangen, sie haben in den Thaten und Verhandlungen dieses allerneuesten Lutherthums wesentlich nichts Anderes entdeckt, als was sie längst an diesen Männern verwerflich gefunden.

Vergegenwärtigen wir uns zuvörderst die Statistik dieser Konferenz. Am 30. und 31. October 1867 treten in Hannover 31 Männer aus den deutschen lutherischen Landeskirchen, größtentheils Theologen, zusammen und

fassen den Entschluß, eine ständige Vereinigung unter den deutschen Lutheranern zu bilden. Es wird ein Statut entworfen, dessen Unterzeichnung die Beitrittserklärung bedeuten soll, dessen erste und wichtigste Bestimmung ist, „daß diese lutherische Vereinigung die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche, als die Norm für ihre Verhandlungen erkennt“. Es wurde sodann ein engerer Ausschuß erwählt aus 15 verschiedenen Landeskirchen, welche durch hervorragende Kirchenregenten, Theologen und Standesherren vertreten wurden, keine jedoch so vollständig wie Mecklenburg = Schwerin, denn diese Landeskirche sitzt mit ihrem gesammten Consistorium, mit ihrem ganzen Kirchenregiment mit Ausnahme eines Mitgliedes, mit ihrer ganzen Theologenfakultät mit Ausnahme eines Professors in dem engeren Ausschuß. Im Mai 1868 erging die Einladung zur Versammlung in Hannover am 1. und 2. Juli 1868 und das Statut wurde vor und während der Versammlung unterschrieben von etwa 5000 Lutheranern, unter denen etwa 1900 Pastoren sich befinden. Es ist wohl die Frage, ob irgend eine kirchliche Partei innerhalb des deutschen Protestantismus solche Zahlen und so gewichtige Namen in so kurzer Zeit mobil zu machen im Stande ist. Grund genug für Jeden, der sich um die kirchliche Gegenwart bekümmert, diese Erscheinung genau ins Auge zu fassen, zumal diese Conferenz nicht bloß der Zeit nach mit der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse zusammenfällt, sondern, wie sie selbst sagt, durch dieselbe veranlaßt ist. Außerdem nimmt diese Partei den glorreichsten Namen, den die deutsche Christenheit aufzuweisen hat, für sich ausschließlich in Beschlag; thäte sie dies mit voller Wahrheit, dann hätte die deutsche Nation in ihrer gegenwärtigen Lage alle Ursache, sich zu jenem kirchlichen Ereigniß in der Welfenstadt Glück zu wünschen.

Nun wohl! diese lutherische Conferenz hat mit ihrem ausschließlichen Anspruch auf Luthers Namen uns den Maafsstab zu ihrer Beurtheilung in die Hand gegeben. Luther ist ein so kräftiger und klarer Geist, er hat den ihm von Gott verliehenen kirchlichen Beruf mit so gewaltigen Thaten in die Annalen der Weltgeschichte eingegraben, daß wir nach dreihundert Jahren genau unterscheiden können, was in Wahrheit diesem großartigen Kirchentypus entspricht und was eine betrügliche Nachäffung desselben ist.

Zuvörderst ist mir ausgemacht, daß Luther das Statut dieser lutherischen Conferenz, dessen Discussion merkwürdigerweise gegen allen Gebrauch bei freien Vereinigungen durch das Statut selber ausgeschlossen ist und zwar für immer, nicht hätte unterschreiben können. Die erste Bestimmung dieses Statuts lautet: „die allgemeine lutherische Conferenz tritt auf dem

Grunde der Bekenntnisse der lutherischen Kirche zusammen und erkennt in denselben die Norm für ihre Verhandlungen“. Soviel ich weiß, existirt in keiner protestantischen Kirche eine Verpflichtung auf die Bekenntnisse allein, sondern alle Verpflichtungen lauten zuerst auf die heilige Schrift und in zweiter Linie werden dann die kirchlichen Bekenntnisse genannt. Hier ist von der heiligen Schrift gar nicht die Rede, nur die kirchlichen Bekenntnisse werden genannt und diese werden hingestellt nicht etwa nur als eine Norm, sondern ausdrücklich als die Norm. Das große Bekenntniß Luthers in Worms weiß nur von der heiligen Schrift und dem Gewissen, und im Jahre 1538, als bereits die augsburgische Confession, die Apologie, die Katechismen und die schmalkaldischen Artikel existirten, schreibt Luther: „wir können solche kirchliche Vorschriften nicht als strenge Gebote ausgehen lassen, auf daß wir nicht neue päpstliche Decretalen aufwerfen, sondern als Historie oder Geschichte, dazu als Bekenntniß unseres Glaubens“ (Walch X, 1909). Nein, Luther hätte man nie dahin gebracht, eine solche Verpflichtung zu unterschreiben, nach welcher er sich verbindlich machte, ohne Bezugnahme auf das göttliche Wort, „welches allein Glaubensartikel stellt“ (Articul. Smalc. p. 308), menschliche Satzungen als die bindende Norm für kirchliche Verhandlungen grundlegend zu machen. Und wer dieses neue Dogma unterschreibt, und eine andere Thüre, durch welche man zu dieser Conferenz eingeht, giebt es nicht, ich wiederhole: man muß dieses neue Dogma mit seiner Namensunterschrift versiegeln, — wer nun seinen Namen dazu hergiebt, der verzichtet an seinem Theil auf eins der theuersten Güter, welches uns Luther durch seine schweren Kämpfe errungen, und was von dessen Lutherthum übrig bleiben sollte, ich wüßte es in der That nicht zu definiren. Ich lebe nun der Hoffnung, daß Viele von den 1900 Pastoren dieses päpstliche Dogma unterschrieben haben, ohne zu wissen was sie thaten, sie sind eben denen, welche sie für die Säulen der Kirche halten, in gutem Glauben nachgefolgt. Aber diejenigen, welche diese antilutherische Satzung erfunden und durchgesetzt haben, sind in vollem Sinne dafür verantwortlich, diese haben sich einer offenbar kirchlichen Fälschung schuldig gemacht; und was soll man von einer kirchlichen Conferenz erwarten, welche sich von solchen Führern leiten läßt, und welche an ihrer Stirn das Malzeichen eines falschen Namens trägt?

Wir wollen uns nun in unserer weiteren Prüfung nicht bei den Worten dieser Conferenz aufhalten, wir fragen gleich nach dem thatächlichen Verhalten, nach dem Thun und Lassen derselben. Nichts charakterisirt Luthers kirchliches Wirken und Lehren so sehr, wie der Muth eines

in Gott ruhenden und im Glauben, wie er selbst sagt, „trogigen“ Herzens, das ist der unverfälschbarste Stempel seiner reformatorischen Thaten und Lehren. O wie sehr nöthig wäre dieser lutherische Muth unserer feigen, matten, franken, schleichenden Zeit! Wie ein schöpferischer Hauch würde dieser Muth manche ohnmächtigen Geister, viele sterbenden Seelen ins Leben rufen. Ich gestehe, hätte die lutherische Conferenz nur in einigem Maaße den urprotestantischen Muth wieder wachgerufen und als eine lebendige Kraft in die kirchliche Gegenwart hineingesetzt, viele Irrthümer und Verkehrtheiten hätte ich ihr leichten Herzens verzeihen können. Aber diese Lutheraner mögen Luthers Mantel haben, seinen Geist haben sie nicht. Ich habe in den Predigten, Reden und Verhandlungen, welche die Conferenz als ihr erstes Lebenszeichen hat drucken lassen, eifrig nach den Spuren des ächten Luthergeistes gesucht, ich muß bekennen, daß ich Nichts, aber auch gar Nichts der Art gefunden habe, denn diese Stachelreden gegen den Berliner Oberkirchenrath, diese mißtrauischen Töne gegen den König Wilhelm machen mir weit mehr den Eindruck der Empfindlichkeit und der Verzagttheit, als den des frischen, fröhlichen Muthes. Diesen Muth habe ich vergebens gesucht, aber etwas Anderes habe ich entdeckt, nämlich das Gegentheil des Muthes. Hätten die Sprecher der Conferenz einigen Vorrath von wahren Muth gehabt, so brauchten sie nicht nach Berlin zu blicken, sie waren darauf angewiesen, in erster Linie ihren Muth für die Reinigung ihres eigenen inneren Gebietes aufzuwenden.

Die Conferenz will eine kirchliche Einheit darstellen, und sie legt großes Gewicht auf diese ihre Einheit. Alle Glieder schreiben ihren Namen unter ein Alle umschließendes bindendes Gesetz und ein Hauptredner erklärt mit großer Emphase, daß bei dem wichtigsten Vortrag „ein spürbares Amen durch die Versammlung gegangen sei.“ (Die allgemeine luther. Conferenz S. 69.) Wären diese Zeichen der Einigkeit wirklich wahr, dann hätten wir ein eben so erfreuliches als seltenes Beispiel vor Augen. Aber diese Zeichen trügen, denn es fehlt die Hauptbürgschaft der Einigkeit, nämlich die Wahrheit. Zwischen den vornehmsten Männern, die an der Spitze dieses Unternehmens stehen, lagen seit zwölf Jahren öffentliche Fehden vor, welche sich bei verschiedenen Anläufen immer erneuert und eine ganze Literatur erzeugt hatten. Ich sage absichtlich Fehden, denn nicht etwa um wissenschaftliche Differenzen handelte es sich, sondern es waren Kämpfe um die kirchliche und christliche Existenz der streitenden Persönlichkeiten, und öffentlich vor den Augen der Welt wurden diese Kriege um Sein und Nichtsein geführt. Nun ist es zwar nicht unmöglich, daß Solche, die sich

auf Leben und Tod bekämpft haben, sich wieder versöhnen, aber sehr schwer ist es, denn nur dann kehrt der Friede wieder, wenn die Schuld des Haders durch das Feuer der Buße vertilgt worden ist. Wollten nun diese Lutheraner, welche der Welt das Schauspiel des gegenseitigen Beißen und Fressens (Gal. 5, 15) in reichlichem Maße gegeben hatten, jetzt den Eindruck der Einmüthigkeit darstellen, dann waren sie heilig verpflichtet, offen und aufrichtig ihre Sünde und Schuld zu bekennen. Diese Lutheraner müssen uns, die wir ihre öffentlichen Fehden mit Betrübnis angeschaut haben, nicht zumuthen, daß wir uns nunmehr ihrer Einigkeit freuen sollen, wenn sie uns nicht vorher das Unterpfand einer gründlichen Buße aufzeigen können. So wenig aber wird uns dieses Unterpfand geboten, daß nicht einmal der Muth vorhanden ist, aus Herzensgrund über diese Dinge die Wahrheit zu sagen. Nur ein einzig Mal wird das Uebel mit einigem Nachdruck genannt, aber von einem Unbetheiligten und auch nur mit einer allgemeinen Redensart (S. 26); die Betheiligten schweigen entweder still oder huschen über den Abgrund hinweg. Nein, nicht der Muth der Wahrheit herrscht hier, sondern die Feigheit des Verschweigens und Verdeckens. Ferner nicht der Muth, ein erkanntes vorhandenes Unrecht wieder gut zu machen, beseelt diese Conferenz, sondern sie unterliegt der Versuchung, jenes Unrecht noch zu verstärken. Denn bisher gab es eine ganze Anzahl lutherischer Männer, welche keinen Anstand nahmen, öffentlich zu bezeugen, daß das gegenwärtige Kirchenthum in Mecklenburg-Schwerin nicht auf einem Brauch sondern auf einem Mißbrauch des lutherischen Bekenntnisses beruhe. Wollte man nun das lutherische Bekenntniß aufs Neue zu Kraft und Geltung erheben, wie dies ja die erklärte Absicht dieser Conferenz ist, so mußte man durch eine kräftige Censur jenen mecklenburgischen Mißbrauch berichtigen. Anstatt dessen aber hat man den vornehmsten Urheber jenes Mißbrauches zum Sprecher und Führer in der Hauptfrage erwählt und jene lutherischen Verkläger des mecklenburgischen Kirchenthums haben sich stillschweigend der Führerschaft jenes mecklenburgischen Kirchenfürsten untergeben, welchen einer der Hauptredner als den „theuren Mann“, als „einen Edlen und oberst Berufenen“ bezeichnet (s. S. 69).

Ich fühle das ganze Gewicht meiner beiden Anklagen gegen diese Conferenz, ich bin bereit, dieselben zu beweisen.

In der zweiten Auflage seines Commentars zum Römerbrief beschuldigte Philippi, Professor in Rostock, den Erlanger Professor von Hofmann „der subjectivistischen Umsetzung der biblisch-kirchlichen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre“. Nachdem von Hofmann sich gegen diesen Vorwurf ver-

theidigt, veröffentlichte Philippi eine eigene Schrift unter dem Titel: „Herr Dr. von Hofmann gegenüber der lutherischen Veröhnungs- und Rechtfertigungs-Lehre von 1856.“ In dieser Schrift erklärt Philippi, daß die Hofmann'sche Lehre der lutherischen Kirche das Recht des Entstehens und Bestehens abspricht (S. 53); daß, wenn diese Lehre wahr wäre, er, Philippi, ebenso gerne Jude geblieben wäre (S. 56). Darauf schrieb von Hofmann in seiner ersten Schutzschrift: „ich will das Eisen zur Hand nehmen, um das Dornestrüpp wegzuschlagen, mit welchem sie mir den Weg der Wissenschaft und Andern den Zugang zu mir verbauen“ (S. 2). „Verhüte Gott, daß ich den mir von Dr. Philippi angebotenen Frieden annehme! Ich kündige allen denen den Krieg an, welche die Denzettel ihrer Rechtgläubigkeit breit und die Säume ihrer Bekenntnistreue groß machen, um oben an zu sitzen in den Schulen“ (S. 31). — Dieser heftige Streit ward durch die Einmischung der Erlanger Doctoren Schmid und Luthardt, Thomasius und Harnack nicht erledigt, und mußte darum auch, nachdem er ein wenig geruht, aufs Neue wieder hervorbrechen. Professor v. Hofmann hatte seinen drei mecklenburgischen „herzinniggeliebten Freunden“ Karsten, Kliefoth und Krabbe den ersten Band seines Hauptwerkes „Der Schriftbeweis“ gewidmet. In den Jahren 1858 und 1859 schrieb Kliefoth fünf Abhandlungen gegen den „Schriftbeweis“ v. Hofmann's, und erklärte unter Anderem: „in diesem Buche sei ein fremdes Feuer, welches am Hause Gottes zehre.“ (j. Kirchl. Zeitschr. 1858. S. 710.) Als Dr. Luthardt äußerte, Kliefoth werde mit seiner Verurtheilung der Hofmann'schen Theologie doch in seinem kirchenregimentlichen Verhalten nicht Ernst machen, antwortete Kliefoth: „die jungen Leute möchten Hofmann studiren, ließen sie sich aber von ihm gefangen führen, so sollten sie nicht wännen, mit der Kirchenlehre harmonisch zu stehen. So werde ich mich verhalten“ (Kirchl. Zeitschr. 1859. S. 225). Und Kliefoth hat Wort gehalten. Von den zahlreichen Mecklenburgern, die in Erlangen Hofmann gehört, kommt keiner durchs Examen, an dem man Hofmann's Kezereien entdeckt und ein Prediger, der ein Mal von Hofmann gegen die Verunglimpfungen des mecklenburgischen Kirchenblattes zu vertheidigen suchte, hat sein Vaterland längst mit dem Rücken angesehen. In der kirchlichen Zeitschrift Kliefoth's also, unter der Billigung des „herzinniggeliebten, theuren Freundes“ erhob sich im Jahre 1858 noch ein anderer Theologe gegen von Hofmann, der damalige Göttinger Professor Dieckhoff. Derselbe erklärte, „die Lehre von Hofmann's von der heiligen Schrift sei eine solche, daß die Wahrheit der lutherischen Lehre den allerwichtigsten Schaden leiden müßte“ (j. Kirchliche Zeitschrift 1858. S. 711).

In dieser Abhandlung, die auch für sich gedruckt ist, heißt es ferner: „es handelt sich um principielle Verderbungen“ es gilt der Vertheidigung „von Fundamentalsätzen nicht etwa bloß der lutherischen Lehre, sondern des evangelischen Glaubens überhaupt“ (i. S. 714). „Die Principien der Theologie des Dr. von Hofmann stehen im schroffsten Widerspruch gegen die Grundprincipien der evangelischen Theologie“ (i. S. 873). Nachdem Dr. Dieckhoff sich dann noch in zwei Abhandlungen gegen v. Hofmann's „Schmähdungen“, wie er sagt, in der Zeitschrift Kliefoth's auseinandergesetzt, wurde er zuerst Mitherausgeber der kirchlichen Zeitschrift Kliefoth's und demnächst Professor in Rostock. In dieser Eigenschaft hielt er sodann Gericht über die lutherische Dogmatik von Rahnis. In dem Jahrgange 1861 der genannten Zeitschrift beginnt Dieckhoff seine Beurtheilung jenes Werkes mit folgendem Wort: „in diesem Buche vollzieht Dr. Rahnis seinen freilich schon früher deutlich genug angekündigten Abfall von der Wahrheit des lutherischen Bekenntnisses“ (S. 901). Einige weitere Sätze mögen diese Art von Polemik näher charakterisiren. „Der verwerfende Gegensatz des Dr. Rahnis trifft die allereigentlichste Bekenntnißsubstantz des lutherischen Bekenntnisses.“ (S. 906.) „Dr. Rahnis unternimmt nichts Anderes in seiner Dogmatik als was Dr. Schenkel in vielfach verschiedener und doch im Wesentlichen gleicher Weise unternommen hat.“ (S. 912.) „Die Theologie des Dr. Rahnis ist im eigentlichen Sinne des Wortes wild geworden und mit ihm auf den Wegen des zeitalterlichen Geistes durchgegangen“ (S. 914). „Eine solche Behandlung theologischer Stoffe ist identisch mit der Auflösung theologischer Wissenschaft in loses Geschwäg“ (S. 917). „Es ist auffallend, wie Dr. Rahnis auch nicht einmal die einfachsten und bekanntesten Dinge durchzudenken vermag“ (S. 936). In seinen fünf Artikeln gegen von Hofmann's Schriftbeweis hatte sich Kliefoth noch eine gewisse Mäßigung auferlegt. Freilich hatte er schon angedeutet, was ihm der Grund von all jenen Freylehren zu sein schien, nämlich die Betheiligung von Hofmann's an den öffentlichen Angelegenheiten, namentlich seine Vertheidigung des politischen Verhaltens der schlesw.-holst. Geistlichkeit in den Jahren 1849 und 1850 (Kirchl. Zeitschr. 1858. S. 710. 1859. S. 178. 180). Es ist Kliefoth in einem Lande, wo es weiter keine Öffentlichkeit giebt, als einen Landtag in Malchin oder Sternberg, vollkommen wohl, aber er sollte doch nicht diesen seinen Provincialismus für eine Norm halten. Als nun von Hofmann zum zweiten Mal in den Jahren 1863—1865 für das schleswig-holsteinische Recht auftrat, glaubte Kliefoth den Keger in flagranti ertappt zu haben. Die Kirchliche Zeitschrift schloß

im Jahre 1864 ab mit der Schmähchrift: „Zwei politische Theologen, Dr. Schenkel und Dr. von Hofmann“, welche auch sofort als Monographie erschien. Nachdem der mecklenburgische Oberkirchenrath den Dr. Schenkel zuerst unter dem Bilde eines alten Marktjuden verhöhnt hatte, fährt er fort: „Dr. Schenkel hat den Lauf vollbracht, Dr. von Hofmann ist unterwegs.“ In den schleswig-holsteinischen Reden von Hofmann, denen doch jeder Deutsche den sittlichen und religiösen Geist anfühlen muß, sieht Kliefoth nichts als Eitelkeit und Selbstüberhebung (S. 120). Ferner Mangel an Anständigkeit, „einem Professor der Theologie und einem Doctor der heiligen Schrift steht es nicht an, Kleon den Gerber zu machen“ (S. 123), er vergleicht von Hofmann „mit einer gefeierten Tänzerin, wenn sie das Podium betritt“ (S. 97), er findet, daß von Hofmann das Ofterfest (S. 104) und den Namen Gottes profanirt (S. 113), macht ihm großen Mangel an geschichtlicher Bildung zum Vorwurf (S. 104), droht ihm endlich mit dem Fiscal (S. 123 vgl. Erwiderung S. 15). Aus diesen leidenschaftlichen, gehässigen, höhnischen Vorwürfen ergiebt sich für jedes sehende Auge, daß Kliefoth die letzte Faser seines einstigen Verhältnisses zu von Hofmann in seinem Herzen zerschnitten haben mußte. Aber er spricht es auch mit dürrten Worten aus: „von Hofmann hat jetzt zwischen sich und den geschichtlichen Grundlagen der lutherischen Kirche vor den Augen Aller mit der That die Brücken abgebrochen und darum wird er seinen Beruf erfüllen“ (S. 127). Zweimal betheuert Kliefoth, daß er gegen von Hofmann geschrieben „nicht feinewegen, sondern unfertwegen“ (S. 125. 127). Mit ihm ist er fertig für immer!

V. Hofmann hat sich gegen diese Schmähchrift nicht verantwortet, wohl aber traten seine Collegen, die fünf lutherischen Theologen: Thomasius, Delitzsch, Harnack, Schmid und Frank mit einer „Offenen Erklärung“ gegen Kliefoth hervor. Diese erhoben gegen Kliefoth folgende Anklage: „die Gründe des kirchlichen Verderbens sind namentlich auch in jenem heillosen, das Wesen und den Bestand unserer Kirche untergrabenden Kirchenpolitismus zu suchen, welcher Gesetz und Evangelium vermengend, die Kirche zu einem Gesetzesinstitut veräußerlicht und sie darnach behandeln und regieren möchte“ (S. 11). Auf diese Erklärung der fünf Erlanger Theologen hat Kliefoth zwar eine „Erwiderung“ veröffentlicht, aber anstatt sich über die gegen ihn erhobene und Jedermann verständliche schwere Anklage auszusprechen, macht er es sich bequem, indem er erklärt, daß er diese Anklage nicht verstehe (S. 25. 26). Uebrigens aber hält er seine Vorwürfe gegen von Hofmann aufrecht und macht nun seine Collegen wegen ihres Stillschweigens zu Mitschuldigen der Sünden von Hofmann's.

Mit diesem schrecklichen Hiatus enden die öffentlichen Fehden dieser Lutheraner. Das Lager der Angreifenden ist Mecklenburg und in dem Vordertreffen stehen die Namen Kliefoth, Diedhoff und Philippi. Der Angriff betrifft nicht wissenschaftliche Irrthümer, sondern er leugnet mit Abweisung jeder Ausrede das kirchliche Recht der Betreffenden, ja er vernichtet in seinen letzten Actionen die christliche und sittliche Persönlichkeit der Angegriffenen. Nachdem somit das Maaß der bitteren Leidenschaft voll geworden, erheben sich von der anderen Seite 5 Professoren, welche Kliefoth's Kirchenregiment auf den Tod verklagen. So stand der Krieg der theologischen Lutheraner im Sommer 1865, als die Wetterwolke am politischen Horizont immer schwärzer wurde. Ueber unser Vaterland kam eine furchtbar ernste Zeit, recht dazu angethan, die Herzen der Theologen zu prüfen. Nachdem einigermassen Ruhe und Ordnung wieder eingetreten, finden wir die beiden feindlichen Lager der lutherischen Theologen vereinigt in Hannover, und zwar sind die Namen der Hauptkämpfer in dem Ausschuss der Conferenz ganz nahe an einander gerückt und vor Allen die Mecklenburger in ganzer Vollzähligkeit. O wie würde es mich freuen, wenn diese hochbegabten und hochgestellten Männer sich von Herzensgrund wieder geeinigt und unserem Volk den thatsächlichen Beweis gegeben hätten, daß der Geist Christi noch kräftig unter uns waltet. Aber ich muß gestehen, der Friede wie er sich hier gestaltet, thut mir weher als jener Hader, denn er ist eine Lüge.

Hier liegen schwere öffentliche Sünden zwischen Mann und Mann, hier liegen große Aergernisse, welche von denen, die für Säulen der Kirche gehalten werden, der Welt und der Gemeinde Christi gegeben sind. Jeder Christ, der geistliche Erkenntniß hat, weiß, daß solche entsetzlichen Dinge nicht getilgt werden können, es sei denn durch eine öffentliche Buße, durch eine Sühne, der Jedermann anmerkt, daß sie aus dem Herzen kommt. Von diesem für Christen einzig gültigen Beweis des Friedens ist hier keine Spur. Ich stehe staunend und entsetzt still vor der Thatsache, daß Männer, welche geistlich sein wollen, sich Angesichts der deutschen Christenheit so ungeistlich und unchristlich verhalten können. Ich frage: haben von Hofmann und Rahnis den ihnen öffentlich und wiederholt vorgeworfenen Abfall vom kirchlichen Bekenntniß widerrufen? Der Domherr Rahnis hat auf der Conferenz von den nicht geringen Gegensätzen in der lutherischen Kirche gesprochen (S. 70), er hat diese Gegensätze als bestehend und fortgehend bezeichnet; das ist kein Widerruf seiner Lehre, sondern eher das Gegentheil. Von Hofmann hat auf der Conferenz keine Sylbe gesagt, also hat auch

dieser nicht widerrufen. Hat derselbe denn vielleicht seine „profane“ und „unchristliche Einmischung in politische Dinge“ bereut? Gewiß nicht, denn er kam eben her aus der bayerischen Abgeordnetenkammer, wo er einen Antrag auf Religionsfreiheit gestellt und unter Anderem erklärt hatte, daß „das größte Verderben der Kirche in der Heuchelei bestehe“. Also einen Widerruf haben diese beiden verketteten Theologen nicht geleistet. Und doch sitzen Kliefoth, Dieckhoff und Philippi mit diesen Beiden in dem Ausschuß dieser lutherischen Konferenz! Das ist ja sittlich und christlich nur möglich, wenn diese Drei einsehen, daß sie jenen Beiden schweres Unrecht gethan; da aber dieses öffentlich geschehen ist, so müssen sie, wenn es ihnen wirklich ernst ist mit dem Frieden, sich gedrungen fühlen, öffentlich ihren Schmerz über das gethane Unrecht auszusprechen. Sie haben außerdem der Gemeinde großes Aergerniß bereitet, sie sind verpflichtet, der Gemeinde dieses Aergerniß öffentlich abzubitten. Aber von diesem Allen finden wir wiederum Nichts. Die Professoren Dieckhoff und Philippi haben sich nicht veranlaßt gefunden, irgend Etwas zu sagen. Kliefoth hat allerdings einen ganzen Vortrag gehalten und in demselben auch den wunden Fleck berührt, aber wie hat er das gemacht? Der mecklenburgische Oberkirchenrath läßt sich also vernehmen: „die Abweichung einzelner Theologen in ihren versuchsweise vorgetragenen Privatmeinungen, so lange dieselbe das kirchliche Bekenntniß respectiren, ist mit der zu Recht bestehenden Lehre sehr verträglich“ (S. 53). An und für sich ist das gewiß ein ganz guter kirchenregimentlicher Grundsatz, nur begreift Niemand, der der Verhältnisse kundig ist, wie Kliefoth es möglich mache, nach solchen Thaten solche Worte über seine Lippen zu bringen. Wenn wir uns erinnern an das Wort vom „fremden Feuer“, an die Drohung gegen die jungen Theologen, an den furchtbaren Hohn gegen die nationale Thätigkeit v. Hofmann's, so verurtheilt der jetzige Kliefoth mit dem ausgesprochenen Grundsatz den früheren Kliefoth. Aber wo ist denn der Schmerz über das verübte Unrecht, über das öffentliche Aergerniß? Jedenfalls ist hier gewiß nicht die Sprache eines Christen, der zermalmt von Reue, daß er seinen Bruder „wegen versuchsweise vorgetragener Privatmeinungen“ öffentlich verhöhnt, gebrandmarkt und vernichtet hat. Es ist ein Widerruf seines feßerrichterlichen Verhaltens, aber so, daß es kein Mensch merken soll, daß der Redende etwas zu widerrufen hat. Nein, so wird kein ehrlicher christlicher Friede geschlossen. Christus spricht: „habt Salz bei euch und Friede unter einander“. Hier fehlt das Salz der Wahrheit und darum ist der Friede faul. Sie machen es hier wie die Kinder dieser Welt; wenn diese sich eine Zeit

lang in Neid und Haß zerfleischt haben und dann eine Noth entsteht, welche ihre Einigkeit wünschenswerth macht, dann thun sie sich zusammen, aber anstatt ihre Wunden zu heilen, bedecken sie sie entweder mit Stillschweigen oder mit nichtigen Worten. Das ist denn der Friede, über den die Propheten und Luther mit ihnen in der 92. Theses das Wehe rufen. Mich ergreift ein namenloser Schmerz, wenn ich bedenke, daß in der Aegidienkirche zu Hannover am 1. Juli 1868 nicht ein einziger Mann so viel geistlichen Verstand und Muth gehabt, um auf diesen Todeskeim des neuen Bündnisses hinzuweisen. Und diese Gesellschaft, die nicht im Stande ist, ihren häuslichen Hader, mit dem sie sich vor den Augen der Welt prostituirt hat, christlich zu erledigen, will in wirrer Zeit den Kirchenregimenten und Gemeinden ein Licht anzünden! Sie die selbst das Licht scheuen. Luther schreibt: „damit man sehe, daß wir nicht im Winkel noch Dunklen handeln, sondern das Licht fröhlich und sicher suchen und leiden wollen“. Ja, das Licht fröhlich suchen und leiden wollen, das ist die ächte Lutherspur. Da hinan! Das bringt das Christenthum wieder zu Ehren, das giebt dem deutschen Volk wiederum Klarheit und Haltung! Aber diese sogenannten Lutheraner versperrten künstlich das Licht da wo es am unentbehrlichsten ist.

Aber einen noch viel verhängnißvolleren Fehler hat die Conferenz begangen. Der mecklenburgische Feudalstaat gilt dem politischen Bewußtsein der Gegenwart als eine Abnormität. Sobald daher die norddeutschen Staaten eine Volksrepräsentation erhielten, wurde auf die mannigfachste Weise der Versuch gemacht, diese politische Abnormität zu beseitigen. Aehnlich gilt nun seit Jahren das mecklenburgische Kirchenthum als ein Nothstand, als eine Krankheit. Da nun die lutherische Conferenz eine Vertretung der verschiedenen lutherischen Landeskirchen sein will, so gab es für sie keine dringendere Pflicht, als der nothleidenden mecklenburgischen Landeskirche zu Hülfe zu kommen. Die Conferenz hat es grade umgekehrt gemacht wie der norddeutsche Reichstag. Die Vertreter der übrigen Landeskirchen haben die mecklenburgische Kirchennoth für Gesundheit und Stärke genommen, sie haben in der einzigen Frage, die überhaupt verhandelt ist, Kliefoth auf den Meisterstuhl gesetzt. Das Regiment dieses Mannes lag nach seinen Grundsätzen, seinen Thaten und Früchten weiskundig zu Tage. Als 1864 auf der Vorsynode zu Hannover die Rede auf die Eisenacher Conferenzen kam, verwahrte sich der Vertreter des hannoverschen Kirchenregiments vor der Solidarität mit Kliefoth (Ewald an die evangelischen Gemeinden VIII—X, S. 67). Welch ein Wandel in 4 Jahren in derselben Stadt Hannover!

In seinen 8 Büchern von der Kirche, die übrigens nur zur Hälfte erschienen sind, ist dem Oberkirchenrath Kliefoth die Kirche vor Allem eine Anstalt, der von vornherein Leiblichkeit zukommt (S. 27), in dieser „Anstalt“ spielt das Kirchenregiment eine Hauptrolle, das Kirchenregiment ist „die Maschinerie, um die Heilsordnung in geregelte und sichere Action zu setzen“ (S. 386), es ist daher auch mit dem Zwangsrecht ausgerüstet (S. 380); diesem Kirchenregiment gegenüber „steht die regierte Kirche als formlose Menge und ungeordnete Masse, als zu gestaltender Rohstoff“ (S. 498). Diesem weit mehr papistischen als evangelischen Kirchenbegriff entspricht die freilich nicht durch Wahrheit aber durch Kühnheit ausgezeichnete Erklärung: „die Presbyterial- und Synodal-Verfassung ist auf kirchlichem Gebiet in derselben Weise eine Lüge, wie der Constitutionalismus auf politischem Gebiet eine Lüge ist“ (S. 410). Kurz diese Bücher bilden den originellen Versuch, ein hierarchisches System in modernem Styl zusammenzustellen, nach welchem der Rohstoff der mecklenburgischen Landeskirche verarbeitet werden sollte. Zunächst wurden die alten Formulare der Kirchenordnung von 1552 wieder eingeführt und dieser unvermittelten Restauration fiel der wackere Pastor Bartholdi zum Opfer. Und dies reichte aus, um alle anderen Pastoren gehorsam zu machen. Kliefoth war aber nicht ohne Sorge, daß sein System vielleicht von außen einen Stoß erhalten könnte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte doch einmal ein Wort von den rechten Händen der Kirchenleitung fallen lassen. Nun verlautete im Jahre 1856 von dem Plane einer allgemeinen preussischen Landessynode. Sofort schrieb Kliefoth einen Aufsatz: „Die bevorstehende preussische Landessynode“, worin er erklärt, „daß jene Kunde ihn überrascht, um nicht zu sagen erschreckt und betrübt habe“ (Kirchl. Zeitschr. 1856. 5. 387). Zuerst führt er nun die Gespensterfurcht vor dem politischen Liberalismus und Radicalismus in's Treffen, sodann rückt er vor mit seinen schweren confessionalistischen Bedenken und schließt: „Gott wird Sr. Majestät dem Könige das Herz stärken, daß er obs möglich wäre keine Synode berufe“ (S. 460). Abgeschlossen ist Kliefoth's hierarchisches System in der Abhandlung über „das Verhältniß der Landesherren zu ihren Kirchenbehörden“, einem in der Eisenacher Conferenz gehaltenen Vortrag, der aus der Kirchlichen Zeitschrift 1861 besonders gedruckt ist. Unter der Aegide des fürstlichen Summeepiscopats wird hier der Oberkirchenrath von aller politischen Controle unabhängig hingestellt, hochgeehrt und unantastbar, wie der römische Episcopat, aber wie die Gemeinden Vertretung und Schutz gewinnen sollen, ist nicht gesagt; natürlich weil es sich von selbst versteht, daß sie „als zu gestaltender Rohstoff“ nur

zu geborchen haben. Alle diese Grundsätze hat sich der Oberkirchenrath Alieſoth ganz auf eigene Hand zurecht gelegt, sie stehen im schneidenden Widerspruch mit dem Mandat, welches der Großherzog am 14. Dec. 1848 ihm erteilt (i. Acten der kirchlichen Conferenz in Schwerin. S. 2), mit dem Mandat, welches er von den 30 kirchlichen Vertrauensmännern empfangen hat (a. a. O. S. 163). Der Landesherr wie die Kirchenconferenz hat ihn nämlich verpflichtet, „die Einleitung zu einer Landes Synode sofort in Angriff zu nehmen“. Wir wollen annehmen, daß er diesen Auftrag mit redlicher Absicht angenommen hat, wenn er nun aber nach 4 Jahren zu der Ueberzeugung kommt, daß die Synodalverfassung eine „Lüge“ ist, so blieb ihm doch nichts übrig, als sein Amt niederzulegen. Bekanntlich geht es auch anderwärts mit der Einführung der Synodalverfassung langsam und unruhig zu, aber ich weiß doch von keinem Kirchenregiment, welches die Synodalverfassung principiell verdammt hätte. Und es ist sonderbar, der Oberkirchenrath Alieſoth hat seitdem so viele Bücher geschrieben, aber über den schreienden Widerspruch zwischen der historischen Baſis seines Amtes und seiner gegenwärtigen Ueberzeugung hat er noch niemals sich ausgelassen, obgleich er darüber öfter zur Rede gestellt ist. Nun, eine andere Erklärung dieses mehr als sonderbaren Stillschweigens giebt es nicht als die: der „Kochtopf“ einer regierten Landeskirche beugt nicht das Recht einer Intervention.

Gewiß sind die kirchenregimentlichen Grundsätze Alieſoths nicht sehr tröstlich, aber es wäre ein Glück für Mecklenburg, wenn es nur immer nach diesen Grundsätzen verhalten wäre. Indessen in der Praxis kommt es noch ganz anders, denn in dem Manne wohnt nicht bloß ein großer Verstand, sondern eine noch viel größere Leidenschaft. Gerade zwölf Jahre vor der lutherischen Conferenz in Hannover war mecklenburgische Pastoralconferenz in Barthim. Weil ich wußte, daß mein Lutherthum von einflußreicher Seite im Lande verdächtigt wurde, ging ich nach Barthim, um, wenn Gelegenheit geboten würde, meinen Glauben vor dem Gewissen der Landesgenossen zu offenbaren. In Barthim nun trat ein Pastor auf mit einem Vortrag über Sonntagseheiligung und stellte die Behauptung auf, daß nach dem mecklenburgischen Landesstatutismus alle Arbeit am Sonntag, auch „Sonnen und Räder“ unchristlich sei und der Pastor im Beichtstuhle seine Gemeindeglieder zu dieser Sonntagseheiligung verpflichten müsse. Natürlich fand ein so grober Judenthum nicht viele Vertheidiger. Wenn aber einmal ein solcher offenkundiger Abfall von den reformatorischen Grundsätzen öffentlich zu Tage getreten war, so war es unbedingt geboten, diesen flackernden Phari-

jäismus principiell zu bekämpfen. Es wäre dies recht eigentlich Kliefoth's Aufgabe gewesen, aber er richtete sein Wort nicht nach dieser Seite. Ich war und blieb der Einzige, der das protestantische Bekenntniß principiell gegen jenen Angriff vertrat. Aber schlecht bekam es mir, denn sofort bezeichnete Kliefoth mich als einen Störer kirchlicher Ordnung und mit stürmischer Leidenschaft ergriff die Majorität der Pastoren dieses Stichwort und hat ein halbes Jahr lang dieses Wort im mecklenburgischen Kirchenblatt gegen mich zu Tode gehezt. Mich ergriff von Stund an ein namenloser Schauer vor der über das arme Land hereinbrechenden Seelenverfinsternung. Aber ich gedachte des mir anvertrauten Amtes und ich entschloß mich, Alles zu thun und aufzubieten, was möglich wäre, damit, wenn ich nicht durch mein Wirken das Verderben aufhalten könnte, ich es durch mein Leiden brechen möchte. Ich reiste sofort zu Kliefoth und fragte ihn: „was er gegen meine Theologie einzuwenden habe“, er antwortete, das könne er mir nicht sagen, dazu sei er nicht genug in der Schrift bewandert, ich möchte Krabbe fragen, der hätte mit ihm darüber gesprochen. Also dieser mein Colleague hatte mich beim Oberkirchenrath wegen Ketzereien denunciirt. Ich überwinde mich, ich gehe zu Krabbe und frage ihn nach dieser Sache, aber förmlich zwingen mußte ich den Mann, mir Rede zu stehen, und als er nun mit drei Anklagen hervorrückte, zeigte ich ihm, daß Alles auf Mißverständnis beruhte und ich schied von ihm mit der Bitte, wenn ihm künftig in meiner Lehre etwas anstößig erscheinen sollte, doch mir zuerst ein Wort darüber zu gönnen. Was erreichte ich durch diese Bemühungen? Noch ehe das Jahr zu Ende ging, wurde ich auf eine ungebührliche, ja empörende Weise aus der theologischen Prüfungscommission von dem Oberkirchenrath entlassen. Seit Parchim merkte ich immer deutlicher, daß finstere Leidenschaften alle ruhige und geordnete Entwicklung zu stören begannen. Deshalb sorgte ich dafür, daß der Scandal von Parchim mit seinem Schweif zur allgemeinen Kunde gelangte; auch veröffentlichte ich die Acten meiner Entlassung aus der Prüfungscommission. Meine Absicht war, die Wächter auf den Zinnen deutscher Christenheit aus dem Schlafe zu rufen. Aber es war damals eine so dicke und drückende Atmosphäre, daß meine Stimme nicht ausreichte, um die Feuersgefahr in Mecklenburg bemerklich zu machen. Als man in Mecklenburg dieses wahrnahm, ging man einen Schritt weiter vor. Der Consistorialrath Krabbe, der nicht den Muth hatte, seine Verfeinerung mir gegenüber zu vertreten, verfaßte hinter meinem Rücken ein Consistorialerachten. Dieses Consistorialerachten leitet nun das Aeußerste, was die neueste Zeit an Ketzermacherei aufzuweisen hat. Ich werde hier

mit „Hunden und Säuen“ zusammengestellt, ferner mit Thomas Münzer, der bekanntlich dem Hentferbeil verfiel, ich werde bezüchtigt, „offene Ablehnung gegen die Obrigkeit“ zu lehren, als ein „gefährlicher Verführer der Jugend“ werde ich verklagt. Was es ungefähr an Kezernamen giebt, das Alles wird mir auf den Rücken genäht und die Schlusssentenz ist: „ein fundamentaler Häretiker“, d. h. ein Kezer, der nicht selig werden kann. Zum Ueberlaufen voll wird aber das Maas dieser, mit dem Siegel des Landes-Consistoriums ausgehenden, Schmähschrift, wo ich „des ungescheuten und geßissentlichen Eidbruchs“ beschuldigt werde. Der geneigte Leser wolle ein wenig stille stehen und beachten: nicht bloß wird die Thatsache behauptet, daß ich meinen Eid gebrochen habe, es soll dies mit Bewußtsein und Absicht geschehen sein, wie Krabbe später seine Worte selber interpretirt hat. Nun, so ungefähr beschreibt man den Teufel, aber nicht einen Menschen. An einem Kezer, auch wenn er recht arg ist, pflegt doch wohl noch ein und anderes gutes Haar zu sitzen, bei mir trifft das nicht zu; das Consistorialerachten ist eine durch vierzehn Druckbogen ohne jegliche Milde rung, ohne die geringste Entschuldigung, ohne Unterbrechung hindurchgehende Beschimpfung und Schmähung meines theologischen und christlichen Namens. Ja, dieses Consistorialerachten ist seinem ethischen Gehalte nach eine in vierzehn Druckbogen verfaßte ununterbrochene Uebertretung des neunten Gebotes vom falschen Zeugniß. Dieses Actenstück wurde dem Großherzog unterbreitet, der Landesherr, der Krabbe für einen milden Mann hielt, denn er ist äußerlich sehr demüthig, erschrak natürlich und verfügte, nachdem der Oberkirchenrath meine Verurtheilung gut geheissen, meine Entlassung, verlangte aber, daß das Consistorialerachten gedruckt würde, damit, wie er später sagte, die, welche es gemacht, es auch vertreten möchten. So ward mir denn am 12. Januar 1858 das Entlassungsrescript mit dem Consistorialerachten ins Haus geschickt. Ich war somit eines schweren Ver brechens verurtheilt und bestraft, ehe ich von der Anklage nur eine Ahnung hatte. Und diese Proce dural sollte gelten als ein kirchlicher Reinigungsact, als eine heilige Bekenntnißthat.

Das stand mir augenblicklich fest, entweder wird dieser Act durch die Reaction der gesunden kirchlichen Kräfte in oder außerhalb Mecklenburg aufgehoben oder diese Landeskirche empfängt eine Todeswunde. Nach dieser Ueberzeugung habe ich sofort gehandelt und nach Allem, was ich seitdem erlebt und erlitten habe, hat sich mir diese Ueberzeugung nur befestigen können. Daß hier theologische und juristische Beweisführungen nicht viel mehr helfen konnten, das war wohl klar genug; das Stadium einer wissen=

schaftlichen Discussion war bereits weit überschritten, wenn ein öffentlicher kirchlicher Bekenntnißact, der von den beiden ersten Auctoritäten der Landeskirche seinen Ursprung hatte, zusammenfiel mit einer öffentlichen Uebertretung des göttlichen Gebotes. Hier galt es zu handeln, hier war geboten, das Schwert zu ziehen. Aber seit Luther und Schleiermacher ihr Schwert in die Scheide gesteckt, haben wir zwar viele gelehrte und auch fromme Theologen, aber einer, der das kirchliche Schwert zu führen versteht, ist fast nicht zu finden. Und nur Solche konnten der nothleidenden Kirche Mecklenburgs wahre Hülfe schaffen. Ich versuchte zuerst die Sache da anzufassen, wo mir am ersten eine Erledigung möglich zu sein schien. Ich dachte mir und denke heute noch so, bei aller Befangenheit, die man Krabbe bei Abfassung seines Erachtens zu Gute halten kann und muß, wird doch eine Grenze anzunehmen sein, hinter welcher keine Entschuldigung mehr anschlägt. Diese Grenze ist, wie jeder Mensch, in dem noch eine sittliche Ader schlägt, unweigerlich zugeben muß, überschritten in dem Vorwurf des „ungeheuten, geßfentlichen Eidbruches“. Ich habe versucht, meinen Ankläger zu bewegen, dieses gräßliche Wort zurückzunehmen, auch sein Beichtvater, seine Freunde haben ihn dazu bewegen wollen, endlich auch sechshundert Glieder der Rostocker Abendmahlsgemeinde. Alles umsonst, der Mann, welcher für einen Bekenner Christi will angesehen sein, der alle vier Wochen die Kanzel betritt, der das große Amt verwaltet, die gesammte theologische Jugend des Landes in das heilige Geschäft der Verkündigung des göttlichen Wortes einzuführen, dieser Mann hat trotz alledem jenes entsetzliche Wort, das er nun und in alle Ewigkeit nicht vertreten kann, noch nachher dreimal öffentlich wiederholt und zum Theil noch verschärft. Mir bleibt unter diesen Umständen nur übrig, Gott zu bitten, daß er seine Seele davor bewahren wolle, daß sie nicht mit dieser Schuld belastet vor dem Richterstuhl Christi erscheine. Also nicht einmal den monströsen Erceß seiner Verfeinerung wollte Krabbe zurücknehmen und darin wurde er beschützt von dem Ministerium, von der Polizei und von den Gerichten.

Und was Aliefoth anlangt, so muß man die Schrift des jetzigen Hamburger Gymnasiallehrers Sellin: „Zur Enthüllung des mecklenburgischen Papstthums, Leipzig 1861“ zu Rathe ziehen. Hier wird eine actenmäßige Darstellung eines dreijährigen Kampfes mehrerer Candidaten gegen die Geltung des Consistorialerachtens gegeben und Jeder hat hier Gelegenheit das Regiment Aliefoth's im Hausrock anzuschauen, wie derselbe von Leidenschaftlicher Erregung selbst für solche Acte, die schlechterdings nicht zu halten sind, gingerissen wird. Unter solchen Umständen konnte eine große Ver-

wirrung der Gewissen und Zerrüttung der Seelen nicht ausbleiben. Als bald nach der Kirchenthath des Consistorialerachtens neun Pastoren für Kliefoth öffentlich Zeugniß ablegten, fanden sich nur zwölf Beistimmende. Die große Mehrzahl der Pastoren schwieg still; und Einer, der es gewagt hatte, Krabbe in einem Privatschreiben zu ermahnen, kam in Disciplinaruntersuchung. Nun aber ist es ein Gesetz der göttlichen Weltordnung, daß wo ein Unrecht offenbar geworden ist, Jeder dasselbe hasßen, verabscheuen und bekämpfen soll, wer aber diese Pflicht nicht erfüllt, dessen sittliches Gefühl wird abgestumpft und er wird hingegeben in einen verkehrten Sinn, so daß er zuletzt das Unrecht gar nicht mehr sieht und es endlich wohl gar für eine Tugend und ein Verdienst betrachtet. Offenbar hatte die mecklenburgische Geistlichkeit ursprünglich ein unheimliches Gefühl bei dem Consistorialerachten, sie hatte keine Neigung für dasselbe einzutreten, aber weil es an Muth gebrach, dasselbe zu bekämpfen, so mußte sie schließlich demselben doch diensibar werden. Die mecklenburgische Pastoralconferenz 1861 beschloß einerseits eine Dankagung an Krabbe, andererseits für meine Belehrung zu beten.

So hat denn das Kirchenregiment Kliefoth's in dem schwersten Kampfe, den es bisher zu bestehen gehabt, vollständig gesiegt. Dieses Regiment hat nun seit 20 Jahren in Mecklenburg gewaltet und man kann sagen, Alles ist ihm ergeben gewesen: die theologische Facultät, das Consistorium, die Presse, die Gerichte, der Landtag. Und was hat dieses Kirchenregiment erreicht? Ich will nicht meine Beobachtungen mittheilen, es wird wohl noch Gelegenheit kommen, wo dieses mit Nutzen geschehen kann, ich will hier nur die amtlichen Vertreter der mecklenburgischen Kirche reden lassen. In seiner Festpredigt auf der Pastoralconferenz 1851 hat Kliefoth die Geistlichkeit aufgerufen zur Heilung jenes weltbekannten sittlichen Krebschadens, der an dem mecklenburgischen Volksleben zehrt. Er hat ferner in jener Predigt die Thatsache mitgetheilt, daß in nur drei Praepositur-Kreisen, die etwa 36 Gemeinden umfassen, der Gottesdienst in einem Jahr „282mal ausfallen mußte, weil kein Mensch zur Kirche kam“. Nun zeigt die amtliche Statistik, daß jene schrecklichen Zahlen, welche Mecklenburg vor allen deutschen Ländern brandmarken, nicht abgenommen, sondern zugenommen haben. Und so lange ich im Lande bin, habe ich nicht erfahren, daß ein Geistlicher sich ernstlich in einen Kampf mit jenem tiefgewurzelten Uebel eingelassen hätte. Dagegen habe ich wohl vernommen, daß die alten Rationalisten, die jetzt entweder abgesetzt oder eingeschüchtert sind, sich um die sittliche Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung mehr bekümmert haben. Was den

Kirchenbesuch betrifft, so wollen wir den Landtag vom Jahre 1865 hören. An diesen Landtag richtete die Regierung ein Rescript vom 6. Nov. 1865, in welchem berichtet wird, daß eine große Anzahl von Geistlichen eine Bittschrift um Verschärfung der Sabbathgesetze eingereicht, in welcher sie beklagen, „daß der Kirchenbesuch in Mecklenburg vielfach abgenommen“, „daß die Tagelöhner auf dem Lande sich von der Theilnahme am Gottesdienste immer mehr entfremden, wodurch geistige Stumpfheit, sittliche Rohheit, Verwilberung und Zuchtlosigkeit befördert werde“. Die Regierung äußert sich bei diesem Anlaß folgendermaßen: „der Besuch der Kirchen von Seiten der arbeitenden Classen, vorzüglich auf dem Lande, hat an vielen Orten so sehr abgenommen, daß dieser Mangel die Gegenwart und Zukunft dieses Theiles der Bevölkerung mit großen Gefahren bedroht. Diese Ursache einer weit verbreiteten, immer tiefer greifenden Entsittlichung wird unmöglich länger bestehen dürfen“. Diese Klagen der Geistlichkeit und der Regierung erhalten durch die schriftlichen Erklärungen, welche von den angesehensten Mitgliedern dem Landtag übergeben wurden, weitere Vervollständigung und Beleuchtung. Eine dieser Erklärungen macht darauf aufmerksam, daß die Unkirchlichkeit der gebildeten Stände noch größer sei als bei den Tagelöhnern, und daß die Arbeiter in den Städten nicht fleißiger zur Kirche kommen, als die Arbeiter auf dem Lande, daß also die beklagte Unkirchlichkeit in Mecklenburg, nicht wie Geistlichkeit und Regierung sagen, eine theilweise, sondern eine allgemeine sei. Eine andere Erklärung von 7 Mitgliedern der betreffenden Commission sagt Folgendes: „wir glauben nicht, daß man durch Verschärfung der Verbote ächte Kirchlichkeit erreichen könne. Die Leute kirchlich zu machen, ist vor Allem Sache der Geistlichkeit. Ist es nicht ein Armuthszeugniß, welches die Geistlichen sich ausstellen, wenn sie, weil sie mit Gottes Wort und ihrer Seelsorge die Kirche nicht zu füllen wissen, nun den weltlichen Arm zu Hülfe rufen, daß er ihnen mit Verböten zu Hülfe komme?“

Das war längst bekannt und viel mehr als dieses lag vor über den Nothstand der mecklenburgischen Kirche, als die allgemeine lutherische Conferenz zusammentrat. Denn eine Literatur von mehr als 50 Schriften hatte die kirchliche Krisis in Mecklenburg zum Inhalt, und aus dieser Literatur ragte immer hervor wie ein unheilverkündendes Signal: das Consistorialerachten, in welchem die nackte Unwahrheit und Ungerechtigkeit mit dem Eiferthum für den Symbolbuchstaben einen Bund geschlossen. Oder ist Etwas daran, was einige mecklenburgische Pastoren aussindig gemacht haben? Daß nämlich das Consistorialerachten als eine Art Prophetie von meiner

künftigen Häreſie anzuziehen iſt. Freilich wenn man nicht den Muth hat, der nothleidenden Landeskirche beizustehen, dann iſt man faſt genöthigt, mir Allerlei an's Zeug zu ſticken. Unter dieſem tauſendſtimmigen Zifcheln und Flüſtern habe ich unſäglich zu leiden gehabt. Ich habe mir oft viele Mühe gegeben, zu beweifen, daß mein kirchliches Bekenntniß noch ganz genau daſſelbe iſt, wie damals, als Krabbe und Klieſoth mich vor 19 Jahren in Mecklenburg willkommen geheißen haben, ich habe für all mein öffentliches Thun und Laſſen jedesmal meine Gründe angegeben, ſo daß Jeder ſich überzeugen kann, daß ich keine Hintergedanken und Nebenabſichten hege. Und wenn ich Einen habhaft werden konnte, von dem ich wußte, daß er ſich mit Verdacht und Vorwürfen trug, ſo habe ich ihn ausgeforſcht und jedesmal habe ich gefunden, daß er geurtheilt hatte ohne vorherige gewiſſenſchaftliche Information, aber im Hintergrunde ſtand die Furcht, welche ein ſchönes Feigenblatt brauchte. Jetzt habe ich nach der Seite hin reichlich meine Pflicht gethan, Jeder, der das traurige Bedürfniß hat, das Conſiſtorialerachten rechtfertigen zu müſſen, der flüſtere oder ſchreie, je nachdem ihn die Noth zwingt, ich werde ihn nicht mehr ſtören. Für die Uebrigen aber ſtelle ich jetzt zwölf Zeugen, welche beweifen, daß ich nicht bin ein meinelidiger Keker oder ein ruheloſer Kirchenſtürmer, ſondern ein rechthſchaffener Lehrer der Kirche, der ſich beſtrebt in einer gefährlichen und verwirrten Zeit ſeine Pflicht zu thun. Dieſe meine Zeugen ſind die 12 Jahre, in denen ich mit den Meinen in einem unfreien Lande Verfolgung und Schmach erlitten. Als ich aus meiner glücklichen Wirkſamkeit in meinem beſten Mannesalter durch den Spruch eines heimlichen Kekergerichtes heraus geriffen wurde, habe ich mir gleich vorgenommen, meine letzte Vertheidigung nicht mit meiner Feder, ſondern mit meinem Wandel zu ſchreiben. Wenn die Ungerechtigkeit Ueberhand nimmt und die Liebe der Meiſten kalt wird, dann iſt das Erleiden der Gewalt ein heiliger Dienſt an der Wahrheit, der durch Nichts eriezt werden kann. Und der, an deſſen ewige Kraft und heiliges Blut ich mit meinem Hauſe glaube, hat uns bis zur Stunde Geduld und Freudigkeit verliehen. Und ſo ſei denn mein Leiden das Siegel meiner Apologie!

Es thut mir wahrhaft leid, daß ich ſo viel von mir ſelber habe ſprechen müſſen, aber ohne dieſes kann die mecklenburgiſche Kirchennoth nicht auſchaulich gemacht werden und dieſe muß man erſchauen, wenn man den rechten Standpunkt gewinnen will zur Würdigung der allgemeinen lutheriſchen Conferenz. Für die allgemeine lutheriſche Conferenz beſtand die Alternative: entweder ſie mußte die Schmach, welche dem lutheriſchen

Bekennniß durch das Rostocker Consistorialerachten öffentlich angethan war, auslöschten oder sie wurde in die Mitleidenschaft dieser Schmach hineingezogen. Die Conferenz hat das Letztere über sich ergehen lassen, die 5000 Lutheraner mit den 1900 lutherischen Pastoren haben eben so wenig weise gehandelt als einst die Bäume, welche den Dornbusch zu ihrem König salbten. Die Urheber und Beschützer des Consistorialerachtens sind von dieser Conferenz in die höchsten Stellen berufen. Nun, ich vermuthete, daß bei dem ersten Zusammentreten dieser Conferenz viele Uebereilung Statt gehabt und die bessern Gedanken bei Manchem hinterher gekommen sind. Für das nächste Programm erlaube ich mir daher den Rath zu ertheilen, daß man einmal ganz absehe von Union und Berliner Kirchenregiment und den Blick ausschließlich nach innen richte, dergestalt, daß man erstlich die innere Fehde nicht verdecke, sondern christlich erledige, daß man zweitens die Nichtigkeitserklärung des Rostocker Consistorialerachtens ausspreche und dadurch eine lutherische Landeskirche von einem unerträglichen Banne erlöse. In Bezug auf den zweiten Punkt gilt das apostolische Wort: „es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet“ 2 Tim. 2, 19 und diesen zweiten Punkt empfehle ich insbesondere denjenigen Mitgliedern des engern Ausschusses, welche sich gegen das genannte Consistorialerachten bereits öffentlich ausgesprochen haben, also namentlich den Herren Dr. von Hofmann, Dr. von Scheurl, Dr. Delitzsch, Dr. Luthardt, Pastor Decker und Propst Neelsen. Wird die zweite Conferenz nicht wieder gut machen, was die erste versäumt hat, dann fürchte ich, wird die deutsche Christenheit dieses neue Lutherthum für eine mit dem Muttermaal der Feigheit und Lüge zur Welt gekommene Fehlgeburt erklären.

Es ist ein trübes Bild, welches diese Lutheraner darstellen, aber auch die kirchlichen Kämpfe in Bremen und Berlin gewähren keinen erfreulichen Anblick. Die Existenz des deutschen Protestantenvereins hat eine brennende theologische Frage auf die Tagesordnung gebracht, nämlich die Frage, ob eine zahlreiche Partei der deutschen Theologenschaft, welche mehr oder weniger mit dem Buchstaben, zum Theil auch mit dem Inhalt des dogmatischen Symbols zerfallen ist, übrigens aber an dem ethischen Gehalt des Christenthums mit allem Eifer festhält, in der evangelischen Kirche volle Berechtigung besitzt. Es ist von unermeßlicher Wichtigkeit, diese Frage in's Reine zu bringen, aber trotz der Vorgänge in Baden und in der Schweiz, ist es bis zu diesem Ziele noch weit. Um so lehrreicher ist es, das Stadium der Entwicklung, welche diese Frage im laufenden Jahr in den beiden genannten Städten durchgemacht hat, kennen zu lernen.

Ich werde zunächst und am ausführlichsten bei dem Bremer Kirchenstreit verweilen, einmal weil dieser durch die lokalen Verhältnisse und durch die Eigenthümlichkeit der Persönlichkeiten eine gewisse Normalität aufweist, dann aber auch weil hier mein Urtheil auf unmittelbarer Anschauung beruht. Bremen ist ein classischer Boden für kirchliche Entwicklung schon im Mittelalter, dann in den Tagen der Reformation und auch in der Neuzeit. Ein ehrenwerther Stamm altkirchlicher Denk- und Lebensweise hat sich in der Geistlichkeit wie in der Laienschaft erhalten. Es hat dieser Kirchlichkeit nicht geschadet, daß sie von dem republicanischen Regiment namentlich unter dem bekannten Bürgermeister Smidt sehr straff gehalten wurde, ich glaube im Gegentheil, daß diese strenge Zucht das Kirchenthum in Bremen reiner und selbstständiger erhalten hat, als wir dasselbe da finden, wo es von dem fürstlichen Summepiscopat besondere Begünstigung empfangen hat. Auf den strengkirchlichen Geistlichen ruht hier kein Verdacht volksfeindlicher Gesinnung, und sie stehen in allgemeiner Achtung. Und was die ihnen anhangende Laienschaft betrifft, so liebt man zwar nicht gerade ihre strengen Urtheile und exclusiven Schroffheiten, aber man achtet ihre Rechtschaffenheit und bewundert ihre Opferwilligkeit in Gaben für kirchliche Zwecke. Es ist ein wahrer Trost, daß hier das strenge Kirchenthum nicht behaftet ist mit den ekelhaften Geschwüren, die jetzt an so vielen Orten hervorbrechen. Andererseits giebt es in diesem republicanischen Handelsstaat eine achtungswerthe Classe von Menschen, deren freiheitliche Denkweise und thatkräftige Gesinnung sich in die engen Formen eines orthodoxen und pietistischen Christenthumes nicht finden kann, aber doch wollen sie nicht aufhören Christen zu sein und sie verlangen für ihr religiöses Bedürfniß entsprechende Befriedigung. Ich habe bei dieser Classe von Menschen, die sich jetzt allenthalben finden, in Bremen mehr sittliches Streben und religiöse Kraft gefunden als anderswo. Durch die unumschränkte Gemeindegewahl hat nun diese freisinnige Kirchenpartei in der jüngsten Zeit eine kleine Schaar von jungen gleichgesinnten, begabten und strebsamen Pastoren herangezogen. Zu ihnen gehört Pastor Schwalb an St. Martini, der von der Gemeinde des seligen Treviranus vor etwa 3 Jahren gewählt worden ist. Dieser ist ein Nefte des bekannten Judenmissionars Joseph Wolf, ist in Paris durch Pastor Meyer unterwiesen und getauft, hat dann in Straßburg und Basel studirt, und wurde als Pfarrer im Elsaß von Colani und Richard Rothe zur Präsentation an der St. Martinigemeinde in Bremen empfohlen. Dieser ist es, der den Bremer Kirchenstreit zum Ausbruch brachte. Am 17. Januar 1868 hielt derselbe im Bremer Protestantenver-

ein einen Vortrag „über den alten und den neuen Glauben an Christus“. In diesem Vortrage leugnet der Redner alles Uebernatürliche in der Geschichte Jesu, indem er die einzelnen Momente des apostolischen Glaubensbekenntnisses aufzählt, andererseits aber bekennt er sich zu Jesu dem Herrn, „dem König der Menschheit“. Es ist sehr oberflächlich, wenn man das Eigenthümliche dieser Rede lediglich in ihrer Schroffheit hat finden wollen, wenn man nicht bemerkt, daß ein kräftiger Pulsschlag sittlichen Ernstes und religiösen Lebens den ganzen Vortrag beseelt. Leider begegnen sich in dieser Oberflächlichkeit die Strenggläubigen mit den Trivolen. Fünfundzwanzig Pastoren des Bremischen Kirchengebietes erklärten öffentlich, nachdem sie den Vortrag Schwalb's nur erst im Auszug kannten, und also von dem persönlichen Hintergrund, der den ganzen Vortrag trägt, noch gar keine Anschauung hatten: „auf den 6 Thatfachen, welche Dr. Schwalb leugnet, ruht der christliche Glaube, mit ihnen steht und fällt er“, und sofort constatiren sie „ein öffentliches Aergerniß“ und „einen unerträglichen Nothstand der Bremischen Kirche“. Ich glaube an die Wirklichkeit jener sechs Thatfachen, welche Pastor Schwalb leugnet, eben so fest, wie nur irgend Einer der Fünfundzwanzig, und ich gestehe, wenn ich wüßte, daß dieser Glaube in wahrhaft schriftgemäßer Kraft und Uebung waltete, dann hätte ich jene Erklärung auch unterschreiben können, denn dann wäre es mir ausgemacht, daß kein Pastor mit reinem Gewissen jene Leugnung öffentlich vollziehen könnte. Aber nun weiß ich aus tausend Erfahrungen, daß es gegenwärtig allenthalben an dieser dem Worte Gottes entsprechenden Kraft und Lebensgestalt des kirchlichen Bekenntnisses fehlet, und leider kann ich auch das Bremische Kirchenthum, wie ich es in den Gottesdiensten und Häusern der orthodoxen Richtung kennen gelernt, von diesem allgemeinen Mangel nicht freisprechen. Damit ändert sich aber die ganze Sachlage. Allerdings kann Einer, der jene 6 übernatürlichen Thatfachen der Geschichte Jesu leugnet, ein entschiedener Antichrist sein, wenn er nämlich den in jenen Thatfachen beschlossenen ewigen Gehalt mit Wissen und Willen verwirft. Es kann aber auch der Fall sein, daß der Leugnende eben jenen allgemein verbreiteten Mangel an Wahrheit, Kraft und Leben des kirchlichen Bekenntnisses im Sinne hat, dann kann der Mann in großem Irrthum sein, aber ein Antichrist ist er nicht, vielmehr vertritt er möglicherweise eine leicht verkannte aber sehr nothwendige Seite des Christenthums. Mit einem Wort, man soll die Geister prüfen und nicht die Artikel zählen. In dieser Beziehung ist der Bremer Kirchenstreit außerordentlich lehrreich, wer denselben gründlich studirt, hat für eine der allerschwierigsten Fragen Licht gewonnen.

Jene fünfundzwanzig Prediger haben sich um die Persönlichkeit Schwalbs nicht weiter bekümmert, sie haben in dem Auszug jenes Vortrags die Zeugnung von sechs nothwendigen Glaubensartikeln gefunden und damit ist ihr Urtheil über den Mann unwiderruflich fertig. Hätten sie sich begnügt, gegen jene sechs öffentlichen Negationen feierlich und mit Gründen öffentlich zu protestiren, so hätten sie nicht bloß einen berechtigten sondern auch einen pflichtmäßigen Act vollzogen. Aber sie gehen viel weiter, mit einer tumultuarischen Eilfertigkeit verurtheilen sie den Mann, ehe sie ihn gehört haben. Dieses Verfahren beruht auf einer ganz falschen, nämlich einer pharisäischen Voraussetzung von dem kirchlichen Gesamtzustande. Und wie diese Voraussetzung schriftwidrig ist, so ist es auch das Verfahren selber, denn die Fünfundzwanzig haben, indem sie ihren Collegen öffentlich des Abfalls von der Schrift bezüchtigen, mit derselben That selber die Schrift gebrochen. Denn Tit. 3, 10 heißt es nach berichtigter Uebersetzung: „einen kezerischen Menschen meide, nachdem du ihn ein und zweimal ermahnet, und somit erkannt hast, daß ein Solcher abtrünnig geworden ist und sündigt, indem er sich selbst verurtheilet“. Es ist wohl zu beachten, daß hier nicht bloß eine Vorschrift gegeben wird, sondern zugleich die Begründung, und zwar ist diese Begründung von dem Wesen der christlichen Gemeinschaft hergenommen und ist eben deshalb diese Vorschrift als eine allgemein verbindliche zu betrachten. Der Apostel geht offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Auflösung der christlichen Gemeinschaft eine sehr ernste Sache ist, daß deshalb diese Auflösung nur vollzogen werden darf, wenn das Gewissen das Zeugniß hat, daß alle Mittel der Verständigung erschöpft sind. Diese gewissenhafte Ueberzeugung kann nur vorhanden sein nach persönlicher Berührung und Aussprache. Eine ein- und zweimalige Ermahnung wird verlangt. Diese Ermahnung ist nun aber nicht etwa ein mit süß-saurer Gebärde vorgetragenes Anathema. Das verbietet schon der griechische Ausdruck, der eine in das Gemüth eindringende Ansprache besagt, und namentlich der Schlußsatz, der das Ergebnis der Ermahnung sehr bestimmt ausspricht. Es soll nämlich eine solche eindringende, das Innerste des Kezers aus Licht ziehende, Ansprache sein, daß der Ermahnende die Gewißheit, nicht bloß die Vermuthung, erhält, daß jener in dem Zustande selbstbewußter Sünde ist. Die Meinung ist natürlich nicht die, daß der Häretiker die Sünde seines innern Selbstwiderspruches selber gesteht, denn damit träte ja die Bekehrung ein und die Gemeinschaft würde nicht aufgelöst. Freilich muß die Ermahnung auf dieses Ziel gerichtet sein und kann daher nimmer mit einer fertigen Verurtheilung anheben. Aber ob

die Ermahnung Eingang findet, hängt von der Freiheit des Irrlehrers ab; hier wird die Abweisung der Ermahnung vorausgesetzt, also ein hartnäckiges Festhalten des antichristlichen Irrthums. Der Ermahnende hat aber eine Gewißheit gewonnen — man beachte das von Luther ganz verfehlte Particip *εἶδος* — eine Gewißheit, die er früher nicht hatte, nämlich, daß mit dem Menschen eine innere Umwandlung zum Schlimmen sich vollzogen hat (*ἐξεστράπτει*) und er nunmehr in einem Zustande ist, den sein eigenes Gewissen als sündig verurtheilt. Diese Gewißheit kann der Ermahnende nur dann gewinnen, wenn er sich mit der Selbstverleugnung der Liebe und mit der Kraft der Wahrhaftigkeit in den Seelenzustand des Andern versenkt und dann mit seinem Wort die innersten und verborgensten Gedanken des Menschen hervorlockt. Wenn Einer sich mit solchem Ernst in das Geistesleben eines Anderen versenkt hat, dann kann er mit voller Gewißheit auch aus der Selbstbehauptung und Selbstvertheidigung des Andern die Stimme der inneren Selbstverurtheilung heraushören und diese Gewißheit macht es ihm möglich, mit gutem Gewissen von dem Betreffenden als einem Rezer Abschied zu nehmen. Man sieht also, die Aufkündigung der christlichen Gemeinschaft einem Irrlehrer gegenüber beruht nach Paulus nicht auf einer arithmetischen, oder juristischen, oder logischen Operation, sondern auf einer ethischen That im tiefsten Sinne des Wortes, sie wird nur dann richtig vollzogen, wenn der Betreffende die Ueberzeugung von seiner sittlichen Ueberlegenheit dem häretischen Menschen gegenüber gewonnen hat und daher auch im Stande ist, diese seine sittliche Ueberlegenheit jedem Urtheilsfähigen deutlich zu machen und sich somit über seine That zu rechtfertigen.

Jene Fünfundzwanzig haben ihrem Collegen als einem Irrlehrer öffentlich den Abschied gegeben, ohne sich nach dieser apostolischen Regel zu richten. Ich habe mich wiederholt genau bei den Betreffenden selbst erkundigt, keiner hat den Versuch gemacht, mit Pastor Schwalb über seine Lehre in persönliche Verhandlung zu treten. Sie berufen sich zwar darauf, daß einige Laien sich schriftlich und mündlich an ihn gewendet haben, aber hier kann Keiner für den Andern eintreten, und nachdem, was ich über diese Bemühung der Laien gehört, begreife ich nicht, wie man darin eine christliche Pflichterfüllung sehen kann. Also jener öffentliche Abjagebrief der Pastoren schließt die Uebertretung einer apostolischen Vorschrift ein und es zeigt sich hier auch, daß man nicht ungestraft das göttliche Wort außer Acht läßt. Wenn man jene Pastoren und die ihnen anhangenden Laien fragt nach Pastor Schwalb, so wissen sie von ihm weiter Nichts als jene sechs gedruckten Leugnungen. Diese sechs Punkte verbinden sie nun nach

der Logik und Psychologie der Orthodogie mit Linien, gestalten daraus einen Menschen und streichen ihn an. Nun, der ist allerdings furchtbar schwarz, und wenn man den ohne viele Umstände aus dem Pastorate und aus der Christenheit heraussetzte, so thäte man ein gutes Werk. Aber dieser gemalte Schwalb ist nicht der wirkliche, und darum ist es schlimm, daß sie ihr Urtheil über den gemalten immer gegen den leibhaftigen ausführen wollen. Ich habe mich durch die sechs Zeugnungen nicht abhalten lassen, mir den Mann selbst näher zu betrachten und sein Inneres zu erforschen. Ich habe ihn oft gesprochen, zuweilen stundenlang, ich habe ihn in seinem Hause und unter den Seinen gesehen, ich habe ihn in Gesellschaft beobachtet, ich habe ihn im Protestantenverein gehört und in seiner Kirche, ich habe mich nach seiner Wirksamkeit erkundigt. Und was ich gefunden, will ich offen aussprechen. Ich habe einen stillen, denkenden und in sich gekehrten Mann gefunden, der auch dann gelassen und leidenschaftslos blieb, wenn ich ihm meinen Tadel über seine Irrthümer und über seinen Unglauben, wenn ich ihm meinen Unwillen über seine heterodoxen Anstößigkeiten aussprach. Offenen Herzens und freien Gewissens hat er sich mir gezeigt, wenn ich, wie oft geschehen, meine Fragen auf sein Innerstes richtete. Ich habe ihn nach seinem inneren Entwicklungsgange gefragt, weil ich wissen wollte, ob es wahr ist, was man ihm Schuld giebt, daß er seit seiner Bekehrung durch einen Bruch seines inneren Lebens hindurchgegangen. Er hat mir bekannt, daß seine Bekehrung unter der Anleitung des seligen Pastor Meyer in Gebet und Beichte bestanden, sein dogmatisches Bewußtsein hätte sich erst später entwickelt, in Gebet und Beichte bestche aber auch jetzt noch sein Christenthum. Ich habe ihn gefragt, welchen Beweis er mir geben könne, daß er es ehrlich meine, wenn er erkläre, mit denen, welche er die Altgläubigen nenne, Gemeinschaft halten zu wollen. Er hat mir darauf gesagt: „ich fühle meinen Mangel an Frömmigkeit, an Erkenntniß, vor Allem an Gerechtigkeit, ich bedarf der Hülfe Anderer und ich weiß, daß ich freilich nicht in der Erkenntniß, aber in der Frömmigkeit und Gerechtigkeit von den Altgläubigen lernen und empfangen kann, ich liebe sie und die Strengsten sind mir die Liebsten, ich erbaue mich außer in der Schrift am liebsten in Thomas a Kempis und in den alten Kirchenliedern.“ Auf meine Erkundigung nach seiner Arbeit an der Gemeinde antwortete er: „die Zahl meiner Zuhörer ist im Wachsen und nicht bloß Frauen, sondern vorzugsweise Männer hören mich gern und aufmerksam, aber ich kann erst dann auf eine gedeihliche Wirksamkeit rechnen, wenn eine Anzahl Eltern wiederum beginnt mit den Kindern die

Bibel zu lesen und zu beten; ich sinne darauf Collegia pietatis einzurichten.“ Wenn man einen rechten Trumpf gegen die Unchristlichkeit des Protestantenvereins ausspielen will, dann nennt man den Namen Schwalb und macht im Stillen ein Kreuz. Ich hätte diese strengen Richter einladen mögen, mit mir am letzten Sonntag Judica nach St. Martini in Bremen zu gehen, um Pastor Schwalb's Confirmationshandlung beizuwohnen. Sie hätten dann gehört und gesehen, wie dieser Mann nicht durch Kunst der Rede, sondern durch die volle Selbsthingabe an die Sache und durch die Kraft seiner persönlichen Ueberzeugung seine Zuhörerschaft nicht bloß zur Aufmerksamkeit sondern auch zur Andacht zwingt, sie hätten vernommen, mit welcher zarten Gewissenhaftigkeit er das Werk der Confirmationsvorbereitung treibt, mit welchem heiligen Ernst er „seine lieben Kinder“ ermahnte, vor Allem Eins nicht zu versäumen, nämlich zu beten, und zwar mündlich zu Gott zu beten; sie hätten es fühlen müssen, wenn dieser Mann Jesum „seinen Herrn“ nennt, daß das nicht ist eine Phrase, sondern das wahre Bekenntniß einer tiefen Ehrfurcht; mit mir hätten sie sich überzeugen müssen, daß, wenn dieser Mann betet, er in der That sich und die Welt vergißt und sich in Gott versenkt. Kurz, das ist mein aus vielen Beobachtungen gewonnenes Ergebniß: Pastor Schwalb glaubt nicht viel, aber was er glaubt, damit ist es ihm ein so heiliger Ernst, wie ich selten eines Menschen Ernst wahrgenommen.

Natürlich unterließ ich nicht meine Wahrnehmungen über Pastor Schwalb seinen Verfehrern mitzutheilen, die haben sich dann gewundert, haben Eines und Anderes räthselhaft und unbegreiflich gefunden. Es ist ein schlimmes Ding, wenn man einen Menschen verurtheilt hat, ehe man ihn kannte; Alles, was man dann hinterher erfährt, muß immer in den Urtheilsspruch eingefügt werden, wenn es dann nicht biegen will, so muß es brechen. Soweit ein Mensch über eines Anderen Inneres urtheilen kann, muß ich bezeugen, wenn Schwalb Jesum seinen Herrn nennt, so ist das aus dem heiligen Geist (1 Kor. 12, 3), und er dient Christo an seiner Gemeinde mit einer Treue, welche Viele, die seine Zeugnungen mit großem Eifer bejahen, zu beschämen geeignet ist. Also wenn ich sage: „aber der Mann liebt und verehrt unseren Herrn und Heiland, er redet und handelt als Einer, der sich eines guten und reinen Gewissens beleiht“, dann antworten Jene: „nachdem er Jesum gelästert hat, kann er ihn nicht lieben und verehren und ein Solcher kann im geistlichen Amt nimmer ein gutes Gewissen haben“. Befangen in ihrem Spruch sind sie genöthigt, offenbare Thatfachen zu leugnen, was um so unverantwortlicher ist, da Schwalb

selber sich mit liebenswürdiger Offenheit und Klarheit über die mögliche Inconsequenz seiner Liebe und Verehrung ausspricht (s. Die Lehre Jesu nach den drei ersten Evangelien, Vorrede S. V—VII). Es ist nach diesem Allen klar, daß von derjenigen sittlichen Ueberlegenheit, welche die Abweisung eines keizerischen Menschen nach Tit. 3, 10 voraussetzt, sich hier keine Spur findet. Weil man das Wort der heiligen Schrift außer Acht gelassen, ist man verſetzt in einen Standpunkt, der den Zwang auslegt, Thatſachen zu leugnen und damit ſeine eigene Impotenz bloß ſtellt.

Aber auch das große feierliche Wort Chriſti, Matth. 18, 15—17, haben jene Fünfundzwanzig übertreten. Denn der Hauptgedanke dieſes Grundgeſetzes, welches Chriſtus für alle Zeiten der Kirche aufgeſtellt hat, iſt doch ganz unleugbar dieſer, daß das Endurtheil über die Ausſchließung eines Gemeindegliedes nicht einem Einzelnen, nicht einer Minderheit, nicht dem geiſtlichen Stande, ſondern nur der Geſammtgemeinde zuſteht. Die Fünfundzwanzig werden nun nicht leugnen können, daß ſie dieſes Endurtheil über Paſtor Schwalb mit ihrer öffentlichen Erklärung thatſächlich und weſentlich vollzogen haben. Denn wenn Paſtor Schwalb öffentlich das leugnet, „womit der chriſtliche Glaube ſteht und fällt,“ dann iſt Dr. Schwalb nicht bloß kein Paſtor einer chriſtlichen Gemeinde, ſondern er hat aufgehört ein Chriſt zu ſein, er iſt öffentlich für „einen Heiden und Zöllner“ erklärt. Es war daher eine richtige Conſequenz jener paſtoralen Erklärung, wenn fünf Mitglieder der St. Martinigemeinde in Nr. 7539 der Weſerzeitung nicht bloß dem Dr. Schwalb das Recht abſprachen, für einen chriſtlichen Prediger gehalten zu werden, ſondern auch der St. Martinigemeinde nur dann den Namen einer chriſtlichen zugeſtehen wollten, wenn ſie dafür ſorge, daß die Wirksamkeit des Dr. Schwalb möglichſt bald aufhöre. Daß nun aber dieſe über Paſtor Schwalb ausgeſprochene Aberkennung des chriſtlichen Namens nicht auf dem Endurtheil der Geſammtgemeinde beruht, ſollte gleich actenmäßig offenbar werden. Denn der Erklärung der Fünfundzwanzig gegenüber ſprach die ganz überwiegende Mehrheit der Gemeindevertretung ſich ſofort und öffentlich dahin aus, daß ſie „in der vom ächt chriſtlichen Geiſte erfüllten Amtsthätigkeit und in der religiöſen Richtung ihres hochverehrten Predigers Paſtor Schwalb, Erbauung und hohe Befriedigung finde“. So wenig alſo liegt ein ausſchließendes Endurtheil der Geſammtgemeinde vor, daß vielmehr die Majorität der Gemeindevertretung das Chriſtenrecht des Ausgeſchloſſenen mit öffentlichem Lobe anerkennt. Die Fünfundzwanzig haben alſo einen öffentlichen Act ausgeführt, wozu es nicht bloß nach dem angeführten Worte Chriſti an der nothwendigen Be-

dingung fehlte, sondern der nach demselben Worte Christi durch die offenkundige Sachlage geradezu vernichtet wird. Für jeden Unbefangenen ist es demnach offenbar, daß jene Pastoren, indem sie ihren Collegen des Abfalls von Christo öffentlich beschuldigen, eben so öffentlich und in demselben Augenblick das Grundgesetz Christi über die Ordnung in seiner Gemeinde gänzlich außer Acht gelassen. Es ist mir sehr wohl bewußt, daß es auch hier allerlei Ausreden giebt, aber es widersteht mir, hier auch nur mit einem Wort darauf einzugehen. Es ist ein himmelschreiender Jammer, daß wir Protestanten uns des Schriftprincipes rühmen, überall aber, wo wir uns an eine Tradition in Theorie und Praxis gewöhnt haben, die mit der heiligen Schrift in Widerspruch steht, wir uns nicht scheuen unter dem Schirmdach der Tradition die Worte der Propheten, der Apostel und des Herrn Christus selber durch allerlei Sophismen zu nichte zu machen. Natürlich, diese Schmach, diese Lüge wird nicht eher getilgt, als bis das scharfe Wort Christi: „was nennet ihr mich Herr, Herr und thut nicht was ich sage?“ (Luc. 6, 46) wie der Schall der letzten Posaune unsere schlafenden und sicheren Gewissen aufwecken wird.

Wie sich die Weisheit der apostolischen Vorschrift Tit. 3, 10 in dem vorliegenden Fall bewährt, ebenso erweist sich hier die Heiligkeit des Gesetzes Christi (Matth. 18, 15—17). Welch ein Unheil würde in der Bremischen Kirche angerichtet, wenn das schriftwidrige Endurtheil der 25 Pastoren zur Ausführung käme! Ich habe manche empfängliche nach Gottesgemeinschaft und Heiligkeit strebende Gemüther in Bremen kennen gelernt, welche alles Vertrauen zu dem orthodoxen Kirchenthum verloren haben, dagegen sich mit Begeisterung der Führung von Pastor Schwalb anvertrauen, und ich muß glauben, daß es dort Hunderte und Tausende giebt, welche vor dem Abgrund des Materialismus, wenn überhaupt, nur durch eine Predigt und Wirksamkeit wie des Pastor Schwalb bewahrt werden können. Wer über Pastor Schwalb das Anathem auszuführen sich vermißt, der ladet alle diese Seelen auf sein Gewissen. Und auch auf den Kreis der sogenannten Gläubigen würde die Absetzung Schwalb's eine unheilvolle Wirkung üben. Die Besseren unter ihnen fühlen und sprechen es auch aus, daß sie einer Kräftigung und Erfrischung gar sehr bedürftig sind. Jenes Ereigniß aber, wenn es einträfe, würde in diesen Kreisen die schwüle Luft der Engherzigkeit, Selbstgerechtigkeit, des Splitterrichtens noch sehr verdichten.

Nach diesem Allen ist nicht zu verwundern, daß die Fünfundzwanzig sich seit ihrer Erklärung vom 2. Februar 1868 in einen offenbaren Widerspruch verwickelt haben. Nach dem gewaltigen Anlauf, den sie mit ihrer

Erklärung genommen hatten, mußte man erwarten, daß sie ihre Bahn mit raschen und kräftigen Schritten verfolgen würden. Was ist denn seitdem geschehen? Im Mai 1868 haben fünf Mitglieder des reformirten Ministeriums in einer Eingabe an den Senat die schon erwähnte Vorstellung der fünf Gemeindeglieder gegen Pastor Schwalb befürwortet und um die Vorbereitung einer synodalen Organisation der Bremischen Kirche gebeten. Also nach Verlauf von 3 Monaten haben 5 aus der Zahl der Fünfundzwanzig einen neuen Schritt gethan. Was haben dann aber inzwischen die Zwanzig gethan? So viel ich weiß, Nichts. Wie soll man sich das erklären, daß diese Zwanzig sich jenem Schritt der fünf Genossen nicht irgendwie angeschlossen? Hat jene Verbrüderung am 2. Februar so wenig Tragkraft gehabt, daß schon im Mai kein gemeinsames Handeln zu ermöglichen war? Weiter, jene Fünf sind von dem Senat am 19. Juni 1868 abschlägig beschieden. Seitdem ist nun wiederum reichlich ein Jahr verflossen und ich habe nicht vernommen, daß von den Fünfundzwanzig zur Hebung dieses von ihnen als unerträglich bezeichneten Nothstandes der Bremischen Kirche irgend Etwas geschehen ist. Nach ihrer Auffassung mußte der Nothstand seit dem 19. Juni 1868 noch unermeslich gesteigert sein, denn wenn das Kirchenregiment einen erwiesenen Irrlehrer und Verführer in Schutz nimmt, dann ist die Bremische Kirche ein Babel geworden und es bleibt Nichts übrig, als auszuschneiden. Das ist die unabweisliche Konsequenz, wenn der erste Schritt richtig gewesen ist. Ich hege die Hoffnung, daß an diesem inneren Widerspruch meinen lieben Glaubensbrüdern endlich die Augen über die Verkehrtheit ihrer That vom 2. Februar 1868 aufgehen werden.

Der Bremer Kirchenstreit ist ein warnendes Exempel für alle Versuchung zum überkirchlichen Eifer. Aber etliche Pastoren der preussischen Residenz haben diese Warnung in den Wind geschlagen. Berlin ist ein vulcanischer Boden und daher geschieht es leicht, daß sich hier dem kirchlichen Eifer unterirdisches Feuer beimischt. Hier hatte kein aufregender Vortrag über alten und neuen Glauben Anlaß gegeben, sondern der Angriff war langer Hand vorbereitet und die Gelegenheit wird vom Zaun gebrochen. Die Friedrich-Werdersche Kreissynode ist das Terrain, auf welchem der Berliner Kirchenstreit zum Ausbruch kam und wo er seinen Charakter am deutlichsten enthüllt hat. Hier wollen wir also Fuß fassen und dieses unheimliche Ding näher in Augenschein nehmen. Der Pastor Knaf, früher nur bekannt durch seine frommen Lieder, hat sich in neuester Zeit, darin seinem Vorgänger, dem seligen Gokner sehr unähnlich, in einen

frankhaften Eifer für den Bekenntnißbuchstaben gestürzt. Dieser hatte schon auf der Synodalversammlung 1866 die Frage nach dem Ordinationsgelübde angeregt. Diese Frage kam auf der Synodalversammlung am 29. April 1868 zur Verhandlung. Der Antrag lautete: „Synode wolle erklären, daß jeder Ordinand vor seiner Einweihung zum heiligen Predigtamt ein wirkliches und wahrhaftes Gelübde abzulegen habe.“ Da natürlich in Preußen so gut wie anderswo ein Ordinationsgelübde besteht und in Übung ist, so begreift man gar nicht, wie ein solcher Antrag gestellt und noch weniger wie er von der Synode mit 17 gegen 11 Stimmen angenommen werden konnte. Der Antrag hat ja nämlich schlechterdings gar kein Object, wenn er nun desungeachtet doch gestellt und angenommen wird, so muß seine Substanz eine Tendenz sein, nämlich zur Verdächtigung und zur Anklage gegen gewisse Mitglieder des Predigerstandes, ja gegen gewisse Mitglieder der Synode selbst. Ja, so ist der Antrag von Pastor Rnaß auch wirklich gemeint, er hat ihn 1866 befürwortet mit der Aeußerung: „Die Kirche müsse vor Allem Zucht üben gegen die Hirten, diese seien oft treulos.“ Als Einer von denen, gegen welche diese Zuchttruthe aufgehoben werden sollte, antwortete ihm der Prediger Müller gleich als die Sache 1866 zur Sprache gebracht wurde und abermals auf besondere Aufforderung des Vorsitzenden 1868. Müller's zweimalige Rede gegen den Antrag war die Sprache eines theologisch gebildeten, gewissenhaften und freimüthigen Mannes und ich staune, wie es der Synode möglich geworden, nach solchen Worten diesen Antrag sich anzueignen. Nun, dieser Beschluß ist das Signal der Verfolgung, so unschuldig er dem Wortlaut nach ist, so birgt er in seinem Innern einen Feuerbrand. Und noch an demselben Tage als dieser Antrag des Pastor Rnaß zum Beschluß erhoben wurde, brach das Feuer aus dem Innern hervor. Der Prediger Lisco hatte im Auftrag der Synode einen Bericht über die sittlichen und kirchlichen Zustände der Friedrich-Werderschen Diocese verfaßt; dieser wurde in der Synodalversammlung 1867 verlesen und als eine vortreffliche Arbeit anerkannt und belobt. In diesem Bericht fand sich ein dogmatischer Passus, der sich über das durch die Wissenschaft veränderte Weltbild ausspricht, „in welchem für das die Weltgesetze durchbrechende Wunder keine Stelle geblieben.“ Ich gestehe, daß ich dem durch die Wissenschaft aufgestellten Weltbilde diejenige theologische Bedeutung, welche Dr. Lisco darin findet, nicht im Entferntesten beilegen kann, daß ich auch gegen seinen über das Wunder gebrauchten Ausdruck als einen mindestens mißverständlichen protestiren muß. Ich stehe also dogmatisch nicht auf der Seite des

Dr. Visco, sondern auf der Seite seiner Gegner, um so unbefangener glaube ich daher die Schritte der Letzteren würdigen zu können. Ich bin nun der Meinung, daß, nachdem der Vorsitzende im Jahr 1867 offenbar mit Rücksicht auf jenen dogmatischen Passus des Visco'schen Berichtes erklärt, die Arbeit sei der Ausdruck der individuellen Anschauung des Verfassers, und mit den Worten sein Votum geschlossen hatte: „Wir stehen auf dem Glaubensgrunde Luthers und der Reformatoren, womit ich nicht angedeutet haben will, daß der Berichterstatter diesen Glaubensgrund verlassen habe“, damit auch das Nothwendige nach beiden Seiten hin wahrgenommen und die Linie bezeichnet war, die nicht überschritten werden durfte. Aber einundzwanzig Mitglieder der Synode hatten diesseits dieser Linie keine Ruhe, sie mußten und wollten hinüber. Hätten sie ihren Dissensus gegen die Aeußerung Visco's über das Wunder ausgesprochen, so konnte man dies für überflüssig halten, aber nicht für unberechtigt, aber sie geben eine Erklärung zu Protokoll, in welcher sie protestiren gegen eine dem Berichte Visco's zu Grunde liegende Theologie, „die dem bewußten Unglauben eine berechtigte Stellung erringen wolle und darum keinen Grund mehr habe in der evangelischen Kirche“. Das hieß nun den Kampf eröffnen auf der ganzen Linie, nicht mehr gegen einen Einzelnen, sondern gegen eine ganze theologische Schule und zwar nicht gegen einzelne Lehren derselben, sondern gegen das kirchliche und christliche Recht der Personen. Durch ein hervorragendes Mitglied dieser Synode, den Prediger Drth, wurde es auch ausdrücklich ausgesprochen, daß der Angriff Denen gelte, welche sich „um den Schleiermacher'schen Christus“ geschaart haben. Damit ist denn jene kleine wackere Schaar von Theologen bezeichnet, welche mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit und mannhafter Würde, unter schwierigen Verhältnissen in der preussischen Residenz vorzugsweise für die ethische Auswirkung des Christenthums und für die freiheitliche Entwicklung der Kirche gearbeitet und gekämpft haben. Sieht es denn so finster aus in diesen Eiferern, daß sie gar keine Ahnung davon haben, was der Vertilgungskrieg gegen diese Männer zu bedeuten habe? Haben sie denn so sehr alle Fühlung mit dem Volksleben eingebüßt, daß sie gar nicht merken, wie sie durch ihren einseitigen Dogmatismus, durch ihre freiheitsfeindlichen Bestrebungen in Kirche und Staat fast die gesammte intelligente und sittlich-strebende Bevölkerung gegen sich aufgebracht haben? Wahrlich, die Kluft zwischen dem vernünftigen und gewissenhaften Denken des deutschen Volkes und diesen hochkirchlichen Parteimännern in Berlin ist schon groß genug! Wenn dieselben aber in pharisäischer Selbstüberhebung und fleischlichem Vertrauen auf die Unterstützung

des weltlichen Armes ihr Kirchenthum für das ächte und alleinige Christenthum hinstellen und jeden Widerspruch gegen ihr Kirchenthum als Antichristenthum zur Ausrottung denunciren, nun, dann machen sie die Luft bodenlos und citiren einen Geist, der Verderben bringt.

Der Kern der ganzen Proceedur ist auch hier Aufkündigung der christlichen Gemeinschaft und Ausweisung aus dem Recht kirchlicher Mitgliedschaft. Denn die Meinung der Einundzwanzig ist natürlich keine andere, als welche die Berliner Pastoralconferenz hauptsächlich unter dem Einfluß der vornehmsten Urheber jener Synodalerklärung kurze Zeit nach jener Synodalverhandlung als Manifest gegen den Protestantenverein proclamirte; daß nämlich „die Mitglieder des Protestantenvereins sammt ihrem Anhang mit der evangelischen Kirche und ihrem Bekenntniß thatsächlich gebrochen und den Glauben verlassen haben, auf den sie getauft sind und den sie in ihrer Confirmation vor der Gemeinde bekannt haben“. Das Anathema ist sehr deutlich, aber leidet an derselben doppelten Schriftwidrigkeit, die wir in dem Bremer Kirchenstreit gefunden haben. Denn wo ist jene sittliche Ueberlegenheit, welche die innere Selbstverurtheilung des Kezers ans Licht zu zwingen vermag. (Tit. 3, 10)? Jene 3 angefochtenen Männer, Dr. Sybow, Dr. Lisco und Prediger Müller, zeigen in den betreffenden Synodalverhandlungen Klarheit und Ruhe des Geistes, Mannhaftigkeit, Würde und Offenheit der Gesinnung. Die Gegner aber haben neben leidenschaftlichen Ausdrücken des Trozes ein hinterhältiges, lichtscheues Benehmen, und, von Moralität und Christlichkeit ganz zu schweigen, ist ihr Verhalten nicht einmal legal. Es ist ihnen ins Angesicht nachgewiesen, daß der Inhalt und Ton der stundenlangen mündlichen und schriftlichen fezzerrichterlichen Erklärungen, die nun schon dreimal diese Synode in Athem gesetzt haben, im Widerspruch steht gegen die Consistorialverfügung vom 18. October 1864. Es ist also hier das Gegentheil derjenigen sittlichen Bedingung vorhanden, welche allein nach Tit. 3, 10 eine gewissenhafte Aufkündigung der christlichen Gemeinschaft ermöglicht. Gleichermassen fehlt es an der Zustimmung der Gesamtgemeinde, welche nach Matth. 18, 15—17 zu einer Auerkennung der christlichen Mitgliedschaft erforderlich ist, in dem Maße, daß vielmehr ein sehr hervorragender Theil der Gesamtgemeinde gegen jenes Anathema sofort öffentlich und nachdrücklich hervorgetreten ist. Hundertdreiundzwanzig angesehene Männer der Berliner Gemeinden beschloßen am 7. Juni 1868 eine Resolution, in welcher sie öffentlich gegen die Erklärung der 21 Synodalen protestiren und eine Petition an den Berliner Magistrat, in welcher sie den verfezzerten Geistlichen

bezeugen, „daß ihre Treue und Wahrhaftigkeit im Bewußtsein der Gemeinden lebt“, und den Magistrat ersuchen, sein Patronatrecht zum Schutz der freiheitlichen Theologie und zur Befürwortung einer wahrhaften Gemeindevertretung anwenden zu wollen. Der Magistrat der königlichen Haupt- und Residenzstadt ist willig auf dieses Petitum eingegangen und hat mit dem Nachdruck persönlicher Ueberzeugtheit den Petenten versprochen, in dem Sinne der kirchlichen Freiheit, so weit seine Competenz reiche, wirken zu wollen. Außerdem haben 900 Gemeindeglieder ihren Predigern Sydom und Visco mit Rücksicht auf die ihnen widerfahrne Unbill ihre Beistimmung und Verehrung bezeugt. Sind denn nun etwa die Mitglieder des Berliner Magistrats, des Patrons vieler Gemeinden, sind jene Hundertdreiundzwanzig und die 900 Gemeindeglieder an der neuen Kirche, sind diese Alle „Zöllner und Heiden“? Dann möchte ich jenen strengen geistlichen Herren den Rath ertheilen, ungesäumt mit der öffentlichen Erklärung vorzugehen, daß sie in den Familien jener Männer, so wie Aller, die ihnen gleichgesinnt wären, hinfort keine amtliche Berrichtungen vornehmen würden, daß auch von ihnen kirchliche Abgaben und Gebühren nicht bloß nicht gefordert, sondern auch nicht einmal angenommen würden. So lange sie nämlich sich nicht dazu entschließen, dürfen sie jene öffentlichen Erklärungen nicht verachten und sind verpflichtet, aus denselben zu entnehmen, daß Christus selber ihnen das Recht abspricht, das zu thun, was sie sich unchristlicher Weise angemaßt haben.

Auch jenes Merkmal der Halbheit, das Zeichen des inneren Selbstwiderspruches findet sich hier. Nachdem die einundzwanzig Synodalen mit all ihren Gesinnungsgenossen öffentlich den Stab über den Christenstand der Vertreter einer freien Theologie und Kirche gebrochen, war ihre nächste Pflicht, Alles daran zu setzen, damit das Kirchenregiment ihr Urtheil zur Ausführung bringe. Indirect ist wohl Einiges in dieser Richtung versucht worden. Die Erklärung der Berliner Pastoralconferenz, der westphälischen Synode, des Consistoriums zu Magdeburg und Posen, der Beschluß der Synode zu Loitz gegen den Prediger Schiffmann, der Nothruf von Pastor Kimmel und fünf Genossen, das Schreiben des Pastor Knak an das Brandenburgische Consistorium, dieses Alles muß wohl dahin gerechnet werden. Außerdem appellirte die Berliner Volkszeitung mit einer sehr drastischen Wendung an das Richteramt des Kirchenregiments. Da nun inzwischen ein Jahr vergangen, und das preussische Kirchenregiment gegen keinen Einzigen der denunciirten Prediger vorgegangen ist, so ist unzweifelhaft, daß das Kirchenregiment entschlossen ist, jenem Ansinnen keine Folge

zu geben. Es ist dies auch officiell durch den Specialbescheid des Brandenburger Consistoriums auf der diesjährigen Friedrich-Werderschen Synode am 14. April bekannt geworden, denn in diesem Bescheid lehnt das Consistorium es ab, eine Sichtung der Geistlichkeit nach Maassgabe jener pastoralen Aburtheilungen vorzunehmen. Mit diesem thatsächlichen Verhalten des Kirchenregiments, mit diesem officiellen Bescheide der hohen consistorialen Behörde ist nun auch hier gleichwie in Bremen die ganze Lage der angreifenden Partei umgestaltet. Entweder, man muß den Standpunkt des Anathema verlassen oder man ist genöthigt, eine letzte Mahnung an das Kirchenregiment zu richten, damit dasselbe seine Pflicht gegen überführte Reher in Ausübung bringe, und zwar zu der Folge, daß man entschlossen ist, sobald dieser letzte Schritt vergeblich sein würde, aus einem solchen gänzlich zerrütteten Kirchenwesen auszuscheiden. Aber von dieser auf solchem Standpunkt schlechterdings gebotenen Entschlossenheit sind diese Männer des Berliner Anathema weit entfernt. Dies hat sich auf der diesjährigen Synode am 14. April gezeigt. Anstatt zu begreifen, daß, unnamentlich in unserer Zeit einen Glaubensact auszuführen, vor Allem die strengste sittliche Haltung die allernothwendigste Bedingung ist, begehen diese Männer noch einmal dieselbe Ungefeßlichkeit, wie im vorigen Jahre, obwohl ihnen diese Ungefeßlichkeit mehrfach und nachdrücklich vorgehalten worden ist. Elf von jenen Einundzwanzig beziehen sich auf ihre vorjährige Erklärung, berufen sich auf die Bestätigung, welche dieselbe anderweitig gefunden, und verwahren sich dagegen, daß ihr synodales Zusammentreten mit den drei Männern des Protestantenvereins nicht ein Zurücktreten von ihrem Urtheil sei. Zunächst aber, wo sind die übrigen Zehn? Sie schweigen still. Welch ein verrätherisches Schweigen! War ihr erstes Urtheil vor Gott und Menschen recht, so durften sie ihre Genossen nicht im Stich lassen, war ihnen ihr Urtheil leid geworden, so mußten sie ihren Genossen entgegentreten und den Beleidigten ihre Ehre wieder herstellen. Indem sie weder das Eine noch das Andere thun, geben sie mindestens zu erkennen, daß sie über ihren ersten Schritt kein gutes Gewissen mehr haben. Aber auch jene Tapferen sind weit entfernt, das zu thun, was ihr mit soviel Orientation einmal eingenommener Standpunkt erheischt. Daß sie mit drei ausgemachten Irrlehrern in einer kirchlichen Versammlung tagen, geschieht, wie sie sagen, lediglich „aus Gehorsam gegen die Anordnungen der Behörde“. Aber einer Kirchenbehörde, welche ihre Pflicht nicht thut, kann man unmöglich in dem Stück, worin sie sich eine offenbare Pflichtverletzung zu Schulden kommen läßt, mit gutem Gewissen Gehorsam

leisten. Und wenn auch hier Pastor Knaf noch ein Uebrigcs thun zu müssen geglaubt hat, um seine „aufrichtige Gegcnschaft“ zu documentiren, so ist dieses an eine ganz falsche Adresse gerichtet. Wollten die Elf mit wirklich kirchlicher Consequenz ihren vorjährigen Standpunkt behaupten, dann hatten sie nicht gegen die drei Collegen, die sie ja mit ihrem Votum am 29. April 1868 ein für allemal abgethan haben, sondern gegen das hohe Consistorium ihren Angriff zu richten. So ist denn schließlich die ganze Tapferkeit der Elf am 14. April ein Beweis, daß es auch diesen Eifervern an dem wahren Muthc eines völlig in Gott ruhenden Gewissens gar sehr gebricht und wir wollen hoffen, daß das Moment der Wahrheit, welches in diesem innern Selbstwiderspruch enthalten ist, auch diesen Männern zur rechten Zeit das Licht einer besseren Erkenntniß anzünden wird.

Endlich haben wir ein drittes Symptom des unter uns herrschenden Kirchenthums in Augenschein zu nehmen, welches sich im letzten Jahre sehr bemerklich gemacht hat, nämlich die Gesangbuchsangelegenheit, wie sich dieselbe namentlich in Schlesiën und in Berlin zu Tage gelegt hat. Hier haben wir nicht mehr mit einem zahlreichen kirchlichen Verein, nicht mit einer einflußreichen kirchlichen Partei zu thun, sondern mit einer kirchenregimentlichen Action. Da nun glücklicherweise im Ganzen und Großen noch keine vollendeten Thatsachen vorliegen und die hohen Kirchenbehörden in jüngster Zeit selber die Nothwendigkeit, die öffentliche Meinung zu hören, erkannt haben, so darf die ehrerbietige Rücksicht auf den Ursprung mancher Verfehlungen die hier unbedingt gebotene Freimüthigkeit nicht ausschließen. Die Consistorien der Provinzen Schlesiën und Brandenburg sind es, welche die Gesangbuchsconflicte in den Gemeinden veranlaßt haben. Allem Anschein nach steht der Oberkirchenrath zu dieser Angelegenheit unbefangener, nur daß er bis dahin, wie man vermuthen muß, sich nicht entschließen kann, zum Schutz der Gemeinden dem Vorgehen der Consistorien entgegenzutreten. Es ist im höchsten Grade betäubend, daß die Consistorialregierung, die zu den Gemeinden in so naher Beziehung steht, und eben in diesen Tagen die dringendste Pflicht hätte, versöhnend und gewinnend auf die Gemeinden zu wirken, in einer zwar wohlgemeinten aber falschen Anschauung von einem vorhandenen kirchlichen Bedürfniß, durch ihre Initiative in der Gesangbuchsneuerung einen unheilvollen Streit wachgerufen hat. Wer einigermaßen unbefangen die gegenwärtige kirchliche Lage überschaut, wird einsehen, daß die Kirchenleitung auf allen Stufen heilig verpflichtet ist, Alles aufzubieten, um durch Thaten des Geistes das verlorene Vertrauen der Gemeinden und des Volkes wiederzugewinnen. Erst wenn durch that-

sächliche Beweise göttlicher Kraft das Vertrauen zwischen dem geistlichen Amte und den Gemeinden, zwischen dem Kirchenregimente und dem Volke wiederum hergestellt sein wird, erst dann kann mit Erfolg die bessernde Hand an die Schäden gelegt werden. Weil es jenen Consistorien an dieser unbefangenen Würdigung der kirchlichen Lage zu fehlen scheint, so schlägt ihr Vorgehen in der Gesangbuchsneuerung, so gut es immerhin gemeint sein mag, zu einer Gewissensverwirrung um. Denn dieses Vorgehen, wenn es, wie es eingeleitet, zur Ausführung käme, schließt eine Verletzung sowohl des Gemeindebewußtseins als des Volksbewußtseins ein.

Es muß in gegenwärtiger Zeit für jeden evangelischen Theologen und Christen als unantastbares Axiom feststehen, daß die Einführung eines Gesangbuches nur auf freier Wahl jeder Gemeinde beruhen kann. Jeder, der das Gemeindeleben kennt, weiß, daß das Gesangbuch das vornehmste Erbauungsbuch ist. In dieses Heiligthum auch nur den Schein von Zwang einführen zu wollen muß billig Jedem als ein Unrecht erscheinen. Also nur mit der allerzartesten Berücksichtigung dieser Freiheit kann die Kirchenleitung hier auf Aenderung Bedacht nehmen. Nun sagt man zwar: es giebt in vielen Gemeinden eine Minderheit, die sich vorzugsweise zur Kirche hält, während die große Mehrheit unkirchlich geworden ist; jener kirchlichen Minderheit erweist man durch die Einführung eines Gesangbuchs, in welchem die Kernlieder unverfälscht enthalten sind, einen großen Dienst, und wenn die unkirchliche Mehrheit daran Anstoß nimmt, so hat dieselbe durch ihre innere Abwendung vom kirchlichen Bekenntniß den Anspruch auf kirchliche Berücksichtigung verwirkt, und es bleibt derselben Nichts übrig, als sich ihrer wässerigen rationalistischen Lieder zu entwöhnen und in die ächten Kirchenlieder einzuleben. Ich bin weit entfernt, diese kirchlichen Minderheiten zu verachten, ich kenne sie von Jugend auf, und weiß, daß in ihnen große Schätze und Kräfte des geistlichen Lebens verborgen sind, auch sind mir die Kernlieder unserer Kirche von Kindheit her vertraut und es vergeht nicht leicht ein Tag, an dem ich sie nicht für meine eigene Erbauung gebrauche. Ich darf mir daher wohl in dieser Sache ein Urtheil zutrauen. Nach meinem Dafürhalten nun beruht diese Vertheidigung und Beschönigung des consistorialen Verfahrens in der Gesangbuchsache auf einem gefährlichen Irrthum. Jeder, der Kirchengeschichte studirt hat, muß wissen, daß die stattgehabte Handhabung der kirchlichen Theorie und Praxis an der Entfremdung einer großen Mehrheit unseres Volkes von dem kirchlichen Leben einen beträchtlichen Theil der Schuld zu tragen hat und daher gegenwärtig die kirchliche Leitung die dringende Pflicht hat, eben jenen Theil

unseres Volkes für eine lebendigere Betheiligung am Reiche Gottes wiederum zu gewinnen. Ein kirchliches Verfahren aber, welches diese Mehrheit der Gemeindeglieder von vornherein als unmündig und urtheilslos behandelt, hat die entgegengesetzte Wirkung, dasselbe treibt nämlich diese Majorität in den Gemeinden in den offenbaren Unglauben hinein. Und man tröste sich nicht damit, daß man an der Kräftigung der Minderheit reichlich wieder gewinnt, was an der Abwendung der Mehrheit etwa verloren geht. Jene Minderheiten leiden meistens ohnehin schon nicht wenig an dem Dünkel exclusiver Christlichkeit und Kirchlichkeit, durch jene ausschließliche Berücksichtigung ihrer Wünsche wird dieser Dünkel gar leicht zum ausgebildeten Pharisäismus gesteigert. Es ist hohe Zeit, daß die pastorale und consistoriale Leitung sich nicht länger von den Wünschen und Forderungen gewisser mehr oder weniger pietistischen Laienkreise in denen meistens das weibliche Urtheil überwiegenden Einfluß hat, bestimmen läßt, sondern umgekehrt sollten die kirchlichen Leiter der Würde und Pflicht ihres hohen Berufes eingedenk sein und ihre theologische Erkenntniß und Weisheit verwenden, um jene Laien aus ihrer pietistischen Beschränktheit auf einen wahrhaft kirchlichen Standpunkt des Denkens und Handelns zu erheben.

Aber weil die kirchliche Leitung leider sehr allgemein in jener einseitigen und parteiischen Auffassung der Gemeinden befangen ist, so fehlt auch dem Verfahren in der Gesangbuchssache gar leicht die nothwendige Offenheit und Würde. Als auf der Friedrich-Werder'schen Synode im Jahre 1868 die Gesangbuchssache zur Sprache kam, trat Prediger Dr. Sydow mit Nachdruck auf für das Recht der evangelischen Gemeinde gegenüber den aus List und Gewalt zusammengesetzten Maaßnahmen, die der Referent in dieser Angelegenheit, Superintendent Tauscher, vorgeschlagen. Nun, vor solchen excessiven Maaßregeln, die jener Heißsporn der kirchlichen Reaction ersahnte, haben sich die Consistorien Gott Lob gehütet, aber was sie gethan, scheint doch noch immer zu sehr an die Grenzen von List und Gewalt zu streifen, um segensreich wirken zu können. Schon im Jahre 1862 kam die Klage der Gemeinde der Stadt Delitzsch über ein aufgedrungenes Gesangbuch in der preussischen Abgeordnetenkammer zur Verhandlung und die Volksvertreter nahmen sich dieser Beschwerde der Gemeinde mit starker Majorität an. Seitdem mußte die Kirchenleitung, daß die Gesangbuchsveränderung auf eine ernste Opposition zu rechnen hatte; wollte man sie doch durchsetzen, so mußte man leise und allmählig zu Werke gehen, um nicht von vornherein den ganzen Gegensatz hervorzurufen. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Verfahren der kirchlichen Würde wenig entspricht.

Sehr instructiv sind in dieser Beziehung die Vorgänge in der Dorfgemeinde Blumberg in der Nähe von Berlin, welche Vorgänge die Protestantische Kirchenzeitung actenmäßig zur Kunde brachte. Es zeigte sich hier Zweierlei, einmal, daß die officiële Gemeindevertretung durchaus keine Bedeutung hat, indem die große Mehrheit der selbstständigen Gemeindeglieder gegen jene Scheinvertretung auftrat, dann kam zum Vorschein, daß die Veröffentlichung der Vorgänge den Kirchenbehörden unangenehm war, zum deutlichen Beweis, daß man in dieser Angelegenheit lieber im Dunkeln als im Lichten operirte. Aehnlich ging es in Schlessien. Das Consistorium in Breslau beschwerte sich darüber, daß die Presse in der Gesangbuchsangelegenheit die Leidenschaften angeregt habe. Wäre man von allem Anfang her völlig offen und frei zu Werke gegangen, auch die böswilligste Presse hätte dann nicht stören können; denn die politische Presse hat an sich gar keine Neigung auf kirchliche Fragen einzugehen. Aber anstatt daß das Schlessische Consistorium sich hätte durch die Vorgänge in Blumberg warnen lassen sollen, betrat es dieselben Wege, welche das Brandenburger Consistorium versucht hatte.

Der Kreissynode zu Dhlau wurde am 28. October 1868 von Vertrauensmännern der Gemeinde Dhlau im Namen von 1200 Gemeindegliedern ein Protest überreicht gegen den in Dhlau „ohne Vorwissen und Willen der Protestirenden am 19. December 1867 eingeführten Gesangbuchswechsel“. Also auch hier war diese wichtige Gemeindeangelegenheit ohne Vorwissen der Gemeinde, also heimlich betrieben worden. Daß aber nicht bloß der Gemeindefirchenrath sondern selbst die Kreissynode nach der gegenwärtigen Zusammensetzung in keiner Weise irgend Bürgschaft für die Vertretung der Gemeindeinteressen gewährt, sollte sich bei diesem Anlaß auf eclatante Weise offenbaren. Jener Protest von 1200 Gliedern der Gemeinde Dhlau wurde von der Kreissynode zu Dhlau am 28. Oct. 1868 ad acta gelegt. Ein Alleräußerstes aber ist mit dem Städtchen Finsterwalde versucht worden. Hier war seit sechszig Jahren das neue Dresdener Gesangbuch in Gebrauch; durch Abkündigung von der Kanzel wird im August 1868 die Abschaffung des genannten Gesangbuchs für die Zukunft angeordnet und das alte Dresdener Gesangbuch zunächst zum Simultangebrauch eingeführt. Dieses alte Dresdener Gesangbuch trägt sich mit so abschreckenden Formen eines längst antiquirten Alterthums, daß man überrascht wird durch die Kunde, daß es sich in einigen Gemeinden noch immer im Gebrauch erhalten. Aber daß ein evangelisches Consistorium dieses Gesangbuch so zu sagen hinter dem Rücken der Gemeinde im Jahre 1868 einzuführen

unternimmt, ist eine Thatfache, bei welcher Einem der Verstand still steht und das Wort seinen Dienst versagt. In Schlesien aber erfolgte wirklich der Uebergang von diesen heimlichen Maßregeln zu dem Versuche der Gewalt. Hier kämpften die Gemeinden Reichenbach, Ohlau, Namslau und Neumark gegen die Einführung eines vom Consistorium octroyirten Gesangbuchs. In den drei letztgenannten Gemeinden war der Kampf dadurch erschwert, daß der Gemeinderath mit der Geistlichkeit auf Seiten der consistorialen Neuerung stand; in Reichenbach dagegen war der Gemeindefkirchenrath mit der Gemeinde im Einverständniß gegen die Veränderung. In Reichenbach nun kam es nicht bloß bis zur Androhung der Gewalt, sondern die Anstalten zur Ausübung der Gewalt waren schon getroffen, und ein theologischer Professor und Consistorialrath ließ sich bereit finden, bei solchem kirchlichen Gewaltact als Zeuge zu fungiren. Wären die Gemeindevertreter weniger entschlossen und tapfer gewesen, so wäre es hier in der That zur handhaften Einführung des neuen Gesangbuches gegen den erklärten Willen der Gemeinde gekommen. Aber einzelne Glieder des Patronats und des Kirchenraths traten für das Gemeinderecht mit solcher Mannhaftigkeit auf, daß den Abgeordneten des Consistoriums der Muth entsank und das Consistorium hat sich bei diesen Männern zu bedanken, daß es vor einer Versündigung bewahrt geblieben ist. Das geschah am 29. Januar 1869. Da nun hier der Oberkirchenrath mit seiner höheren Weisheit sich zwischen das Consistorium und die Gemeinde stellte, so war fürs Erste der Sturm abgeschlagen, das Consistorium mußte einen unrühmlichen Rückzug antreten. Die protestirenden Gemeinden hatten aber nun die Erkenntniß gewonnen, daß an eine wirkliche Ordnung der streitigen Angelegenheit nicht zu denken sei, so lange nicht das Recht der Gemeinde principiell anerkannt worden; deshalb erwählten die vier Gemeinden Ohlau, Reichenbach, Namslau und Goldberg Vertrauensmänner und diese erließen am 3. Februar d. J. einen öffentlichen Aufruf an die evangelische Christenheit, in welchem sie um Unterstützung bitten, in ihrem Kampfe „gegen Gesangbuchszwang, wie gegen jeden Zwang in kirchlichen Dingen“. Allerdings vermißt man in diesem Aufruf jedes positive Bekenntniß, aber was soll man von „schlichten Bürgern und Gemeindegliedern“ erwarten, denen gegenüber die Pastoren und Consistorialräthe das Bekenntniß in der abschreckenden Gestalt des Zwanges vertreten? Freuen soll man sich, daß diese Gemeinden nicht die todte Masse des Indifferentismus vermehren wollen und hoffen soll man, daß, wenn diesen muthigen Protestanten das Evangelium nicht bloß in der Form der Freiheit, sondern als die göttliche

Macht der Freiheit verkündigt wird, sie dasselbe mit Freude aufnehmen werden. Denn was sie vertreten ist vollkommen berechtigt, und die Weise ihrer Vertretung ist ebenso gemäßigt als mannhaft.

Ohne Wirkung ist diese öffentliche Appellation der schlesischen Protestanten an das Gemeindebewußtsein nicht geblieben. Wenigstens kommt von den bedrohlichen Maaßnahmen zur Einführung eines neuen Gesangbuches in der Provinz Brandenburg, von denen der Superintendent Tauicher 1868 sprach, glücklicherweise nichts zur Anwendung. Aber hätte das Brandenburger Consistorium die sehr deutlichen Zeichen der Zeit verstanden, so hätte es zum mindesten seinen Plan, das Berliner Gesangbuch vom Jahre 1829 zu beseitigen, aufgeben müssen. Das ist leider nicht geschehen. Das genannte Consistorium hat unter dem 9. Februar d. J. den Entwurf eines neuen Gesangbuches herausgegeben und der Urheber dieses Entwurfs, der Consistorialrath Bachmann, hat in einer eigenen Schrift die Gesichtspunkte und Grundsätze, nach denen er diesen Entwurf bearbeitet, veröffentlicht. Daneben hat der Oberkirchenrath angeordnet, daß die Provinzialsynode über diesen Entwurf zuerst gehört werden soll. Damit ist nun allerdings der dieser Angelegenheit allein angemessene Weg einer freien öffentlichen Verhandlung eröffnet. Ohne Zweifel aber wird die öffentliche Stimme sich dahin aussprechen, daß der Versuch selber, unter den obwaltenden Umständen und aus den kundgewordenen Motiven das jetzige Gesangbuch, an welchem Schleiermachers Namen hängt, in Berlin beseitigen zu wollen, das Gemeindebewußtsein auf eine empfindliche Weise verletzt. Es kann ja Niemandem entgehen, daß der Gegensatz, der im vorigen Herbst in der Würdigung Schleiermachers zwischen dem Consistorium einerseits und dem Magistrat, den Stadtverordneten und einem angesehensten Theile der Bürgerschaft Berlins zum Vorschein kam, sich sofort auf die Gesangbuchsfrage übertragen wird. Das sogenannte Berliner Gesangbuch bekennt sich ausdrücklich zu dem acht Schleiermacher'schen Grundsatz: „von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern.“ (Vorrede S. IV.) Wegen dieses, in dem Buche durchgeführten, Grundsatzes ist dasselbe nicht bloß noch heute brauchbar, sondern sogar noch niemals so normal gewesen wie eben jetzt, wo das Bewußtsein über die Nothwendigkeit jenes Grundsatzes so allgemein verbreitet ist. In der Denkschrift des Consistoriums vom 3. März 1868 wird nun aber grade dieser so werthvolle Vorzug des Berliner Gesangbuches als ein Fehler bezeichnet, „der die Einheit und Entschiedenheit des kirchlichen

Bekenntnisses beeinträchtigt“. Wie Schleiermacher für einen Ueberwundenen erklärt wird, so gilt der Standpunkt dieses Gesangbuches für „einen Uebergang“, der hinter uns liegt. Freilich weiß das Consistorium recht gut, daß „eine große Zahl evangelischer Christen unserer Zeit über eine untergeordnete Stufe christlicher Bekenntnisse noch nicht hinausgewachsen ist“ (Entwurf S. 2). Diesen wird „eine Anzahl Lieber zweiten Ranges“ zugewiesen, womit sie dann als Christen zweiter Classe gestempelt sind. Das Consistorium nimmt also von vornherein Partei für die Minorität der sogenannten Gläubigen, welche es als „die Wohlwollenden und Einsichtigen“ bezeichnet (a. a. O. S. 4). Noch deutlicher ist dieser Standpunkt einer einseitigen Parteinahme ausgeprägt in der genannten Schrift des Consistorialraths Bachmann. Derselbe geht von dem ganz richtigen Gedanken aus, daß eine neue kirchliche Entwicklungsstufe ein neues Gesangbuch erfordert (S. Das neue Berliner Gesangbuch S. 6). Aber wahrhaft verwegen ist es, die gegenwärtige Gährung auf dem kirchlichen und theologischen Gebiete, die doch kaum irgendwo so stark sich bemerklich macht als in Berlin, für eine abgeschlossene Entwicklung zu erklären. Und diese Erklärung mit einem solchen Anerbieten, wie diese Arbeit ist, bekräftigen, das heißt die gegenwärtig herrschende Kirchenpartei für allein stimmberechtigt erklären, und der großen Mehrheit der Gemeindeglieder einen Vormund bestellen. Kurz, ungeachtet aller anders lautenden Redensarten, ist das Erscheinen des besagten Entwurfes unter bewandten Umständen eine neue Bedrohung des Gemeinderechts.

Gleicherweise wird durch die consistoriale Gesangbuchsagitation das Volksbewußtsein verletzt. Ganz richtig sagt der Consistorialrath Bachmann, daß ein Gesangbuchslid auch ein Volkslied sein muß (S. 13). Denn das Kirchenlied ist ja nichts Anderes als die Vermählung des kirchlichen und nationalen Geistes in den Tönen der lyrischen Sprache. Darum sind die Psalmen das classische Vorbild aller Kirchenlieder. Denn in ihnen hat sich der Geist urkräftiger Religiosität mit dem israelitischen Volksgeiste auf eine unvergleichliche Weise verschmolzen. Aus demselben Grunde finden wir den wahren Typus der protestantischen Kirchenlieder in der Reformationzeit, in welcher biblisches Christenthum und deutsches Volksbewußtsein sich gegenseitig durchdrangen. Aber eben dieses Bewußtsein von dem nationalen Charakter der ächten Kirchenlieder muß uns andererseits davor bewahren, daß wir die Masse des deutschen geistlichen Liederschazes nicht überschätzen, wie dies so häufig von Seiten derer geschieht, welche sich in unserer Zeit so gebärden, als hätten sie das wahre Kirchenthum als ihre ausschließliche Domäne in

Besitz genommen. Denn die Hauptmasse unserer Kirchenlieder ist entstanden in einer Zeit, in welcher einerseits das nationale Leben unseres Volkes äußerst dürftig war, andererseits die Männer der Kirche und auch die kirchlichen Sänger dem Volksleben sehr entfremdet waren. Es folgt dann eine Zeit, in welcher unser Volk zum neuen Volksbewußtsein erwacht, in welcher es eine neue Sprache und Literatur erzeugt und nach seiner staatlichen Selbstständigkeit ringt; und noch gegenwärtig sind wir in dieser nationalen Entwicklung begriffen. Die Kirche ist aber noch sehr weit davon entfernt, dieses neuen Volkslebens mächtig zu sein; kaum hat sie diese ihre höchste und dringendste Aufgabe begriffen. Aber erst in dem Maße als sie damit Ernst macht, lernt sie das neue Lied, in welchem sich das ewige Christenthum mit dem gegenwärtigen Volksbewußtsein und Idiom zu verschmelzen strebt. In der Hoffnung dieses neuen Liedes soll man gegenwärtig die Gesangbuchsache ruhen lassen, wo sie derweilen liegt, dagegen sich ungefäumt an die Arbeit machen, die tiefe Kluft zwischen Kirchenthum und Volksthum auszufüllen. Aber den Kennern Göthes und Schillers die Reime von Johann Rist und Benjamin Schmolke zum Singen in die Hände geben, das ist eine Kränkung des gegenwärtigen deutschen Volksbewußtseins. Selbst der unverfälschte Paul Gerhard ist zwar für Literaten und Liebhaber ein Schatz, aber für die Gemeinden Berlins ein Verstoß. In dem vorliegenden Entwurf des neuen Berlinischen Gesangbuchs sind zwei Drittel aller Lieder aus den beiden trostlosesten Jahrhunderten der deutschen National- und Kirchengeschichte. Solche Lieder Volkslieder zu nennen, das ist ein schmählicher Mißbrauch, ähnlich als wenn man von christlicher Volksliteratur redet, wo Einer in der Manier des Wandtsbeckers Boten erbauliche Geschichten erzählt, oder wenn man von christlichen Volksfesten redet, wo eine Menge Menschen im Grünen Thee trinken und geistliche Lieder singen.

Als vor 40 Jahren das Berliner Gesangbuch von der Kirchenzeitung Hengstenbergs wegen seiner vermeintlichen Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit getadelt wurde, trat ein Mann für dasselbe öffentlich in die Schranken, der in ganz Deutschland als ein tapferer Kämpfer für das kirchliche Bekenntniß längst bekannt war, nämlich Claus Harms in Kiel. Dieser Vertheidiger des strengen Lutherthums, dieser Streiter gegen die Union und den Nationalismus, erklärt das Schleiermacher'sche Gesangbuch für ein „biblisches und christliches“, und wünscht allen Gemeinden Glück, ein solches Gesangbuch zu bekommen (C. Harms vermischte Aufsätze. S. 262). Sind denn etwa die jetzigen Tadler, welche jenem Gesangbuch nicht schnell genug ein Ende bereiten können, wie sie über Schleiermacher hinausgeschritten zu sein wäh-

nen, auch über Claus Harms hinausgeschritten? Ich gestehe, daß ich Keinen weiß, der es Jenem an wahrhaft kirchlichem Charakter zuvorthäte, ja ich finde weit umher seines Gleichen nicht. Claus Harms war außerdem mit dieser Angelegenheit gründlich vertraut, abgesehen von seiner pastoralen Erfahrung war er selbst geistlicher Diederdichter und Herausgeber eines Gesangbuchs. Schwerlich also wird es die Erhabenheit und Correctheit des kirchlichen Standpunktes sein, welche das gegenwärtige Unternehmen so dringlich macht. Der Gegensatz zwischen Claus Harms und den Brandenburgischen Consistorialrathen liegt ganz anderswo; Claus Harms war nicht bloß ein Mann der Kirche, sondern auch ein Mann des Volkes. Seine Volksthümlichkeit bestand nicht in Redensarten und Maximen, sondern darin, daß er mit seinem Volke fühlte, dachte, lebte, sprach, daß er mit seinem Volke litt und stritt, weinte und jubelte. Dieses Eingelebtsein in die lebendige Gegenwart des Volkes war es, was ihn frei machte von jener knechtischen und abergläubigen Anhänglichkeit an veraltete Kirchenformen, in welcher wir so Viele, die sich ihres Kirchenthums rühmen, befangen sehen. In jener Vertheidigung des Schleiermacherschen Gesangbuchs sagt er: „es ist doch eine ganz andere Zeit gekommen seit Paul Gerhard, die sich wahrlich nicht in ein Bündlein binden und zum Verbrennen in den Pfuhl der Ungläubigen werfen läßt.“ (S. 243.) In dieser Unbefangenheit und Freiheit des naturgemäßen und volksthümlichen Bewußtseins schrieb Harms an derselben Stelle eine scharfe und ausführliche Kritik des berühmten Liedes von Paul Gerhard: „Nun ruhen alle Wälder“ und deckte die vielen grammatischen, logischen und ästhetischen Mängel desselben unverhohlen auf, „Schimpf- und Scheltworte“ dafür gewärtigend. Die Regeln der Logik, Grammatik und Aesthetik, nach denen Harms die Schwächen dieses Liedes verurtheilte, sind nach 40 Jahren noch dieselben, sie sind inzwischen aber in viel weiteren Kreisen unseres Volkes zum Bewußtsein gekommen. Trotz alledem bietet das Brandenburger Consistorium den Gemeinden Berlins dieses Lied in unveränderter Gestalt. Und von solchen Wiederherstellungen der Alterthümlichkeiten wimmelt das neue Berliner Gesangbuch und eben dies wird als sein großer kirchlicher Vorzug vor dem Schleiermacherschen angepriesen! Die Denkschrift des Consistoriums vom 3. März 1868 beruft sich darauf, daß in den Berliner Gemeinden viele Kirchgänger eine Vorliebe für den alten Vorst haben und man also diesen entgegenkommen müsse. Solche Leute hatte Harms in Kiel auch, aber er wußte, daß er vermöge seines Amtes berufen war, diese Leute zu leiten und sich nicht von ihnen leiten zu lassen. Er fand es ungebührlich und mit christlicher Demuth unverträglich, wenn

diese Leute verlangten, daß die ganze Gemeinde sich sollte richten nach ihrer Eigenthümlichkeit. Harms schreibt am angeführten Ort: „aller Andachtsstoff muß nach dem Bedürfniß der Meisten zubereitet werden.“ (S. 244.) Es ist jetzt noch viel mehr nöthig, als vor 40 Jahren, daß man den sogenannten Gläubigen die Pflicht dieser Selbstverleugnung, die Pflicht ihr individuelles Bewußtsein in das nationale Bewußtsein zu erweitern einschärft. Und wo ist dies mehr geboten als in der Hauptstadt des norddeutschen Bundes? Dagegen eine solche Masse von Sprachhärten, von Geschmacklosigkeiten, von Gedankenlosigkeiten, von dogmatischen Graßheiten, wie dieses neue Gesangbuch enthält, den Berliner Gemeinden zum Singen anzubieten, das heißt die schon vorhandene Kluft zwischen Kirchenthum und Volksthum um ein Beträchtliches erweitern, das heißt die Kirche immer mehr zu einem Conventikel herabdrücken, der sich gegen Licht und Luft des Volkslebens absperrt, das heißt das deutsche Volksbewußtsein an seinem empfindlichsten Punkt beleidigen.

Die drei Erscheinungen des deutschen Protestantismus, in denen wir herrschende Richtungen des gegenwärtigen Kirchenthums angeschaut haben, sind um so betrübender, da sie unter dem Namen der Kirchlichkeit entschieden verkehrte Tendenzen verbergen und viele gute und heilige Kräfte gefangen nehmen und auf falsche Bahnen führen. O wie nöthig wäre es, daß Alles, was noch irgendwie christlich lebensfähig und wirksam ist, sich frei und freudig vereinigte, um mit gemeinsamer Kraft an der Aufrichtung des Reiches Christi innerhalb unseres Volkes zu arbeiten! Große Gefahren bedrohen uns im Innern, große Gefahren liegen im Westen und im Osten auf der Lauer. Ach daß wir endlich die deutsche und die protestantische Erbsünde ablegen möchten, immerdar Kinder zu bleiben am Verstande, wenn wir doch endlich mit offenen Augen die uns umringenden Gefahren anschauen wollten, wenn wir doch endlich aufhören wollten, bei jedem kleinen Erfolg zuerst uns einer kindischen Freude und Ruhmredigkeit hinzugeben und dann uns einer sträflichen Sicherheit zu überlassen! Finstere Mächte arbeiten an unserem Verderben seit langen Zeiten, den Sinnen der Meisten ganz verborgen, mit tausend Kräften Tag und Nacht. Gedeihen und Heil ist für uns nur dann vorhanden, wenn der protestantische Geist sich endlich einen Organismus schafft, der seine verborgenen Kräfte und Gaben zusammenfaßt und in eine stätige, alles Gute fördernde und alles Böse bekämpfende Bewegung und Thätigkeit setzt. Dieser Organismus des protestantischen Geistes ist die durch den urchristlichen Geist beseelte deutsche Volkskirche. Weit und hoch ist dieses Ziel, aber wir sind auf dem Wege zu demselben. Es

ist ein Glück in der gegenwärtigen Verwirrung, daß die kirchlichen Verhandlungen nicht mehr in den engen Räumen der Schulen internirt sind, daß sie immer mehr genöthigt werden an das Licht zu kommen. In dem frischen Winde auf der hohen Tenne der Oeffentlichkeit werden rascher und sicherer Weizen und Spreu geschieden werden. Und so wird es geschehen, daß was wahrhaft Christlich sein will, wird suchen müssen, immer mehr deutsch zu werden und was wahrhaft deutsch sein will, wird immer eifriger streben müssen, Christlich zu werden.

Gott gebe, daß wenn der Rundschauer des nächsten Jahres seine Augen emporhebt zu dem kirchen-politischen Horizont, er der schlimmen Zeichen weniger und der guten mehr finden möge!

Rostock, 15. Juli 1869.

M. Baumgarten.

Der Apostel Paulus.

Von Professor Dr. Lipsius in Kiel.

Bei den meisten Charakterbildern aus der neutestamentlichen Geschichte, wie sie gegenwärtig wol mit besonderer Vorliebe gemalt werden, führt die Phantasie den Griffel und die unbeglaubigte Sage oder überscharfsinnige Auslegung vereinzelter Stellen liefert die Farben dazu. Anders bei Paulus. Hier tritt uns plötzlich „eine Gestalt mit scharfmarkirten Zügen“ entgegen, welche ganz und voll der Geschichte angehört, eine Persönlichkeit, „deren bestimmt ausgeprägte Subjectivität sich in einer Reihe von Schriften so deutlich ausspricht, daß sie uns wie nur Eine in der Geschichte bekannt und bis zu einem gewissen Grade vertraut wird.“ (Hausrath.) Und nicht blos die geistige Individualität, sondern auch den äußern Lebensgang des Apostels vermögen wir noch in seinen hauptsächlichsten Wendepunkten zu zeichnen.

Zu Tarsus in Cilicien war Paulus als das Kind jüdischer Aeltern geboren, die ihr Geschlecht auf den Stamm Benjamin zurückführten. Sein hebräischer Name war Saul, der Erbetene. Den lateinischen Namen Paulus scheint er nach damals bei den Juden in der Zerstreuung häufiger Sitte im Verkehre mit Griechen und Römern sich beigelegt zu haben. Seine Geburtsstadt, deren blühender Handel eine zahlreiche Jüdenschaft angelockt hatte, genoß von Seiten der Römer große Freiheiten und wie es scheint, war ein großer Theil der Bevölkerung mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt worden, in dessen Verleihung die Cäsaren sich besonders freigebig zeigten. Auch der Vater des Paulus besaß dasselbe und vererbte es auf den Sohn, dem dieser Vorzug in jenen gewaltsamen Zeiten vielfach zu Statten kommen sollte.

Es ist für die spätere Entwicklung des Paulus nicht gleichgültig gewesen, daß er grade in dieser Umgebung aufgewachsen war. Sein helleni-

jiischer¹⁾ Ursprung gab seinem Geiste von Haus aus einen weiteren Gesichtskreis, als es bei manchen Andern unter den ersten Jüngern Jesu der Fall war, die in einem Winkel Galiläas mitten unter Stammesgenossen aufgewachsen, ihr Lebenlang über die mit der Muttermilch eingesogenen Vorstellungen nicht hinauskommen konnten und erst dann mit andern geistigen Richtungen in Berührung kamen, als ihre ganze Art zu denken und zu fühlen schon ein festes, in sich abgeschlossenes Gepräge gewonnen hatte. Schon der rege Handelsverkehr der blühenden Stadt mußte den Jüngling mit sehr verschiedenartigen Einflüssen in Berührung bringen. Dazu bestand in Tarsus eine angesehene Rhetorenschule, und wenn die Zänkereien der griechischen Philosophen auch schwerlich in seinem jugendlichen Gemüthe einen andern Eindruck als den der Verachtung jener Sophisten zurückließen, so lernte er doch das griechische Wesen auch nach dieser, vermeintlich so glänzenden, Seite hin kennen, und eignete sich eine gewisse Kenntniß der Gedankenwelt an, in welcher die hellenische Weisheit sich bewegte. Bedeutender als diese auf jeden Fall doch nur oberflächliche Berührung mit Ideen, denen sein Geist innerlich jederzeit fremd geblieben ist, war die Bekanntschaft mit dem griechischen Volksgeist und griechischer Sitte überhaupt, welche dem nachmaligen Heidenapostel es möglich machte, wie er selbst von sich sagte, „den Griechen ein Grieche zu sein“. Namentlich war ihm die griechische Sprache gewiß schon von Klein auf als zweite Muttersprache geläufig.

Aber vor Allem war er doch Jude und trotz aller Gewandtheit im Verkehre mit Griechen im strengsten und ausschließlichen Geiste altväterlicher Frömmigkeit erzogen. Vielleicht war es neben seinem frühe in sich gefestigten Sinne auch sein schwächlicher Körper, der ihn statt auf Handelsunternehmungen auf den gelehrten Beruf hinvies. Er ward zum Rabbi bestimmt und nach Jerusalem geschickt, wo er bei dem berühmten pharisäischen Gesetzeslehrer Gamaliel in die Schule ging. Hier erwarb er sich neben gründlicher Gesetzeskenntniß auch jene Bekanntschaft mit den Anschauungen der pharisäischen Schultheologie, die dialektische Gewandtheit im Erörtern streitiger Lehrfragen und jene rabbinische Methode die Schrift auszulegen und als Beweismittel zu brauchen, die ihm auch später als Vorkämpfer des Christenthums eigen blieb.

Nach damaliger Sitte betrieb er neben dem Gesetzesstudium ein Hand-

¹⁾ Hellenisten nannte man damals die griechisch-redenden und griechisch-gebildeten Juden außerhalb Palästinas.

werk, das der Grobweberei, welches er wahrscheinlich in seiner Vaterstadt erlernt hatte, wo der Handel mit Geweben aus cilicischem Ziegenhaar schwunghaft betrieben wurde.

Die theologische Partei, zu welcher Paulus sich hielt, war natürlich die seines Lehrers Gamaliel, die pharisäische. Auch wenn uns dieses nicht ausdrücklich überliefert wäre, könnten wir es aus seinen Briefen schließen. Noch in diesen spiegelt sich jene für die Pharisäer so charakteristische Richtung der Phantasie auf die zukünftigen Dinge, welche mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Zeichen der Zeit lauschte, um die kommenden Geschehnisse in ihnen zu lesen, die Erwartung des nahen Weltendes und Weltgerichts, der Todtenauferstehung und der messianischen Herrlichkeit, der Glaube an einen unmittelbaren Verkehr mit der übersinnlichen Welt, an Engelererscheinungen, himmlische Stimmen, wunderbare Zeichen und Kräfte und an übernatürliche Offenbarungen der mannichfaltigsten Art.

Es geht aus vielen Zügen hervor, daß Paulus für diese Richtung in besonders hohem Grade schon durch seine Natur disponirt war. In seiner Individualität begegnet uns eine merkwürdige Vereinigung von Gegensätzen, welche bei gewöhnlichen Menschen einander fliehen. Was uns aus seinen Briefen zunächst entgegentritt, das ist seine dialektische Begabung, die Schärfe und Folgerichtigkeit des logischen Denkens, die für Alles, bis auf das Geringste herab, eine vernünftige Begründung sucht und nicht eher zur Ruhe kommt, als bis sie einen Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt, bis in seine tiefsten und verborgensten Zusammenhänge hinein aufgedeckt hat. Aber damit verbindet sich eine tiefe Aufregung des seelischen Lebens und eine aufreibende Thätigkeit der Phantasie. Was sich innerlich in seinem Geiste auf dem Wege der erregtesten Gedankenarbeit vorbereitet hat, das entscheidet sich für sein Bewußtsein in der Form der Vision oder der Offenbarung eines von Außen her über ihn kommenden göttlichen Gebots. Der Mann des strengsten logischen Denkens erzählt uns von Gesichten und Offenbarungen, die ihm zu Theil geworden seien, und nicht bloß das eine oder andere Mal, sondern öfter. Nicht bloß die Erscheinung auf dem Wege nach Damaskus, welche der Anlaß für seine Bekehrung ward, sondern jede tiefere ihm aufgegangene Erkenntnis, jeden folgenreichen Entschluß in seinem Leben führt er auf übernatürliche Offenbarungen zurück, und Manches der Art fügt die Apostelgeschichte ergänzend hinzu. Ausdrücklich betont er später, sein Evangelium nicht von Menschen oder durch äußere Ueberlieferung, sondern durch unmittelbare Offenbarung Christi empfangen zu haben (Gal. 1, 12.) und er meint hiermit nicht bloß seine

Berufung zum Apostel überhaupt, sondern den speciellen Auftrag, den Juden zu predigen, und das ihm aufgeschlossene tiefere Verständniß für die Bedeutung des Kreuzestodes Christi. So vermittelt sich ihm auch der Entschluß, nach Jerusalem zu gehen und mit den älteren Aposteln über sein Evangelium sich zu verständigen, auf dem Wege einer Offenbarung oder Vision (Gal. 2, 2). Als er auf der Reise durch Kleinasien in Troas, dem Ueberfahrtpunkte nach Europa angelangt ist, reist ihm doch der Vorsatz, nach Macedonien herüberzugehen, erst durch eine nächtliche Vision. Ein macedonischer Mann erscheint ihm und ruft: „Komm herüber und hilf uns“; und sofort geht er mit seinen Begleitern zu Schiff. (Apgsch. 16, 9 flg.) Auch sonst finden wir, daß er zu diesem oder jenem Schritte sich durch übernatürliche Mächte aufgefordert, oder an der Ausführung eines schon gefaßten Entschlusses jetzt durch den Geist Gottes, jetzt durch den Satan sich verhindert sieht.

Eine dieser Visionen beschreibt er selbst (2. Kor. 12, 2 flg.): „Ich weiß einen Menschen in Christus, der vor vierzehn Jahren — ob im Leibe, ich weiß es nicht, ob außer dem Leibe, ich weiß es nicht; Gott weiß es — derselbe ward entrückt bis in den dritten Himmel. Und ich weiß von demselben Menschen — ob im Leibe, ob außer dem Leibe, ich weiß es nicht; Gott weiß es — daß er entrückt ward in das Paradies, und unaussprechliche Worte hörte, welche kein Mensch sagen darf.“

„Aber daß ich mich nicht der überschwänglichen Offenbarung überhebe ward mir ein Pfahl ins Fleisch gegeben, ein Engel Satans, der mich mit Fäusten schlage. Sinetwegen habe ich dreimal zum Herrn gefleht, daß er von mir weiche. Und er hat zu mir gesagt: Laß dir genügen an meiner Gnade, denn die Kraft wird in Schwachheit vollendet.“

Man hat über diesen „Pfahl im Fleisch“, diese „Faustschläge des Satans“ viel hin- und hergestritten und bald auf dieses, bald auf jenes gerathen.

Am Nächsten liegt es wol hier an krampfhafte Zufälle zu denken, „in denen, während die Lebenskraft ganz in das Innere sich zurückzieht, der Ergriffene wie gelähmt zu Boden stürzt und die heftigsten Erschütterungen des ganzen Organismus die Kraft desselben aufzehren“ (Holsten). Auch sonst redet Paulus oft von der „Schwachheit seines Fleisches“, worunter zunächst weder eine unansehnliche äußere Gestalt — die ihm allerdings von der Ueberlieferung zugeschrieben wird — noch auch vorübergehende Krankheit, sondern ebensolche Zustände gemeint zu sein scheinen, wie sie auch

sonst häufig mit visionären Erregungen sich verbinden.¹⁾ Auf ekstatische Zustände weist es auch hin, daß er sich rühmt, die Gabe des Zungenredens in weit höherem Grade als Andere zu besitzen (1. Kor. 14, 18). Es war dies eine Erscheinung des tieferregten Seelenlebens, die auch sonst mit visionären Zuständen in Verbindung stand. Als einen Visionär schildert ihn auch die feindselige judaisirische Tradition, welche ihm vorwirft, er getraue sich die den ältern Aposteln zu Theil gewordenen unmittelbaren und persönlichen Unterweisung des Herrn durch Träume und Gesichte zu ersetzen.

Mögen diese und ähnliche Zustände mit besonderer Hestigkeit erst in den Zeiten gewaltiger innerer Kämpfe hervorgetreten sein, so war doch seine Natur gewiß von vornherein leiblich und seelisch darauf angelegt. Sein ganzes späteres Auftreten zeigt ein leicht erregbares, in Haß und Liebe feuriges, von wechselnden körperlichen und gemüthlichen Stimmungen bewegtes Temperament. Wie man es häufig bei ähnlich angelegten Naturen findet, vereinigt sich bei ihm mit der Hinfälligkeit des leiblichen Lebens eine außerordentliche Lebendigkeit des Geistes und Stärke des Willens, die auch den schon fast versagenden Körper mit heroischem Muth in ihren Dienst zwingt. In seiner Seele loderte ein wunderbares Feuer, das ihm Alles, was ihn innerlich berührte, mit unwiderstehlicher Energie erfassen ließ. Die Spuren harter innerer Kämpfe, die er in früheren Zeiten zu bestehen hatte, sind auch seinen späteren Schriften unverkennbar aufgedrückt. Wenn er nachmals das Elend des Menschen unter der Herrschaft des Gesetzes und der Sünde mit glühenden Farben malt, als eine Gefangenschaft unter fremder Gewalt, gegen welche der inwendige Mensch mit seiner Lust an Gottes Gesetze vergeblich sich aufbäumt, so läßt er uns da einen Blick in das heiße Ringen und Arbeiten seiner Seele thun, als er noch ein Pharisäer durch strengste Gesetzesgerechtigkeit Gott zu gefallen strebte. „Ich elender Menich“, ruft er in der Erinnerung an die einst selbst erfahrenen Seelenkämpfe aus, „wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

Wie nachmals Luther von dem quälendsten Gefühle seiner Sündigkeit und Verwerflichkeit vor Gottes Augen gepeinigt wurde und dennoch, wenn er zur Beichte ging, keine besondere Verschuldung zu bekennen wußte, so

¹⁾ Vgl. außer 2. Kor. 12, 7 flg. auch 10, 10. Gal. 4, 13, dazu 2. Kor. 4, 7, wo er seinen Leib mit einem zerbrechlichen irdenen Gefäße vergleicht, in welchem er doch den Schatz göttlicher Kraftfülle trug, und gleich darauf von der „Tödtung Jesu“ spricht, die er (in der Nachfolge Jesu) an seinem Leibe mit sich herumtrage. Vgl. auch 2. Kor. 2, 8 flg. Gal. 5, 17.

wirds auch bei Paulus gewesen sein. So tief wie er hat selten ein Mensch seine persönliche Unwürdigkeit vor Gottes Gesetze empfunden, und dennoch mußte er späterhin keine einzelne Vergehung sich vorwerfen, die auf seinem Gewissen gelastet hätte. Nur das Eine quält ihn, daß er dereinst selbst die Gemeinde Gottes verfolgt habe; einer andern Sünde wußte er sich nicht schuldig. Und dennoch ruft er aus: „Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum bin ich noch nicht gerechtfertigt: der Herr ist's, der mich richtet“ (1. Kor. 4, 4). Sich selbst rechnet er nur die natürliche Schwachheit des Willens, die immer hinter dem geschauten Ideale zurückbleibende Unvollkommenheit alles menschlichen Strebens, die ihm zum tiefsten Gefühle der Sündigkeit wird, als Eigenthum an: Alles Große, was er vollbringt, alle Macht über die Geister, die er trotz seiner Hinfälligkeit ausübt, alle zündenden Gedanken und folgenreichen Entschlüsse, jedes begeisterte Wort, jede energische That, Alles setzt er allein auf Rechnung der göttlichen Gnade, die sich grade in seiner Schwachheit verherrlicht.

Und diese Gotteskraft war groß in ihm. Auch von seiner Rede, von der ganzen Art seines persönlichen Auftretens gilt es, daß er im zerbrechlichen Gefäß einen überreichen Schatz trug. Wir hören nachmals seine Gegner spotten über die Schwachheit seiner persönlichen Erscheinung. Seine Gegenwart, heißt es, könne Keinem imponiren; man findet es anmaßlich und widerspruchsvoll, wenn seine Briefe einen strengen und gebietenden Ton anstimmen (2. Kor. 10, 10). Und ebenso unbedeutend finden die Gegner auch das Maß der ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit. Er selbst nennt sich einen Idioten in der Rede, und ein andermal sagt er von sich, daß er nicht in hohen Worten menschlicher Weisheit gesprochen habe. (1. Kor. 2, 1 ff.) Reden wie Schreiben wird ihm schwer, und diese Unbeholfenheit, welche den Spott der Gegner herausforderte, mochte ihn selbst oft mit Zagen erfüllen (1. Kor. 2, 3). „Und doch zeigen seine Briefe überall die hinreißende Gewalt einer die Geister gefangen nehmenden, jedes feindliche Bollwerk stürmenden Beredtsamkeit“ (Lang). Und ebenso haben wir noch Beweise genug, welche hinreißende Gewalt sein persönliches Wirken auf die Menschen ausübte. Es ist eben auch hier das Uebergewicht des Innern über das Äußere, des Gedankens über die Form, der geistigen und sittlichen Energie über die unscheinbare, wol gar den Spott herausfordernde äußere Erscheinung. In seinen Briefen ringt ein neuer, unendlicher geistiger Gehalt mühsam mit dem äußeren Ausdruck; wie in seiner Seele Gedanke auf Gedanken sich drängt, so wogt es, stürmt es, drängt es in seinen Briefen. Hierzu kommt, daß die für eine ganz andere Vor-

stellungswelt ausgeprägte griechische Sprache erst mit ungemeiner Schwierigkeit von ihm zum Werkzeuge für einen ganz neuen Inhalt umgeschaffen werden mußte. Alles dies gibt seinen Briefen auch stilistisch ein durchaus originelles und charakteristisches Gepräge, macht aber zugleich das Verständniß derselben, und nicht bloß für uns heutige Menschen, sondern in nicht geringerem Grade, nur wieder nach einer andern Seite hin, auch für die ursprünglichen Leser schwer.

Aber es ist eben das Gewicht und die Tiefe des Gedankens, welche das Verständniß erschwert. Und es ist weiter die immer mit voller Kraft arbeitende Energie seines Geistes, welche den ganzen Menschen in Spannung setzt, die Gluth der Empfindung, welche auch durch die ruhigsten theoretischen Erörterungen hindurchbricht, und wieder die unerbittliche Schärfe des Denkens, welche auch da, wo nur das überquellende Gefühl sich Luft zu machen scheint, die Darstellung vollkommen beherrscht. Jene seltene Mischung haarscharfer Dialektik mit der tiefsten Erregung des Gemüths spricht sich überall in seinen Worten aus. Mit dem ethischen Pathos einer tiefen, aber aus der reinsten, selbstverleugnenden Hingabe an die Sache hervorquellenden Leidenschaft, die oft in herben, selbst in ungerechten Worten sich äußert, aber nie und nirgends ein persönliches Interesse verfolgt, verbindet sich eine scharfe, oft zum Brechen spitzige Logik, welche den Gedanken mit unerbittlicher Consequenz bis in seine verborgensten Wendungen und Windungen verfolgt, eine Schlagfertigkeit der Polemik, die auf jede verwunderte Frage, auf jede mögliche Einwendung des Gegners die Antwort im Voraus bereit hält. Aber wie er selbst jede gefährliche Consequenz des eignen Gedankens überschaut und im Voraus zurechtlegt, so verlangt er auch von Andern dieselbe Consequenz des Denkens und Handelns. Nichts ist ihm mehr zuwider, als Halbheit und Principlosigkeit des Denkens oder Thuns: wo ihm diese begegnet, da bietet er alle Waffen seines Geistes auf, den Gegner niederzuschlagen, mit dem rabbinischen Scharfsinn die Gluthsprache innerer Erregung, mit der unerbittlichen Logik den zürnenden sittlichen Ernst. Was er selbst im heißen Ringen über seine Seele gewonnen hat, dasselbe verlangt er auch von Andern: die demüthige Unterordnung der eigenen Meinung unter die erkannte Wahrheit und den mannhaften und rückhaltlosen Entschluß, Alles, auch das Liebste und Theuerste der Vertretung dieser Wahrheit zu opfern.

Einer solchen Vereinigung aller geistigen Kräfte sind nur große Menschen und auch diese nur im Dienste der größten und höchsten Lebensgüter fähig. Sie begegnet uns weder bei den Heroen der That, noch bei den

Führern im Reiche des Gedankens oder bei den schöpferischen Genien im Reiche der künstlerischen Phantasie, sondern nirgends anderswo als auf religiösem Gebiet, das seiner Natur nach den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Und auch hier finden wir sie nur bei wenigen Auserwählten.

Paulus hat nicht zu den harmonischen Naturen gehört, bei denen jede Lebensregung dasselbe schöne Ebenmaß zeigt. Aber auch wahrlich nicht zu den „gebrochenen“ Naturen. Wie sein geistiger Entwicklungsgang durch harte innere Kämpfe hindurchging, so blieben die Spuren dieser Kämpfe zeitlebens seiner Seele eingegraben; aber diese Seele ist immer größer und gewaltiger aus ihnen hervorgegangen. Auch seit er im Glauben an den Gekreuzigten zum Frieden mit sich selbst kam, loberte jene innere Gluth in ihm fort, die seinen Geist, indem sie den Leib verzehrte, immer aufs Neue in Flammen setzte (2. Kor. 11, 29). Aber dieses Feuer der Leidenschaft ist in ihm gemäßigt und gereinigt durch die Liebe. Diese dienende, dulden- den, verzeihende, tragende, Allen Alles werdende Liebe hat er selbst in dem herrlichen dreizehnten Kapitel des ersten Briefs nach Korinth mit Worten geschildert, denen man es anfühlt, wie sie aus den innigsten Tiefen des Herzens stammen. „Man schilt uns“, sagt er anderwärts, „so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir es, man lästert uns, so antworten wir mit freundlichem Zuspruch“ (1. Kor. 4, 12). In dieser Liebe findet er nicht nur die Kraft, auch das Schwerste zu tragen, sondern auch die sittliche Schranke, welcher der Einzelne auch mit seiner gereifteren Erkenntniß sich fügen muß. „Die Erkenntniß bläht auf, aber die Liebe erbaut“ (1. Kor. 8, 1). So unerbittlich er seine geistige Freiheit gegen fremde Verknechtungsgelüste vertheidigt, so nachsichtig und mild zeigt er sich der mangelnden Einsicht und dem schwachen Gewissen Anderer gegenüber. Um Andere zu gewinnen, will er Alles hinweggeräumt wissen, was ihren inneren Frieden stören, was ihnen Anstoß und Bedenkllichkeiten erwecken kann; bis an die äußerste Gränze des Erlaubten will er ihnen entgegenkommen (Vgl. 1. Kor. 9, 28 flg.). Wol hat er auch in dieser Liebe noch nicht das Ideal der Vollkommenheit erreicht. Er hat oft Heuchelei, Lug und Trug, ja teuflische Absicht bei Andern gesehen, die doch nur in den natürlichen Anschauungen des Standpunktes, in dem sie aufgewachsen waren, befangen blieben. Aber wo ihm die Gegner nicht unmittelbar auf dem eigenen Arbeitsfelde entgegentraten, und ihm die Frucht unablässiger Arbeit zu entreißen drohten, da zeigt er sich auch gegen sie immer wieder zur Milde und Versöhnung gesimmt, und bietet alle Berebtsamkeit des Herzens auf, sie von der Grundlosigkeit der wider ihn erhobenen Anklagen zu

überzeugen. Von der einmal erkannten Wahrheit weicht er nicht um eines Haars Breite; aber man fühlt es ihm an, wie schwer er grade den Zwiespalt mit seinen Volksgenossen erträgt — er kann sich nimmer genugthun, sie zu bitten, zu mahnen, zu beschwören.

Diese Liebe, von der seine Seele brennt, hat er aber erst in Christus gefunden.

Wir wissen nichts von seinem innern Leben vor seiner Besehrung, außer was wir durch Rückschluß von dem späteren Paulus auf den früheren gewinnen können. Aber der brennende Wahrheitseifer und jene Lauterkeit des Gemüths, welches jedes selbstische Interesse der erkannten göttlichen Wahrheit unterordnete, muß ihm auch schon als Pharisäer eigen gewesen sein. Was er später den Juden zugesteht, daß ihr Eifer wohl ein Eifer um Gott, aber ohne Erkenntniß sei, das kennzeichnet ihn selbst, da er noch ein Eiferer war. Und wenn ihm nachmals die Zeit unter dem Gesez als eine Zeit der Knechtschaft und des innern Unfriedens erschien, so lag dies wiederum darin, daß er als Pharisäer die Last des Gesezes sich nicht wie Andere leicht gemacht, daß er mit aller Energie seines Geistes dem Ideal persönlicher Unsträflichkeit nachtrachtete, welches er im Geseze der Väter bezeichnet fand. Dieselbe Vereinigung scharfer, überall bis zu den letzten Konsequenzen des Gedankens herabsteigender Dialektik mit energischer, von der Gluth der Empfindung befeuerter Thatkraft, die nachmals den Heiden-Apostel jeder Halbheit, jeder Principlosigkeit so unerbittlich gegenübertraten ließ, sie machte ihn, so lange er noch Pharisäer war, zu jenem glühenden Eiferer um das Gesez der Väter, als welchen er selbst sich geschildert hat (Gal. 1, 14). Dieselbe Gediegenheit des Geistes, die ihn nachmals aus dem Kreuzestode des Messias die Aufhebung des ganzen Judenthums durch eine neue göttliche Heilsordnung ableiten ließ, sie machte ihn, so lange er selbst noch im Judenthum stand, zu dem leidenschaftlichsten Widersacher der Nazarenergemeinde.

Die erste nähere Berührung des Paulus mit den „Nazarenern“ scheint erst in Folge des Auftretens des Stephanus stattgefunden zu haben. Vorher hat er sich schwerlich um die neue Secte besonders gekümmert, deren Glaube ja schon durch die einfache Thatsache widerlegt schien, daß ihr Messias im klaren Widerspruche mit den alten Verheißungen und den volkstümlichen Erwartungen am Kreuze gestorben war. Hat er damals überhaupt von dem Wirken eines Petrus, Johannes und Jakobus Notiz genommen, so konnte dasselbe ihn doch schwerlich mit dem leidenschaftlichen Haffe erfüllen, von dem wir ihn seit dem Auftreten des Stephanus beseelt finden. In

der Synagoge der Libertiner, zu welcher auch er sich gehalten zu haben scheint, mag es zu den ersten Streitverhandlungen gekommen sein, an denen auch Paulus einen lebhaften Antheil nahm. Seit Stephanus die Consequenzen des neuen Evangeliums zu ziehen begann, verwandelte sich seine anfängliche Geringschätzung in Haß. Wäre wirklich jener Gekreuzigte auferstanden, sonach durch ein göttliches Wunder als der Messias beglaubigt, so hatte Stephanus Recht mit seiner Behauptung, der Gekreuzigte werde den Tempeldienst auflösen und die mosaischen Satzungen abstellen. Dann war die ganze bisherige Messiaserwartung, wie sie in den jüdischen Schulen gepflegt wurde, und mit ihr zugleich das Fundament des rechtgläubigen Judenthums über den Haufen geworfen. Dann ließ sich ja auch jener Kreuzestod nur als göttliche Nothwendigkeit verstehen, nicht als ein bloßes, wider Gottes Willen von Menschen über den Messias heraufgeführtes herbes Geschick, sondern von Gott geordnet und beabsichtigt als eine neue Erlösungsanstalt für die sündige Welt.

Wir wissen nicht, wie weit schon der Pharisäer Paulus diese Consequenzen durchschaut hat. Aber er muß die Tragweite des neuen Evangeliums schärfer als Andre ins Auge gefaßt haben, schärfer vielleicht schon damals, als die ersten Jünger des Gekreuzigten selbst. Und je zäher sein Geist an das sich anklammerte, was bisher ihm heilig gewesen, desto heftiger erglühete seine Seele gegen diese Abtrünnigen, deren Treiben den ganzen Bestand der alttestamentlichen Ordnung in Frage zu stellen droht. So sehen wir ihn bald als einen der Eifrigsten bei der Verfolgung der neuen Secte sich hervorthun. Bei der Steinigung des Stephanus tritt er öffentlich hervor und bezeugt seine Freude an dem Geschehenen. Als darnach die Verfolgung wider die Gesinnungsgenossen des Stephanus ausbricht, ist er es wieder, der sich ganz besonders geschäftig zeigt; er dringt in die Häuser ein, schleppt Männer und Weiber fort, um sie der Haft zu übergeben: mit Vollmacht vom hohen Rathe versehen, verfolgt er die Flüchtigen bis in die entlegneren Städte.

Auf einem dieser Verfolgungszüge war es — auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus — wo jenes Ereignis eintrat, welches den erbittertsten Widersacher des Evangeliums von dem Gekreuzigten zu seinem größten Apostel umwandelte. Von lichte[m] Himmelsglanze umgossen tritt ihm der Jesus, den er verfolgt, gegenüber; Paulus stürzt zu Boden, die Begleiter heben den Bewußtlosen auf, bringen ihn nach Damaskus. Als er aus seiner Betäubung erwacht, ist er Christ.

Ueber den näheren Hergang jener Erscheinung sind nur Vermuthungen

möglich. Unstreitig schildert die Apostelgeschichte dieselbe als ein äußeres Ereignis und nicht minder unzweifelhaft hat Paulus selbst die Sache ebenso angesehen (vgl. 1. Kor. 15, 8). Wie wenig aber darum doch jeder Zug als äußere Geschichtsthatfache betrachtet werden kann, beweist schon der Umstand, daß von den drei Erzählungen, welche die Apostelgeschichte von dem Ereignisse gibt, keine völlig mit der andern übereinstimmt (Apgesch. 9, 3 flg.; 22, 6 flg.; 26, 12 flg.). Nach Einer Darstellung fällt nur Paulus, nach einer andern fallen auch seine Begleiter zu Boden; das Einemal heißt es, die Begleiter hätten wol die Stimme gehört, aber Niemand gesehen, das andere Mal umgekehrt, sie hätten wol den Lichtglanz gesehen, aber Nichts gehört. Auch die Worte des Auferstandenen werden verschieden berichtet. Nach der einfachsten Darstellung redet der Erschienene den Paulus an: Saul, Saul was verfolgst Du mich? Auf seine bestürzte Frage: Herr, wer bist Du? erfolgt dann die Antwort: Ich bin Jesus, den Du verfolgst, und darnach die Weisung: Stehe auf, gehe in die Stadt und Dir wird gesagt werden, was Du zu thun hast. Dagegen sind anderwärts die Worte des Auferstandenen zu einer förmlichen Instructionsrede an den künftigen Apostel der Heiden erweitert, und eine dritte Darstellung verlegt die Berufung des Paulus zum Heidenapostel statt auf den Weg nach Damaskus in den Tempel zu Jerusalem, und läßt sie durch eine abermalige Erscheinung Christi, die dem schon Befehrten zu Theil wird, vermittelt werden (Apgesch. 22, 17 flg.). Diese zweite Erscheinung wird ausdrücklich als eine Vision geschildert, deren Hergang Paulus selbst berichten muß: Als ich im Tempel betete, geschah, daß ich in Verückung (Ekstase) gerieth, und ich sah ihn und hörte ihn sprechen: Gehe eilends heraus aus Jerusalem, denn sie werden (hier) dein Zeugnis nicht annehmen. Mache dich auf, denn ich will dich weit weg zu den Heiden entsenden.

Anstatt diese Differenzen künstlich ausgleichen zu wollen, wird man in ihnen nur ebensoviele Beweise erkennen, wie frei die Ueberlieferung mit solchen Erzählungen schaltete. In ihren Hauptzügen geht die Darstellung gewis auf des Paulus eigne Angaben zurück. Die Erscheinung Christi auf dem Wege nach Damaskus ist nicht die einzige, aber die erste, die ihm geworden ist: sie fällt ihm ebenso wie dem späteren Berichterstatte einerseits mit den Erscheinungen des Auferstandenen, von denen schon die ersten Jünger zu erzählen wußten, andererseits mit den wiederholten Visionen, die Paulus selbst im ekstatischen Zustande — ob im Leibe ob außer dem Leibe wußte er selbst nicht — erlebte, in Eine Reihe. Die Erscheinung Christi im lichten Glanze der göttlichen „Herrlichkeit“, als pneumatische Lichtgestalt, wie Pau-

lus auch nachmals die überirdische Leiblichkeit des himmlischen Menschen beschreibt — also ein Bild aus der übersinnlichen, geistigen Welt in den Formen und Farben, wie sie die religiöse Vorstellung von selbst an die Hand gab, aber mit den Augen des Leibes als sinnenfällige Erscheinung erschaut; dazu die Himmelsstimme, als übernatürliche Deutung des übernatürlichen Bildes, als offenbarungsmäßiger Auftrag oder Befehl vom Himmel her — also eine Weisung des Geistes, aber als hörbarer Laut mit leiblichen Ohren vernommen —: dies Beides zusammen bildet den Kern der in ihren einzelnen Zügen bald so, bald anders ausgeführten Erzählung. An dem zugleich leiblichen Sehen und Hören ist für die geschichtliche Forschung ebensowenig ein Zweifel erlaubt, als hiermit schon andererseits, wie man gewöhnlich allzusehnell folgert, die äußere sinnenfällige Wirklichkeit des Gesehenen und Gehörten erwiesen ist. Eine psychologische Erklärung der Vision, wie sie neuerdings von Holsten scharfsinnig versucht worden ist, wird freilich immer ein gewagtes Unternehmen bleiben, nicht etwa weil sie an sich Unmögliches zu leisten versuchte, sondern weil sie, sobald sie ins Einzelne geht, mit bloßen Möglichkeiten zu rechnen hat. Aber noch weit weniger steht es der Wissenschaft an, beim Unerklärten als solchen stehen zu bleiben und dies für ein schlechthin Unerklärliches auszugeben. Auch der entschlossenste Wunderglaube müßte, wenn er den ethischen Gesichtspunkt der Betrachtung nicht völlig verlassen will, doch die psychologische Vermittlung des Wunders voraussetzen, also ähnliche Erwägungen anstellen, wie die rein geschichtliche Forschung, die nach dem Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen fragt. Nehmen wir die eigenthümliche Naturanlage des Paulus hinzu, so wird es uns höchst wahrscheinlich erscheinen, daß jene Zeit, welche seiner Befehrung unmittelbar voranging, eine Zeit der tiefsten Erregung seines Seelenlebens, der gewaltsamsten Anspannung aller seiner geistigen und physischen Kräfte gewesen ist. Grade als er seiner Sache jenen Nazarenern gegenüber am gewissesten zu sein meint, hat das Bild des Gekreuzigten und Auferstandenen, ihm selbst unbewußt, in seiner Seele eine Gestalt gewonnen. Die im Kampfe widerstrebender Empfindungen und Gedanken innerlich vorbereitete Entscheidung bricht plötzlich, gewaltsam, erschütternd über seine Seele herein. Ihm selbst war es gewis, daß der Gekreuzigte, den er verfolgt, vom Himmel her in strahlender Lichtherrlichkeit sich ihm offenbart, seine Auferstehung von den Todten, seine Erhöhung zum Himmel thatsächlich beurkundet, den Verfolger zu seinem Apostel, zum Boten seines Reichs persönlich berufen hatte.

Die innere Umwandlung, welche in Folge der Befehrung in der Seele

des Paulus vorging, kennen wir nur in ihren Resultaten, nicht in ihrem näheren Verlauf. Paulus selbst betrachtete später seine Befehrung unmittelbar zugleich als Berufung zum Heidenapostel. Er mußte sie wol so ansehen, wenn er über die wunderbaren Führungen des Gottes nachsann, der ihn, wie er den Galatern schreibt, schon vom Mutterleibe an auserwählt und durch seine Gnade berufen hatte. Aber hiermit ist die Frage nicht entschieden, ob die Nothwendigkeit der Heidenmission ihm unmittelbar als Consequenz seiner Befehrung einleuchtete, oder ob er erst später diese Folgerung gezogen hat. Daß er, der scharfe dialectische Geist, den Kreuzestob des Messias mit andern Augen als die ersten Jünger betrachten mußte, ist ebenso gewis, wie das Andere, daß er sich bewußt war, seine höhere Erkenntnis nicht von Menschen, sondern unmittelbar vom Herrn selbst empfangen zu haben. Aber manche Spuren führen doch darauf, daß die ganze Fülle von Gedanken, die er nachmals als „das Wort vom Kreuz“ oder als „sein Evangelium“ zusammenfaßte, sich ihm erst in Folge längeren Nachsinnens und nicht zum geringsten Theile erst mitten im heißen Streit mit hartnäckigen Gegnern erschlossen hat. Wiederholte Offenbarungen und Visionen brachten die Entscheidung und prägten dem innerlich Ausgereiften das Siegel göttlicher Gewisheit auf. Daß so energische Geister wie der seinige einen neuen Gedanken sofort in seinem innersten Herzpunkte erfassen, und späterhin einer fortschreitenden Entwicklung ihres Denkens, das ja nur die Consequenzen einer schon feststehenden Grundanschauung zog, sich nicht mehr bewußt sind, begreift sich leicht, schließt aber nicht aus, daß eine solche Entwicklung doch wirklich stattgefunden hat.

Von Damaskus aus, wo er die Taufe empfing, geht Paulus sofort zu längerem Aufenthalt nach dem steinigen Arabien. Hier scheint er in stiller Zurückgezogenheit damit beschäftigt gewesen zu sein, seine religiöse Weltanschauung auf Grund der neugewonnenen Erkenntnis von dem Kreuzestode des Messias umzugestalten und innerlich durchzubilden. Mit sich selbst aufs Reine gekommen, kehrt er nach Damaskus zurück und tritt nun öffentlich lehrend auf, bis ihn ein Mordanschlag der dortigen Juden zu nächtlicher Flucht nöthigt. Nun erst, volle drei Jahre nach seiner Befehrung, geht er auf fünfzehn Tage nach Jerusalem, um den Petrus kennen zu lernen, und dann sofort nach Syrien und seinem Heimathslande Cilicien, um dort seine Missionsthätigkeit wieder aufzunehmen. Den Christengemeinden Judäas blieb er damals persönlich ganz unbekannt; nur vom Hörensagen, so versichert er selbst, hatten sie von seiner Befehrung gehört und Gott dafür gepriesen. In Tarsus, seiner Vaterstadt, trifft ihn darauf, wie die Apostel-

geschichte berichtet, Barnabas, und veranlaßt ihn, als sein Genosse an der Gemeinde zu Antiochia in Syrien, der ehemaligen Hauptstadt des Seleucidenreiches, zu wirken.

Antiochia war schon damals, wenn die Nachrichten der Apostelgeschichte verläßlich sind, der Sitz einer aus Juden und Heiden gemischten Gemeinde. Jüdische Hellenisten aus Cyprien und Cyrene, durch die nach dem Martirtode des Stephanus hereingebrochene Verfolgung versprengt, sollen hier zuerst das Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Messias auch unter Heiden verkündigt haben (Apgesch. 11, 20). Die Darstellung der Apostelgeschichte, welche die Heidenmission von Jerusalem aus durch keinen Geringeren als Petrus selbst inaugurirt werden läßt, ist freilich auch hier von der Voraussetzung beherrscht, daß die antiochenische Heidengemeinde, wenn auch ohne Zuthun der Apostel entstanden, doch im engsten Zusammenhange mit der Urgemeinde in Jerusalem sich entwickelt habe. Als Bevollmächtigter der älteren Apostel soll Barnabas nach Antiochia abgeschiedt worden sein, um die Leitung der neuen Gemeinde in seine Hand zu nehmen, und derselbe Barnabas erscheint in dieser Darstellung auch sonst als eine Art Mittelperson zwischen Paulus und den älteren Aposteln. Die ihm zugewiesene Stellung hängt aufs Engste mit dem Streben zusammen, das Auftreten des Paulus als die harmlose Fortsetzung früherer von Jerusalem aus ausdrücklich gebilligter und geleiteter Anfänge erscheinen zu lassen. Aber nach des Paulus eigener Darstellung ist sein Verhältnis zu Barnabas jedenfalls nicht als ein Abhängigkeitsverhältnis zu denken, und noch weit weniger hat er, wie es nach der Apostelgeschichte herauskommt, sich beeilt, mit den Aposteln in Jerusalem sich in Verbindung zu setzen. Es ist möglich, daß er auf den Wunsch des Barnabas von Tarsus nach Antiochia übersiedelt ist; aber sicher hat er auch vorher nicht stillgesessen oder ausschließlich den Juden seiner Vaterstadt gepredigt.

Grade über die Anfänge der antiochenischen Heidenmission sind wir sehr dürftig unterrichtet. Vierzehn volle Jahre lang scheint die dortige Gemeinde sich unabhängig von jerusalemitischen Einflüssen entwickelt zu haben. Andererseits kann Paulus damals noch nicht dazu fortgeschritten sein, seine Lehre von der Aufhebung des mosaischen Gesetzes durch Christi Kreuz mit jener rücksichtslosen Schärfe zu entwickeln, die nachmals das Signal zu dem aller Orten, wo sich Juden und Heiden in der Messiasgemeinde zusammenfanden, entbrennenden Parteikampfe gab. Männer, die später nach entgegengesetzten Seiten auseinandergingen, arbeiteten damals noch friedlich an einem gemeinsamen Werke. Aber auch die Urgemeinde zu Jerusalem war

damals noch nicht zu jenem scharfen Gegensatz gegen das paulinische Heidenevangelium vorgeschritten. Jener „Eifer um das Gesetz der Väter“, von welchem wir die Judenchristen der Muttergemeinde nachmals unter dem maßgebenden Einfluß Jakobus des Gerechten beherrscht finden, war, wenn nicht alles trügt, selbst erst die Folge einer Reaction gegen die gesetzesfreie Heidenmission.

Ein Rückblick auf die Verhältnisse der Urgemeinde wird diese Sachlage erklären. Die ersten Nazarener hatten nicht von Ferne an einen Bruch mit dem mosaischen Gesetz gedacht; sie erinnerten sich des eigenen Beispiels ihres Meisters, welcher feierlich erklärt hatte, das Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen zu wollen. Mit jeder Faser ihres Herzens waren sie festgewurzelt in dem mosaischen Gesetz, das auch in ihren eigenen Gebetsversammlungen allsabbatlich gelesen wurde, in der nationalen Sitte, die sie von Klein auf geübt, in der Ehrfurcht gegen den Tempel, „das Haus Gottes“, und den Tempeldienst, in der Treue gegen den Bund, den Gott vor Zeiten mit seinem auserwählten Volke geschlossen, in der Hoffnung auf die Verheißungen, welche Gott durch seine Propheten diesem Volke gegeben hatte. Es kam ihnen nicht in den Sinn, daß das Auftreten des Messias etwas Anderes als die demnächstige Erfüllung dieser „den Kindern des Bundes“ bestimmten Verheißungen, die Aufrichtung des davidischen Königsthrons und seine Herrschaft über alle Völker der Erde bezweckt habe. Mit den farbigsten Bildern malte ihre Phantasie diese Zukunft der Gottesherrschaft, die Zukunft Israels, des zur Uebernahme dieser Herrschaft berufenen Gottesvolkes aus. Auch der Kreuzestod ihres Meisters hatte sie in diesen Anschauungen nicht irre gemacht. So schwer es ihnen wurde, sich in den, einem jüdischen Herzen so anstößigen Gedanken eines gekreuzigten Messias hineinzufinden: durch die Auferstehung war ja doch der Gekreuzigte von Gott selbst als der wahre Retter Israels legitimirt; in nächster Zukunft, so hofften sie, werde er wiederkehren auf den Wolken des Himmels, um das Gottesreich auf Erden zu begründen. Die Bedingung zur Theilnahme an diesem Reich war ihnen aber nach wie vor die Treue gegen den Gott der Väter und gegen sein heiliges Gesetz. Wohl fanden sie jetzt in den Schriften des Alten Testaments das Bild des leidenden und sterbenden Messias mit unverkennbaren Zügen gezeichnet. Da stand es auch geschrieben, daß er hinweggenommen sei als ein Sühnopfer für die Sünden des Volks: „Unsre Krankheit, er trug sie und unsre Schmerzen lud er sich auf. Er war verwundet ob unsrer Sünde, zermalmt ob unsrer Missethat. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine

Wunden sind wir geheilt.“ Aber wie sollte dieser Kreuzestod des Messias die Aufhebung des Gesetzes und der ganzen alttestamentlichen Heilsordnung herbeiführen? Auch die Sündentilgung durch sein Blut kam vielmehr dem Hause Israel zu gute; von der Schuldbefleckung gereinigt, sollte das Volk das Gesetz jetzt nur treuer, nur vollkommener erfüllen als die Väter.

In diesem Anschauungskreise war nicht einmal für die Heidenpredigt ein rechter Platz. Möchten auch die Propheten für die messianische Zukunft die Befehrung aller Völker der Erde zu dem Bundesgotte Israels, dem Einen, wahren Gotte verkündet haben; aus dem Munde ihres Meisters erinnerten sich doch die ersten Jünger der Worte: „gehet nicht auf der Heiden Weg, und in der Samariter Stadt tretet nicht ein; Gehet vielmehr zu den verlornen Schafen des Hauses Israel“ (Matth. 10, 5 flg.). Eine Befehrung der Heiden erwarteten sie sicher nicht früher „als bis Alles erfüllt sein werde“, und sicher nicht in andrer Weise als so, daß die Völker der Erde dem auserwählten Gottesvolke sich unterordnen würden.

Und dennoch bot schon das damalige Judenthum eine Form, welche die Befehrung einzelner Heiden ermöglichte; neben dem förmlichen Uebertritt auch eine losere Weise des Anschlusses, die Theilnahme am sabbatlichen Gottesdienste, das Bekenntnis zu dem Einen Gott und die Verpflichtung, gewisse Verunreinigungen zu meiden, die dem gesetzstreuen Juden den Umgang mit Heiden unmöglich machten. Dergleichen Zugewandte der israelitischen Volksgemeinde nannte man Proselyten; man regelte das Verhältnis zu ihnen nach den Bestimmungen welche schon das mosaische Gesetz für die Fremdlinge in den Thoren Israels getroffen hatte. Namentlich in den volkreichen Städten außerhalb Palästinas, wo größere oder kleinere Judengemeinden bestanden, belief sich die Zahl dieser Proselyten auf eine stattliche Menge, meist Frauen und Leute aus den niedersten Schichten der Gesellschaft, Handwerker, kleine Geschäftsleute und Sklaven.

Aus dem Kreise dieser Proselyten gingen die ersten Heidenchristen hervor. Ganz von selbst verbreitete sich die Kunde von dem erschienenen Messias der Juden auch unter ihnen. In jeder griechischen Stadt, wohin sie durch gläubige Israeliten gebracht wurde, begann man allsabbatlich in den Synagogen über Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen zu streiten. Den Armen und Gedrückten eine frohe Botschaft des Heils, mußte die Predigt von ihm freudigen Widerhall grade bei denen finden, die ein tieferes religiöses Bedürfnis von den Götzenaltären hinweggescheucht und zu dem ernstesten Dienste des unsichtbaren Gottes bekehrt hatte. An der künftigen messianischen Herrlichkeit Israels hofften auch sie ihr Theil zu erlangen:

und die messiasgläubigen Juden dachten nicht daran, diese neuen Bekenner Jesu aus der Zahl der Heiden zurückzuweisen. Sie fühlten sich ihm trotz der verschiedenen Lebenssitte in Einem Glauben verbunden.

Als die erste Heidengemeinde, von der wir wissen, in Antiochia entstand, ahnte wohl Niemand, welch folgenreicher, für das christliche Judenthum verhängnißvoller Schritt damit geschah. Auch Barnabas, vor der Ankunft des Paulus das Haupt der neuen aus Juden und Heiden gemischten Gemeinde, kann unmöglich die Tragweite des in aller Stille sich vorbereitenden Umschwungs ermessen haben. Zunächst, so schien es, blieb für die messiasgläubigen Juden Alles beim Alten. Die Proselytenbefehrungen waren in ihren Augen ein Nebenwerk, dessen man sich immerhin freuen dürfe, wenn es recht glücklich von Statten ging; aber die Bestimmung des messianischen Heils für Israel als Volk ward dadurch — so schien es ihnen — ebenso wenig berührt, als die Giltigkeit des mosaischen Gesetzes in Frage gestellt wurde. Bedenklicher war es nun schon, als die Zahl jener bloß durch ein loses Band dem mosaischen Gesetze verbundenen Proselyten aus den Heiden so anwuchs, daß die jüdischen Gemeindeglieder dagegen nur ein verschwindendes Häuflein bildeten. In welches Verhältniß mußten dann die Juden, der eigentliche Kern der Messiasgemeinde, zu den hinzugekommenen Fremdlingen gerathen? Und nun geschah so gar nichts, um in dieser bedenklichen Lage die Autorität des mosaischen Gesetzes sicher zu stellen. In sorgloser Freiheit setzten sich Paulus und Barnabas überall wo sie mit Heiden verkehrten, über die strengen Vorschriften der jüdischen Reinheitsgesetze hinweg, und ihrem Beispiele mögen zahlreiche messiasgläubige Hellenisten gefolgt sein. Ganz von selbst baute aus Juden und Heiden ein neues Gemeinwesen sich auf, dessen Schwerpunkt nicht mehr im mosaischen Gesetz, sondern im Glauben an den Gekreuzigten ruhte. Und schwerlich hat Paulus lange angestanden, die Konsequenzen des neuen Evangeliums zu ziehn. Im Kreuzestod Christi hat Gott einen neuen Heilweg offenbart, da der Gesetzesweg sich als unzulänglich erwiesen hat: im Glauben an den Gekreuzigten und Auferweckten suchen Juden und Heiden gleicherweise das Heil zu gewinnen; also gilt unter den Gläubigen fortan kein Ansehen der Person, die Einen sind vollberechtigte Glieder der Messiasgemeinde so gut wie die Andern.

Der heidenfreundlichen Lehre entsprach eine ausgedehnte Missionspraxis, welche immer weiter von den in Jerusalem maßgebenden Grundsätzen abführte. Antiochia wurde die zweite Metropole des Christenthums, der Ausgangspunkt zahlreicher neuer, überwiegend aus den Heiden gesammelter

Gemeinden. Die Heidenbefehrungen waren früher nur nebenher bei Gelegenheit des jüdischen Synagogengottesdienstes erfolgt, jetzt erkannte es Paulus geradezu als seinen eigentlichen Beruf, den Heiden zu predigen. Gemeinsam mit Barnabas durchzieht er die Insel Cypren von einem Ende zum andern, kehrt dann zum Festlande zurück und dringt immer tiefer ins Innere von Kleinasien ein. Das Flußbett des Nestros stromaufwärts verfolgend, gelangen die Missionare zuerst nach Berge in der Landschaft Pamphylien, dann nach Antiochia in Pisidien, darnach in südöstlicher Richtung nach Iconium, und weiter nach den Städten Lystra und Derbe in Lykaonien. Hier machen sie vorläufig Halt, und kehren auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach Pamphylien und von da zu Schiff nach dem syrischen Antiochia zurück.

Wie lange sie unterwegs gewesen waren, wissen wir nicht. Aber ihre Reise bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Entwicklung der Christengemeinde. Es war die erste förmliche Missionsreise ins Heidenland, der erste planmäßig betriebene Versuch, die messianische Predigt unmittelbar ins heidnische Volk hineinzutragen, während man bisher sich begnügt hatte, den Heiden, welche freiwillig kamen, die Thür zu öffnen. Die jüdischen Synagogen in den Städten, welche die Missionare auf ihre Reise berührten, waren überall nur die ersten Stätten gewesen, wo sich Gelegenheit bot, den Gekreuzigten zu verkünden; bald genug hatten sich dieselben vor ihnen verschlossen, während Heidenhäuser zur Fortsetzung des angefangenen Werkes gastlich sich aufthaten.

War es ein Wunder, daß man in Jerusalem gegen die Wirksamkeit des Paulus und Barnabas mißtrauisch wurde? Das was die Heidenapostel verkündigten, war mit einem Wort eine neue Religion, die nur noch durch die gemeinsame Autorität des alttestamentlichen Gottesworts mit dem Judenthum zusammenhing. Die Freiheit von dem Gesetz, welche Paulus überall wo er hinkam, seinen Heidenchristen zu wahren wußte, erschien immer mehr als Bestreitung der ganzen religiösen und volksthümlichen Grundlage, auf welcher der Messiasglaube ruhte. Gesezt auch, er wäre in jener Zeit noch nicht dazu fortgeschritten, die Juden von der Verbindlichkeit gegen das Gesetz und die nationale Sitte grundsätzlich loszusprechen, so enthielt ja schon seine Missionspraxis unter den Heiden eine Entwerthung des Gesetzes. Wenn er von der Freiheit predigte, welche Christus gebracht, von der Gleichberechtigung der Unbeschnittnen und der Beschnittnen im messianischen Reich, von dem Einen und selben Heil, welches im Glauben an Christi Kreuz sowohl den Juden als den Heiden zu Theil werde, so

lag die völlige Abschaffung des Gesetzes durch Christus klar genug in der Konsequenz dieser Lehre.

Als Paulus nach längerer Abwesenheit nach Antiochia zurückgekehrt war, erwarteten ihn Anklagen und Vorwürfe, die keineswegs bloß von den ungläubigen Juden ausgingen. Es scheint als habe einer seiner Begleiter auf der Reise, der Nefte des Barnabas, Johannes Marcus, die ersten ungünstigen Berichte nach Jerusalem überbracht. Derselbe war gerade in dem Augenblicke umgekehrt, als Paulus und Barnabas sich anschickten, ins Innere Kleinasiens einzudringen; vermuthlich nicht bloß aus Scheu vor den bevorstehenden Strapazen, sondern weil ihn die paulinische Missionspraxis mit Scrupeln erfüllte. Doch auch ohne dies war der Verkehr zwischen Antiochia und Jerusalem leicht genug, um den älteren Aposteln Gelegenheit zu bieten, über die dort sich entwickelnden Dinge ein wachsamcs Auge zu haben. Einige Heißsporne der Muttergemeinde hofften, alle Gefahren, welche aus der Heidenmission erwuchsen, am gründlichsten dadurch beseitigen zu können, daß sie die Heidenchristen einfach zur Beschneidung und vollen Gesetzesbeobachtung zu verpflichten versuchten. Sie machten sich nach Antiochia auf den Weg und wirkten dem paulinischen Evangelium durch die Lehre von der unbedingten Fortgiltigkeit des mosaischen Gesetzes entgegen. Auch nachmals wurde Aehnliches in den paulinischen Heidengemeinden versucht. Natürlich widerstand Paulus diesem Ansinnen aufs Aeufserste. In seinem Eifer schilt er die Ankömmlinge „falsche Brüder“, welche gekommen seien, seine und seiner Gemeinden christliche Freiheit auszuspioniren. Ganz ohne Spionage scheint das Unternehmen auch wirklich nicht abgelaufen zu sein. Schon damals machte wohl das Auftreten dieser Strengen Manchen, der bisher unbedenklich die Wege des Paulus gewandelt war, bange. Paulus begann zu fürchten, daß ohne eine Verständigung mit den älteren Aposteln ihm Schwierigkeiten in den Weg treten könnten, welche alle bisherigen Erfolge in Frage stellten. Er entschloß sich also in Gemeinschaft mit Barnabas selbst nach Jerusalem zu reisen.

Ueber diese Reise liegt uns ein doppelter Bericht vor, der eine bei Paulus selbst (Gal. 2, 1—10), der andere in der Apostelgeschichte (Apg. 15). Sehen wir von den geschichtlichen Bedenken, welche den letzteren drücken, hier ab und halten uns einfach an des Apostels eigne Mittheilungen. Von den älteren Aposteln sind nur die drei „Säulen“ der Gemeinde, Petrus, Johannes und der Bruder Jesu, Jakobus der Gerechte, in Jerusalem. Als Paulus vor sie hintritt, bringt er einen unbechnittenen Heidenchristen, seinen Missionsgefährten Titus mit, gewissermaßen einen lebendigen Protest gegen

die Zumuthung, die gläubig gewordenen Heiden beschneiden zu lassen. Natürlich wird das Verlangen laut, diesen vor Allen der Ceremonie zu unterwerfen, welche zugleich die Uebernahme der ganzen Gesetzespflicht bedeutete. Aber Paulus bleibt standhaft. Es gelingt ihm, die „Säulenapostel“ von der erhobenen Forderung abzubringen, ihnen das Recht seiner gesetzfreien Heidenmission begreiflich zu machen. Sie erkennen an, daß ihm die Heidenpredigt als sein von Gott ihm übertragener Beruf zugefallen ist, daß Gottes Gnade auf seinem Werke ruht, daß sie selbst also kein Recht haben, störend in dasselbe sich einzumischen. Kurz, sie reichen ihm und seinem Genossen, dem Barnabas, die Bruderhand der Gemeinschaft. Sie selbst sind nach wie vor entschlossen, nur zu den Juden zu gehn, wie ihr apostolischer Beruf, der Auftrag des Meisters, dies von ihnen verlangt; auch von einer förmlichen Anerkennung der apostolischen Würde des Paulus ist keine Rede. Aber über alle Differenzen der Anschauungsform und der Missionspraxis hinweg, zeigen sie sich zum friedlichen, brüderlichen Nebeneinanderhergehen bereit.

Es liegt etwas Großartiges in diesem Entgegenkommen. In seiner ganzen Tiefe erfaßt, ist der Gegensatz des paulinischen Evangeliums zum ursprünglichen Judenthum fundamentaler als irgend eine andere Differenz, welche nachmals Christen von Christen getrennt hat. Es handelte sich hier nicht bloß um diese oder jene theologische Lehrform, sondern um das Princip des Christenthums selbst, um sein Verhältniß zum Judenthum, um die Frage, ob es eine wesentlich neue Religion oder nur die Vollenbung der alten sei, ob es bestimmt sei, Welt- und Menschheitsreligion zu werden, oder ob es Volksreligion Israels bleiben sollte. Und das Entgegenkommen geht gerade von den Anhängern des Alten aus, von denen, die nach ihrer ganzen geschichtlichen Stellung zu Wächtern und Hütern über die ursprüngliche Form des Messiasglaubens berufen waren, von Männern, denen die Verständigung ungleich schwerer ankommen mußte als Andern.

Doch überschätzen wir auch andererseits nicht die Tragweite der getroffenen Uebereinkunft. Der „Apostelconvent“ zu Jerusalem bezeichnet in dem raschen Entwicklungsgange der Dinge nur einen kurzen Ruhepunkt, eine schnell zurückgelassene Station. Die Gegensätze waren, wenn nicht Alles trägt, noch gar nicht in ihrer ganzen Tiefe erkannt. Wenn auch vorläufig brüderlicher Sinn und besonnene Erwägung über die Einflüsterungen der Leidenschaft gesiegt hatten, so war damit die principielle Frage keineswegs erledigt; ja der eigentliche Streitpunkt war nicht einmal berührt. Die älteren Apostel verstanden den Vertrag von Jerusalem doch in einem an-

dem Sinne als Paulus. Sie legten sich die Heidenmission nach Maßgabe des Proselytenverhältnisses zurecht, und dies in demselben Moment, wo die Ereignisse schon über diesen Standpunkt hinausgeeilt waren. Mag es selbst sein, daß, wie die Apostelgeschichte es darstellt, die Auferlegung der jüdischen Proselytengebote bei den Verhandlungen über die Zulassung der Heiden ausdrücklich zur Sprache kam: Paulus konnte mit dem Inhalte dieser Forderungen sich einverstehen, ja ihn als selbstverständlich betrachten, ohne daraus doch die Consequenzen zu ziehen, welche sich für die Urgemeinde daran knüpften. Die Heidenmission ist den älteren Aposteln noch immer nur ein Nebengeschäft, das die Bestimmung des messianischen Heils für die Juden nicht aufheben kann; dem Paulus dagegen ist sie die erste und wichtigste Aufgabe nicht bloß für seine Person, sondern nach dem ihm offenbarten Heilswillen Gottes selbst, welcher die Scheidewand zwischen Juden und Heiden niedergerissen. Petrus will als „Apostel der Beschneidung“ nach wie vor so viel Juden als möglich für den Messiasglauben gewinnen; Paulus will so viel Menschen als möglich, gleichviel ob Juden oder Heiden, zum Glauben an die im Kreuzestod Christi erschienene Gnade bekehren. Jenem sind die gläubigen Heiden „hinzugekommene Fremdlinge“ aus der Heidenwelt, die ihr Heil bei dem Messias Israels suchen, nichts mehr; diesem sind sie gleichberechtigte Glieder und Genossen des Gottesreichs. Und ebenso ist den älteren Aposteln ihre apostolische Würde durch das persönliche Verhältnis zum Messias bedingt, der Heidenbekehrer ist ihm ein treuer Missionsgehilfe und Mitarbeiter, nichts mehr; Paulus dagegen stellt sich als berufener Apostel Jesu Christi den älteren Aposteln mit völlig gleichem Rechte unabhängig zur Seite.

Zunächst ließen sich die Dinge ganz friedlich an. Einige Zeit nach der Rückkehr des Paulus erscheint auch Petrus in Antiochia, um die Zustände der neuen Gemeinde aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Und sofort tritt er dort mit den Heidenchristen in den unbefangenen Verkehr. Wie Paulus selbst im Briefe an die Galater erzählt, setzt Petrus sich unbedenklich über die jüdischen Speisegesetze hinweg und sitzt mit unbeschnittenen Heiden zu Tische. Er hatte im Grunde hiermit nichts Anderes gethan, als was damals nicht selten, und in der antiochenischen Gemeinde zumal, von Seiten freier gerichteter Juden geschehen war. Hatte doch auch Jesus selbst mit Zöllnern und Sündern zu Tische gegessen und es den Pharisäern gegenüber entschuldigt, wenn seine Jünger sich eben nicht ängstlich an die jüdischen Reinigkeitsvorschriften hielten. Wenn Petrus also die ihm als Juden immerhin natürliche Scheu, mit Heiden „heidnisch“ zu leben über-

wand, und über dem Christenthum der unbeschnittenen Brüder sein eigenes Judenthum harmlos vergaß, so wäre dies an und für sich noch nichts Besonderes gewesen. Er dachte nicht daran, dem mosaischen Geseze damit grundsätzlich aufzusagen. Aber unter den damaligen Umständen erschien sein Thun in einem anderen Lichte. Gerade damals muß die strengere Partei, die bei dem Apostelconvente mit ihren Forderungen nicht durchbringen konnte, ihre Kräfte von Neuem gesammelt haben. Jede Gesetzesverletzung von Seiten geborener Juden wurde jetzt von ihr aufs Argwöhnischste überwacht. Wenn man nun einmal den Heidenchristen die Beschneidung nicht aufnöthigen konnte, so sollten wenigstens die Juden sich aufs Strengste vor dem verunreinigenden Verkehre mit ihnen hüten. Kaum war das Verhalten des Petrus in der Gemeinde zu Jerusalem ruchbar geworden, so erscheinen einige Abgesandte des Jakobus in Antiochia und stellen den Apostel wegen Gesetzesverletzung zur Rede. Sofort bricht dieser die Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen ab, und seinem Beispiele folgen auch die übrigen Judenthristen, mit ihnen sogar Barnabas, der alte treue Missionsgefährte des Paulus. Es kommt zu einem heftigen Streit, bei welchem die bisher verhüllten Gegensätze in ihrer ganzen Weite auseinandertreten. Als Bedingung für die Wiederaufnahme der abgebrochenen Tischgemeinschaft stellen Petrus und seine Genossen die Forderung auf, daß die Heidenchristen fortan der jüdischen Sitte sich fügen sollen. Es dünkt ihnen billig, daß bei dem einmal ausgebrochenen Conflict nicht die Juden den Heiden, sondern die Heiden den Juden sich anbequemen. Dagegen beruft sich Paulus auf das von Petrus selbst noch eben gegebene Beispiel, um diesem seine Inconsequenz aufs Unerbittlichste zu Gemüthe zu führen. Wenn Petrus sich plötzlich zu der Meinung bekehrt hat, als mache der Verkehr mit den Heiden die Juden heidnischer Unreinigkeit und Sündhaftigkeit schuldig, so sieht Paulus darin nichts als Menschenfurcht, Heuchelei und Abfall von der Wahrheit des Evangeliums. Er wirft ihm vor, das Niedergerissene wieder aufzubauen, den Glauben an Jesus den Christ, durch den er vor Gott wohlgefällig geworden, durch den Rückfall in nutzlose Gesetzeswerke zu verleugnen. Und nun zieht er seinerseits aus seinem Evangelium die letzte, schneidendste Consequenz: der Kreuzestod des Messias hat nach den Bestimmungen des Gesetzes selbst — das ja nur für die Lebenden gilt — dasselbe ein für allemal aufgehoben; durch Christus ist also der Gläubige todt für das Gesetz, denn er ist mit Christus gekreuzigt. Ein Rückfall in gesetzliches Wesen wäre jetzt ein Zurückstoßen der Gnade Gottes; käme die Gerechtigkeit vor Gott aus dem Gesetze, so wäre Christus vergeblich gestorben.

Damit waren die Würfel gefallen. Ein scheinbar geringfügiger Umstand hatte ausgereicht, den glimmenden Funken der Zwietracht zu hellen Flammen zu entzünden.

Es muß auf den ersten Blick auffällig erscheinen, wie die, welche sich noch vor Kurzem über die Frage nach der Beschneidung der Heiden verständigt haben, jetzt über die Speisegesetze sich entzweiten. Um so geneigter möchte man sein, dem ganzen Vorfall nur eine vorübergehende Bedeutung beizulegen, ihn nur auf Rechnung einer augenblicklichen Wankelmüthigkeit des Petrus zu setzen, von welcher dieser sofort auf die Mahnung des Paulus zu seiner früheren heidenfreundlichen Haltung zurückgekehrt wäre. Aber von einer friedlichen Beilegung des Streites weiß Paulus selbst nichts zu berichten; im Gegentheil zeigt die sichtliche Erregung, mit welcher er später von jenen Vorgängen redet, welche nachhaltigen Folgen sie zurückgelassen haben. Von dem Zwischenfall in Antiochia datirt der Ausbruch eines Kampfes, der von beiden Seiten mit dem äußersten Aufgebot geistiger Kräfte, grade von den Judenchristen aber mit steigender Erbitterung geführt wird, eines Kampfes, dessen Spuren wir ein volles Jahrhundert hindurch zu verfolgen vermögen. Und in diesem Kampfe schreibt die judenchristliche Partei überall die Namen des Petrus und des Jakobus auf ihre Fahne. Mag es sein, daß wie es auch sonst in Parteikämpfen geht, die Heißsporne der judenchristlichen Partei die Richtung nicht bloß des Petrus sondern auch des Jakobus übertrieben haben, so können sie doch unmöglich grade in den Punkten, um welche der ganze Parteikampf der Zeit sich bewegte, mit den älteren Aposteln sich in directem Widerspruche befunden haben. Standen Petrus und Jakobus, oder auch nur der erstere, in der Folgezeit grundsätzlich auf Seiten des Paulus, wie konnten dessen judenchristliche Gegner sie dann als ihre Häupter anerkennen, sich auf ihre Autorität berufen und in ihrem Namen das apostolische Ansehen und die Missionspraxis des Paulus bekämpfen? Noch in der späteren judenchristlichen Sage erscheint Jakobus als der Mann der strengsten Gesetzesgerechtigkeit, dessen Name selbst die Pharisäer mit Ehrfurcht erfüllt, als das hochgefeierte Haupt aller Gläubigen aus der Beschneidung, von dem selbst ein Petrus Befehl empfängt. Und statt des Paulus wird Petrus dargestellt als der wahre Heidenapostel, der seinem mächtigen Doppelgänger von Land zu Land nachreisen muß, um dessen falsche Lehren und magischen Künste zu entlarven und ihm zuletzt in der Welthauptstadt Rom ein schmähtliches Ende zu bereiten. Unter dem falschen Apostel Simon, dem „feindlichen Menschen“, dem „Gesetzesverächter“ und „Magier“, ist kein Geringerer als Paulus

gemeint. Selbst die Sage von dem römischen Aufenthalte des Apostelfürsten und seinem Märtyrertum unter Nero, dessen tausendjähriges Gedächtnis die päpstliche Kirche vor zwei Jahren gefeiert hat, verdankt lediglich dem jüdenchristlichen Parteihaß gegen Paulus ihre Entstehung. Der ganze Verlauf der durch die Briefe des Paulus beglaubigten Geschichte wäre ebenso wie die spätere Sage ein völlig unverständliches Räthsel, wären Petrus und Paulus nach jenem Streite in Antiochia ganz einig gegangen.

Wie ernst die durch die Abgesandten des Jakobus herbeigeführte Wendung der Dinge war, beweist auch der Umstand, daß Paulus sich plötzlich von fast allen seinen bisherigen Mitarbeitern aus der Beschneidung, ja sogar von Barnabas verlassen sieht. Wenn der Heidenapostel in seiner Gemüthsregung in ihrem Verhalten nichts als Heuchelei erblickt, so können wir dies aus seiner Stimmung heraus begreifen, ohne darum sein herbes Urtheil uns anzueignen. Er beurtheilte den Widerspruch ihrer plötzlichen Gesetzesstrenge mit ihrer freieren Praxis von seinen eignen Voraussetzungen aus, welche die Andern nicht theilten. Was bei ihnen bisher nur eine durch die Umstände beförderte lagere Praxis, ein harmloses Sichgehenlassen, ein Hinweggehen von scheinbar geringfügigen Aeußerlichkeiten der jüdischen Gesetzespflicht war, betrachtete er als grundsätzliche Zustimmung zu seiner Lehre von der Abschaffung des Gesetzes überhaupt, als praktischen Ausdruck derselben Einsicht, zu der er selbst nach harten inneren Kämpfen gelangt war, daß Glaube an Christus und Festhalten am Gesetz unvereinbare Gegensätze seien. Nun zeigt es sich plötzlich, wie wenig es den Andern in den Sinn gekommen war, die religiöse Nothwendigkeit der Gesetzeserfüllung jemals principiell zu bestreiten. In reflexionsloser Freiheit hatten sie bisher eine Praxis geübt, die zwar den Grundsätzen des Paulus vollkommen entsprach, sie selbst aber mit ihren eignen, niemals aufgegebenen Anschauungen, mit ihrer Treue gegen Gottes Gesetz, mit der frommen Sitte der Väter, mit allen einem Israeliten heiligen Pflichten in Widerspruch brachte. Jetzt wurde plötzlich aus Anlaß eines scheinbar geringfügigen Streitpunktes die principielle Frage gestellt: an der Beobachtung oder Nichtbeobachtung der jüdischen Speisegesetze mußte es sich entscheiden, wie man überhaupt über die religiöse Verbindlichkeit des Gesetzes für die messiasgläubigen Juden und damit zugleich über das ganze Verhältniß des messianischen Glaubens zum Judenthum dachte.

In solchen Tagen wie die damalige war, sind immer die consequenten Geister im Vortheil. Die Halben und Unklaren erschrecken vor ihrem eignen Thun und werden selbst wider Willen von der grade mächtigeren

Strömung mit fortgerissen. Die so eben noch zu gemeinsamem Werk brüderlich zusammenstanden, finden sich plötzlich in entgegengesetzten Heerlagern einander gegenüber. Persönliche Verbitterung erweitert nur noch die unerwartet eröffnete Kluft, und nur die Zeit vermag es, die Schärfe solcher Gegensätze allmählich abzustumpfen.

Die bei den Verhandlungen in Jerusalem unterlegene strengere Partei erkämpft, seit Jakobus sich selbst an ihre Spitze gestellt, einen vollständigen Sieg. Die mittleren Stellungen, welche Petrus auf judenchristlicher, Barnabas auf paulinischer Seite bisher behauptet hatten, sind unhaltbar geworden. Wer irgend mit seinem Herzen noch an der religiösen Nothwendigkeit des Gesetzes der Väter hing, nimmt in dem entscheidenden Augenblick gegen Paulus Partei. Andererseits ist dieser sich jetzt der ganzen Tragweite des „Wortes vom Kreuze“ mit voller Klarheit bewußt geworden. Wie es früher die Freiheit der Heiden von der Beisehung zu wahren galt, so gilt es jetzt die völlige Abschaffung des mosaischen Gesetzes im Christenthum durchzukämpfen.

Werfen wir hier einen kurzen Blick auf den innern Zusammenhang der paulinischen Gedankenwelt. Auf dem gemeinsamen Boden des alttestamentlichen Offenbarungs-Glaubens und der messianischen Zukunftserwartung baut sich vermittelt einer fortlaufenden Kette von Schlüssen ein durchaus eigenthümliches Lehrsystem auf. Der Ausgangspunkt ist ein doppelter: einerseits die schmerzliche Erfahrung von der Unmöglichkeit, durch Gesetzesgerechtigkeit Frieden mit Gott zu erlangen, andererseits die durch die Auferstehung des Gekreuzigten göttlich beglaubigte Messiaswürde Jesu von Nazareth. Der Kreuzestod des Messias, dieses Uergerniß für ein jüdisches Herz, durch seine Auferstehung als göttliche Abicht beaufundet, kann gar keinen andern Zweck haben, als die Eröffnung eines ganz neuen Heilsweges, der an die Stelle des Gesetzesweges zu treten hat. Dieser Tod — nach dem Gesetze ein Ausdruck des göttlichen Fluches, denn verflucht ist jeder „welcher am Holze hängt“ — ist nicht bloß zugelassen von Gott, oder nur überhaupt, sowie Alles was geschieht, göttlich geordnet. Er ist vielmehr die Verwirklichung des schon im Alten Testamente verheißenen, aber unter der Herrschaft des Gesetzes noch immer nicht erfüllten göttlichen Heilswillens. Er ist auch nicht bloß ein Sühntod für die Sünden des Volkes, sondern eine göttliche Veranstaltung zur Vernichtung der Sündenherrschaft in der Menschheit überhaupt, das Mittel den Fluch des Gesetzes über die Sünder zu brechen und die ganze Menschheit mit Gott zu versöhnen.

Und dies zu erweisen, geht Paulus auf die Thatsache allgemeiner Sündhaftigkeit zurück, die bei den Juden nicht minder als bei den Heiden sich findet. Seine persönliche Erfahrung von der Unmöglichkeit vollkommener Gesetzeserfüllung, gestaltet sich ihm zu einer allgemein gültigen Wahrheit. Das Gesetz hat thatsächlich nicht die Wirkung gehabt, den Menschen die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, zu sichern. Seine Wirkung war vielmehr gerade die entgegengesetzte. Wo das Gesetz ist, da ist auch immer die Sünde, die an dem Gebote: Laß dich nicht gelüsten! erwacht. Die vollkommene Gesetzeserfüllung ist also unmöglich. Statt der verheißenen Gerechtigkeit, welche die ewige Seligkeit im Messiasreiche verbürgt, bringt das Gesetz also thatsächlich den Fluch, die allen Uebertretern angedrohte Verdammnis zum ewigen Tode über die Menschen. Denn wer das Gesetz auch nur in dem kleinsten Punkte verletzt, der ist so anzusehen, als habe er das ganze Gesetz gebrochen.

Folglich kann das Gesetz gar nicht bestimmt gewesen sein, selig zu machen. Nach göttlicher Absicht dient es vielmehr nur dem Zweck, zur Uebertretung zu reizen und dadurch die verborgene Sünde ans Licht zu bringen. Es soll die Menschen zum Eingeständnisse der Unmöglichkeit eigner Gesetzeserfüllung vermögen, es soll in ihnen das Bewußtsein ihrer Ohnmacht und Schuld, ihrer Verdammlichkeit vor Gottes Richterstuhl wecken. Das ist seine „pädagogische“ Bedeutung, die Aufgabe eines Zuchtmeisters, welche ihm zukommt, für die Zeit der Unmündigkeit und des Knechtsstandes der Menschheit.

Die Heilsverheißung muß also auf einem andern Wege vermittelt werden, als mittelst der Gerechtigkeit aus dem Gesetze. Die Verheißung weiß nun aber auch gar nichts von Gesetzesgerechtigkeit. Sie spricht ja: „Der aus dem Glauben Gerechte wird das Leben haben“ und „Selig der Mann, dem der Herr die Sünde nicht anrechnet“. Sie bezieht sich also auf ein freies göttliches Gnadengeschenk, welches im Glauben ergriffen wird, nicht auf Belohnung menschlicher Leistungen. Und dies ist auch der einzige Weg, auf welchem Gott seine Verheißung, die durch das Zwischeninstitut des Gesetzes nicht aufgehoben ist, wahr machen kann. Er muß die Gerechtigkeit, ohne welche Niemand zur Reichsherrlichkeit eingeht, da sie nun einmal durch eigne Kraft von Keinem gewonnen werden kann, durch seine Gnade selbst in uns herstellen. Die Gerechtigkeit die vor Gott gilt, wird nicht vom Menschen erworben, sondern von Gott verliehen, sie ist nicht des Menschen Verdienst, sondern Gottes freies Gnadengeschenk, und auf Seiten des Menschen an die einzige Bedingung geknüpft, daß er im Glauben die dargebotene Hand Gottes ergreife.

Die Offenbarung dieser Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt, ist nun der Zweck der Sendung des „Sohnes Gottes“ in die Welt. Und diese Sendung gipfelt im Kreuzestode. Der ewige Gottessohn kommt ins Fleisch, wird vom Weibe geboren und unter das Gesetz gethan, damit an ihm der Gesetzesfluch über das sündige „Fleisch“ vollzogen werde. Das ist das Lösegeld, welches dem Gesetze für die mit Recht von seinem Fluche betroffenen Sünder gezahlt ist, die Sühne, auf welche es Anspruch hat, damit es sein Anrecht auf die Menschen fahren lasse. Als Sühntod für die Sünder soll also der Tod des Messias die göttliche Gnadenverheißung erfüllen. Damit ist die Gnade an die Stelle des Gesetzes, der Glaube, welcher die Gnade ergreift, an die Stelle der Werke gesetzt. Durch Christi Tod sind wir vom Gesetzesfluche, ja von jeder Verbindlichkeit gegen das Gesetz erlöst. Das Mittel aber um dieser Erlösung persönlich theilhaftig zu werden, ist die an den Gläubigen vollzogene Taufe. Wer immer auf den Tod Christi getauft ist, der ist in der Taufe mit Christus für das Gesetz gekreuzigt und begraben, und steht als ein neuer, von aller Schuld vor dem Gesetze gereinigter, von der Knechtschaft unter dem Gesetze befreiter Mensch wieder auf. Er ist gerechtfertigt worden vor Gott, ist aus dem Knechtstande in den Stand der Sohnschaft bei Gott versetzt, als Unterpfand und Angeld der künftigen Seligkeit hat er den Geist des Sohnes empfangen, der ihn seiner eigenen Kindschaft beim Vater versichert und als ein neues, dem Vater wesensverwandtes Ich, Alles was der Vater uns thun heißt, freiwillig erfüllt. Die einzige Bedingung für alles in der Taufe dem Menschen durch lautere göttliche Gnade zu Theil werdende Heil ist der Glaube daran, der Glaube an die göttliche Allmacht, welche die Todten lebendig macht, speciell der Glaube an die göttliche Absicht des Kreuzestodes Christi, an die frohe Botschaft, daß Alle, welche auf den Namen des Gekreuzigten und Auserstandenen sich taufen lassen, von aller Schuld vor dem Gesetze losgesprochen werden und das Bürgerrecht im Messiasreich zugesprochen erhalten.

Im Glauben an die erlösende Kraft des Kreuzestodes Christi werden wir also der „Gerechtigkeit“, die wir aus Werken des Gesetzes vergeblich erstrebten, gnadenweise, geschenksweise theilhaftig. Das Gesetz hat auf die Gerechtfertigten, an denen nichts Verdammliches mehr ist, alle seine bisherigen Ansprüche verloren. Folglich ist Christus das Ende des Gesetzes. Das Gesetz ist aufgehoben nachdem die Verheißung erfüllt ist. Wollten wir also noch länger durch Gesetzeswerke die Gerechtigkeit suchen, so wäre der Tod des Messias vergeblich geschehen. Man kann nicht beides mit

einander verbinden wollen, den Glauben an Christi Kreuz und die Forderung, nach wie vor dem Gesetze sich zu unterzuordnen; vielmehr schließt das Eine das Andere nothwendig aus. Beschneidungen, Sabbathe, Neumonde, Fasten, Speiseunterschiede, kurz jener ganze Complex äußerer Gebote, an deren Beobachtung dem Juden das Heil hängt, ist aufgehoben. Wer diesen ärmlichen Satzungen aufs Neue irgend welche religiöse Bedeutung beimißt, geht der Gnade Gottes in Christus verlustig und fällt aus der Freiheit des Geistes wieder in den Knechtsdienst des todbringenden Buchstabens zurück.

Alles Weitere ist nur eine einfache Consequenz dieser Anschauung. Alle jene Vorzüge, auf welche die Juden bisher ihr Vertrauen setzten, sind hinfällig geworden. Daß sie im Besitze des Gesetzes, der Beschneidung, des Bundes mit Gott, des Tempeldienstes, der Verheißungen waren, das Alles hat ihnen nichts genügt. Was sie vor den Heiden voraus hatten, die reichen göttlichen Hulderweise, sie begründeten nur um so schwerere Verschuldung. Dann aber fällt auch jede Ursache hinweg, die Heiden im Messiasreich hinter die Juden zurückzustellen. Wie in der Sünde und Verdammlichkeit vor Gott zwischen Juden und Heiden kein Unterschied ist, so macht auch die Gnade keinen Unterschied. Gott ist nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden Gott. Im Messiasreich Jesu sind überhaupt alle jene Unterschiede aufgehoben, welche bisher den Menschen vom Menschen trennten. Weder Stand noch Geschlecht noch Geburt kann einen Vorzug des Einen, eine Zurücksetzung des Andern begründen. „In Christo Jesu ist weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib. Alle, so viele auf Christum getauft sind, haben Christum angezogen.“

Das war das Evangelium von dem „neuen Bunde in Christi Blut“, welches Paulus verkündigt: in den Formen des jüdischen Denkens das ewige Evangelium von der freien göttlichen Gnade als alleiniger Quelle des Heils, die Religion der Veröhnung und Erlösung, die an die Stelle der Gesetzesreligion tritt, die Religion des Geistes und der Freiheit, die keinen Heimathschein kennt, das innerliche Christenthum des mit Gott veröhnten Gemüths, für welches alle äußeren Unterschiede der Menschen verschwinden.

Aber dieses „Wort vom Kreuz“ war zum Prüfstein geworden, an welchem die Geister sich schieden.

Zu Antiochia waren die Dinge an jenem entscheidenden Wendepunkte angelangt, an welchem die Wege des Einen zur Rechten, die Wege des Andern zur Linken führten. Die alten Missionsgefährten Paulus und

Barnabas ziehen fortan jeder seine eigene Straße. Barnabas wendet sich in Gesellschaft seines Neffen Johannes Marcus, mit welchem Paulus nichts mehr zu thun haben mochte, nach Cypern und predigt dort das Evangelium unter Juden und Heiden wie zuvor, aber getreu den Grundsätzen, zu denen er sich in Antiochia bekannt: allen Extremen abhold, den Heiden freundlich und doch voll unerschütterlicher Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz; unter den Unbeschnittenen Proselyten für die Messiasgemeinde werbend und doch den Pflichten gehorsam, die dem Juden auch in seinem Verkehre mit Heiden auferlegt sind.

Dagegen wählt Paulus zu seinem Genossen den Silas, oder Silvanus, den einzigen gebornen Juden, der mit voller Entschlossenheit für die paulinischen Grundsätze eintritt und den Titus, jenen Heidenchristen, dessen Beschneidung er in Jerusalem den älteren Nazarenern so energisch verweigert hat. Später tritt noch Timotheus hinzu, der Sohn eines heidnischen Vaters und einer jüdischen Mutter, den Paulus nach der Apostelgeschichte „um der Juden willen“ beschnitten haben soll, der aber, wenn überhaupt beschnitten, ein schon früher zum Judenthum übergetretener Heide war, den Paulus darnach für den Messiasglauben bekehrt hatte. Von Andern, die wir nachmals in der Begleitung des Paulus finden, sind fast nur die Namen bekannt: Lukas, Demas, Epaphras, Trophimus, Tychikus u. s. w. Der Wichtigste von diesen ist Lukas, der zwar nirgends besonders hervortritt, aber jenen Reisebericht niederschrieb, dem wir einen großen Theil unsrer Kunde von dem äußeren Leben des Paulus verdanken.

Das Reiseziel des Paulus und seiner Genossen waren zunächst die älteren Gemeinden des kleinasiatischen Festlandes, die er theils allein, theils in Gemeinschaft mit Barnabas gestiftet hatte, in Syrien, Cilicien und Lykaonien. Von Lystra und Derbe, dem früheren Endpunkte der Mission, drang man diesmal kühner ins Innere ein, durchzog Phrygien und fastete dann in Galatien festeren Fuß. Von da sollte es weiter nach dem alten pergamenischen Reiche gehen. Hindernisse, in denen der Apostel den Willen des heiligen Geistes verehrte, erlaubten ihm die Ausführung seines Vorhabens nicht. So wendet er sich denn sofort nach der Küstenstadt Troas, dem Ueberfahrtspunkte nach Europa. Hier gesellte sich Lukas der Reisegesellschaft zu. Ein Traumgesicht entscheidet den Entschluß, übers Meer nach Macedonien zu fahren. Ein glücklicher Wind führt das Schiff hinüber; schon am folgenden Tage langte man in Philippi an, wo ein mehrwöchentlicher Aufenthalt die günstigsten Erfolge hatte. Eine jüdische Synagoge war nicht am Orte, sondern nur eine Gebetsstätte: die erste Gemeinde in

Europa bildete sich daher, wie es scheint, ausschließlich aus Heiden. Sie ist nach dem an sie gerichteten Schreiben in der paulinischen Brieffammlung auch diejenige gewesen, welche am treuesten in allen Wechselfällen bei dem Apostel aushielt. Von Philippi gings weiter auf der römischen Heerstraße über Amphipolis, Apollonia nach Thessalonich, wo ebenfalls die Gründung einer Gemeinde gelang. Die Predigt von der Aufhebung des Gesetzes scheint der Synagoge eine große Menge Proselyten abwendig^{*} gemacht zu haben; Grund genug für die Juden, einen Tumult anzustiften, und den Paulus zu verjagen, noch ehe er die Gemeinde fest zu gründen vermocht hatte. Fast überall wohin die Heidenboten kamen, hatten sie Aehnliches zu dulden. Aus den Synagogen ausgeschlossen, waren sie überall auf die Predigt in Privathäusern angewiesen, und konnten froh sein, wenn man sie wenigstens eine Zeit lang gewähren ließ. Nachdem sie in verschiedenen Städten Griechenlands vergeblich gepredigt, gelang es endlich in Korinth festeren Fuß zu fassen. Paulus fand hier Arbeit bei einem Landsmann und Handwerksgenossen Namens Aquila. Die anderthalb Jahre, welche er in Korinth verweilte, scheinen zu den ruhigsten Zeiten seines Lebens gehört zu haben. Auch hier predigte er zuerst in der Synagoge und gewann sogar den Synagogenvorsteher Krispus für das Evangelium; bald fand er es aber selbst gerathen, die Synagoge zu meiden und verlegte nun den Ort der gemeinsamen Zusammenkünfte in das Haus eines Proselyten, Titius Justus. Trotz der Versuche der Juden, seine Wirksamkeit zu stören, konnte er doch unangefochten seine Thätigkeit fortsetzen. Freilich war die Gemeinde, die sich um ihn sammelte, ein geringes Häuflein in der reichen und bevölkerten Handelsstadt: fast nur Sklaven, Freigelassene und Handwerker, zum Theil Leute, die er erst mühsam dem Schmutze des großstädtischen Lebens entzogen hatte, und deren sittliche Führung ihm auch in der Folgezeit viel Kummer machte.

Welche Umstände ihn bewogen, Korinth wieder zu verlassen, wissen wir nicht. Den nächsten Anlaß scheint die Ueberfiedelung Aquilas und seines Weibes Prisca nach Ephesus gegeben zu haben. Paulus entschloß sich, sie zu begleiten und seine früher gestiftete Gemeinde wieder aufzusuchen.

In der That war es hohe Zeit, daß Paulus sich um diese Gemeinden wieder kümmerte. Ein Besuch bei den galatischen Gemeinden, der in diese Zeit fällt, hatte ihm die traurigsten Erfahrungen bereitet. Während seiner Abwesenheit waren judenchristliche Missionäre angelangt und hatten eine überaus rührige Thätigkeit entfaltet. Mit Berufung auf die Autorität der älteren Apostel in Jerusalem hatte man das Ansehen des Paulus unter-

graben, seine apostolische Würde bestritten, sein ganzes Evangelium als ein unächtcs, mit dem geschichtlichen Christenthum unverträgliches hingestellt. Man hatte die Galater überredet, daß Paulus ihnen nur darum die Beschneidung nicht auferlegt, weil er ihnen das Vollbürgerrecht im Messiasreiche mißgönne. Man hatte, wiederum unter Berufung auf die Autorität der älteren Apostel, zu denen Paulus sich höchstens verhalte wie ein untergeordneter Gehilfe, die Beschneidung, die Speisegesetze, die Beobachtung der jüdischen Fasten und Festzeiten als nothwendige Bedingung der messianischen Seligkeit hingestellt.

Seit Paulus seine Galater nicht wiedergesehen, waren an zwei Jahre verflossen. Diese Zeit war lang genug, um das „andere Evangelium“ nach allen Seiten hin zu begründen. Es waren doch stattliche Gründe, welche auch die judenchristliche Richtung für ihre Sache aufzustellen hatte. Wenn sonst nichts, so mußte das Argument bei einfachen Leuten Eindruck machen, Paulus habe ja Jesum selbst niemals gesehen und könne doch nicht besser wissen, als dessen nächste Jünger und Apostel, wer der Messias gewesen, was er gelehrt, gethan und gewollt. Und wenn doch Paulus selbst für seine Lehre immer auf das Alte Testament verwies, so könnten sich ja die Galater selbst überzeugen, daß dieses von der Abschaffung des Gesetzes nichts wisse. Kurz, das andere Evangelium, welches die Ankömmlinge aus Jerusalem mitgebracht, fing an, den Galatern einzuleuchten. Ueberdies — bewies ihnen nicht die Strenge, mit welcher diese Prediger aus Jerusalem auftraten, daß sie es mit den sittlich-religiösen Forderungen an das Leben des Einzelnen weit ernster als Paulus nahmen? Wenn sie die Freiheit, welche dieser verkündigt, als eine Freiheit der Willkür hinstellten, die alle Zucht des göttlichen Gesetzes von sich wirft, so bedurfte es nicht vieler Ueberredungsgabe, um gerade den ernster gesinnten Theil der Zuhörer zu überzeugen, daß die rechte heilbringende Lehre nur auf ihrer, nicht auf des Paulus Seite war.

Kurz, als der Apostel zum zweiten Male nach Galatien kommt, fand er die Lage der Dinge merklich verändert. Die Entschiedenheit, mit welcher er den „Zirlehrern“ entgegentrat, fruchtete nichts: die alte Anhänglichkeit der Gemeinde wollte nicht wiederkehren. Als Paulus Galatien wieder verließ, nahm er den Eindruck mit, vergeblich gearbeitet zu haben. Und bald genug erreicht ihn die niederschlagende Kunde, daß trotz seiner nachdrücklichen Warnungen das Gemeindegelben ganz auf jüdischem Fuß eingerichtet worden sei.

Uebermannt von Schmerz und Entrüstung schrieb er seinen Brief an

die galatischen Gemeinden. Man fühlt es demselben an, wie er von der tiefsten Erregung des Gemüthslebens eingegeben ist.

„Paulus, Apostel nicht von Menschen noch durch Menschen, sondern durch Jesus den Christ und Gott den Vater, der ihn erweckt hat von den Todten, an die Gemeinden Galatiens. Mich wundert, daß ihr so schnell abfällt von dem, der euch in Christi Gnade berufen hat zu einem andern Evangelium; da es doch kein anderes gibt, es müßten denn einige sein, die euch aufregen und das Evangelium des Christ umstürzen wollen. Aber wenn auch ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündigte, als ihr empfangen habt, der sei verflucht.“

Und nun zeigt er ihnen, wie er unabhängig von den älteren Aposteln unmittelbar von Gott selbst zum Apostel berufen sei, wie er nicht von Menschen Belehrung angenommen, den Verkehr der älteren Apostel, von denen er angeblich Alles empfangen haben soll, was er weiß, vielmehr gemieden als gesucht habe: wie er an siebenzehn volle Jahre unabhängig von ihnen seinen Weg gegangen ist; wie er dann auf Gottes Geheiß wohl Jerusalem besucht hat, um ihnen sein Evangelium auseinander zu setzen, aber allen ihm gestellten Anmuthungen Widerstand geleistet und von den Säulenaposteln schließlich selbst die Anerkennung seines Berufes den Heiden zu predigen und die Unabhängigkeit seines Missionsgebietes erlangt hat; wie er später dem Petrus, als dieser nicht nach der Wahrheit des Evangeliums wandelte, ins Angesicht widerstanden, ihm seine Inconsequenz, sein Unrecht, seine Heuchelei zu Gemüthe geführt hat. Dasselbe Entweder — Oder was er damals dem Petrus gegenüber geltend gemacht hat, hält er jetzt den Galatern vor: entweder ergreifen wir die Gnade Gottes in Christus, und dann ist das Gesetz niedergerissen, wir dürfen also nicht wieder aufbauen; oder wir bleiben auf dem Gesetzeswege, dann werfen wir aber die Gnade weg, und Christus ist vergeblich gestorben.

„O ihr thörichten Galater“, fährt er fort, „wer hat euch bezaubert? Denen Christus doch vor die Augen gemalt worden ist als der Gekreuzigte? Nur das Eine will ich von euch hören: habt ihr den heiligen Geist aus Gesetzeswerken empfangen, oder weil ihr der Glaubenspredigt Gehör geschenkt? Seid ihr denn gar so thöricht? Was ihr im Geiste empfangen, wollt ihr jetzt im Fleische vollenden?“ Und weiter zeigt er nun, daß die Verheißung schon dem Abraham nur um seines Glaubens willen gegeben worden sei, nicht um der Gesetzesgerechtigkeit willen, die doch Niemand erreichen kann. Die Verheißung geht auf das Heil in Christus und ist älter als das Gesetz — das Gesetz ist nur ein Zuchtmeister auf Christus hin

für die Zeit der Unmündigkeit; nun der Glaube gekommen ist, sind wir vom Zuchtmeister frei, wie die Söhne des Hauses, die zu ihren Jahren gekommen sind. Alle jüdischen Satzungen, welche die Galater wieder auf-frischen wollen, er erklärt sie insgesammt für einen Rückfall in knechtisches Wesen, unverträglich mit der Geistesfreiheit, die ihnen in Christus zu Theil geworden ist. Die Knechte aber werden aus dem Hause des Vaters hinausgeworfen, da das Erbe nur den Kindern, den Freigebornen bereitet ist. „Bestehet also in der Freiheit, die euch Christus gebracht, laßt euch nicht wieder unter das Knechtsjoch bringen. Ich Paulus sage euch: wenn ihr euch beschneiden laßt, wird euch Christus nichts nützen; ich betheure es Jedem, der sich beschneiden läßt, daß er schuldig ist das ganze Gesetz zu halten. Losgekommen seid ihr von Christus, die ihr im Gesetze Gerechtigkeit sucht, herausgefallen seid ihr aus der Gnade!“

Wir wissen nicht, welchen Erfolg dieses Auftreten des Paulus gehabt haben mag, aber seine Gegner folgen ihm jetzt Schritt vor Schritt: überall suchen sie die Erfolge seiner Predigt zu untergraben.

In Ephesus, wo er seit einiger Zeit dauernd sich niedergelassen, erreichte ihn die Kunde von ähnlichen Störungen in Korinth. Die Verhältnisse lagen dort verwickelter als in Galatien. Ein alexandriniſcher Jude, Namens Apollos, welchen Paulus in Ephesus bekehrt, war vermuthlich mit Wissen des Apostels nach Korinth gekommen, um dort zu predigen. Seine glänzende Beredtsamkeit, das philosophische Gewand seiner Darstellung hatte Vielen imponirt: der neue Lehrer sagte ihnen besser zu als der alte; sie fanden seinen Vortrag interessanter, geistreicher, philosophischer als den paulinischen. Ein anderer Theil der Gemeinde gab doch dem Paulus den Vorzug: man fing an sich zu spalten in eine Pauluspartei und eine Apollospartei. Doch hätten diese Differenzen sich noch beilegen lassen: Apollos wirkte doch in demselben Sinne wie Paulus, und dieser konnte das Verhältniß selbst mit den Worten bezeichnen: „Paulus hat gepflanzt, Apollos hat begossen.“

Aber bald war auch noch eine andere Partei in Korinth hervorgetreten. Es waren Männer mit Empfehlungsbriefen — augenscheinlich von Jerusalem — nach Korinth gekommen, die auch hier das apostolische Ansehen des Paulus bestritten, und ihm „die großen Apostel“ gegenüber stellten. Bald gewannen sie Anhänger; die sich zu einer Petruspartei zusammenthaten, und die Autorität des Paulus verwarfen. Weiter scheint man in Korinth mit der Opposition gegen das paulinische Evangelium noch nicht gegangen zu sein. Man wagte es nicht, den lebenslustigen Griechen mit den strengen

Bestimmungen des Gesetzes beschwerlich zu fallen: man hätte fürchten müssen, durch unvorsichtigen Rigorismus den Anhang des Paulus wieder zu stärken. So hielt man also weislich mit seinen letzten Hintergedanken zurück. Desto eifriger wurden die inneren Unordnungen der Gemeinde benutzt, um Zwietracht zu säen, und die Autorität des Heidenapostels schrittweise zu untergraben.

Es gab eine ganze Reihe von Punkten, über welche man in der Gemeinde verschiedener Meinung war, und nach Art leichtbeweglicher Griechen eifrig hin- und herdisputirte. Schon die Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse war eine sehr entgegengesetzte. Während die Einen die christliche Freiheit als willkommenen Vorwand benutzten, um die den Griechen angeborene Leichtfertigkeit in geschlechtlichen Dingen mit einem schönen Namen zu schmücken, erklärten Andere auch die Ehe für unerlaubt. Auch über die Theilnahme an den heidnischen Opfermahlzeiten war Streit. Während die Einen auf ihre christliche Freiheit pochend, unbedenklich an den Tempelgelagen sich theilnahmen, scheuten die Aengstlichen sich sogar, Fleisch auf dem Markte zu kaufen, um nicht etwa unwissentlich Opferfleisch zu genießen. Auch in den Gemeindeversammlungen selbst ging es sehr unordentlich her. Frauen warfen die Schleier ab und ergriffen das Wort, Zungenredende erhoben ihre Stimme, geberdeten sich wie Wahnsinnige und schrien oft zu Dreien oder Vieren durch einander; und versammelte man sich dann bei den Liebesmahlen, um des Todes Christi zu gedenken, so schwelgten die Vermögenden von den mitgebrachten köstlichen Speisen, während die Armen daneben saßen und zusehen mußten.

Man sieht, wie wenig diese Gemeinde von einem ernstern Geiste der Frömmigkeit erfüllt war. Man hielt sich an die Außenseite des Christenthums, an den Schein, statt an das Wesen. Disputirt ward unermüdlich, meist über Dinge, die dem religiösen Leben als solchem fern lagen: über die Vorzüge der Predigtweise des Paulus oder des Apollos, über den Unterschied des paulinischen und des petrinischen Evangeliums, über das Recht des Paulus, sich Apostel zu nennen. Ganz besonders aber wollte der griechische Vorwitz den Schleier der Zukunft lüften, über die Schicksale der Todten, über die Zukunft des Messiasreichs Näheres wissen. Die Einen ließen aus Sorge für das Geschick theurer Verstorbener auf deren Gräbern sich taufen, um auch ihnen die Theilnahme am Messiasreiche zu sichern; dagegen spotteten Andere über die Todtenauferstehung als über einen närrischen Wahn und wieder Andere disputirten sehr angelegentlich über die Beschaffenheit der Leiber, mit denen die Auferstandenen angethan sein würden.

Eine Gemeinde wie diese mußte dem Apostel auch in der Ferne viel Mühe machen; sie war aber auch ein fruchtbarer Boden für alle möglichen Parteintriguen. Im Anfange wurde Paulus über allerlei Streitfragen in der Gemeinde brieflich befragt; mündliche Nachrichten, welche ihm reichlich zufließen, hielten ihn überdies in steter Kenntniß von dem was geschah. So richtete er denn noch von Ephesus aus zwei Sendschreiben an die korinthische Gemeinde, von denen das eine verloren, das zweite unter dem Namen des ersten Briefs an die Korinther auf uns gekommen ist. Alle einzelnen Uebelstände und Mißbräuche werden der Reihe nach vom Apostel besprochen: vor Allem mahnt er zur Friedfertigkeit und zur brüderlichen Liebe. Aber es sollte noch ärger kommen.

Inzwischen war Paulus mit wenigen Unterbrechungen über zwei Jahre in Ephesus thätig gewesen. Es hatte sich ihm dort, wie er schreibt, eine große Thür für das Evangelium aufgethan. Drei Monate predigte er in der Synagoge, dann siedelte er in das Local eines gewissen Tyrannus über, der eine Rhetorenschule hielt. Die Erfolge seiner Wirksamkeit hat die Apostelgeschichte wieder aufs Anschaulichste ausgemalt. Zuletzt war es wieder ein Volksauflauf, der ihn zur Weiterreise nöthigte. Nach der Apostelgeschichte fand sich ein dortiger Silber Schmidt Alexander, welcher kleine Modelle des Artemistempels verfertigte, durch die zahlreichen Heidenbekehrungen in seinem Erwerbe geschädigt, und erregte im Theater einen Tumult, bei welchem Paulus selbst in Lebensgefahr gerieth. Wie dem auch gewesen sein möge, der Apostel entschloß sich jetzt einen längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen, seine macedonischen und griechischen Gemeinden wieder zu besuchen, und dann mit einer allmählich angesammelten stattlichen Collecte für die armen Christen Palästinas persönlich sich nach Jerusalem zu begeben.

Nach mannichfacher Verzögerung und Veränderung des Reiseplans brach Paulus endlich im Frühjahr 58 von Ephesus auf. Schwere Drangsal hatte ihn noch in Asien dem Tode nahe gebracht. Aber schmerzhafter noch war dem Paulus die Kunde von der Wirkung seines letzten Briefes nach Korinth. Anstatt daß die Parteiungen auf seine Mahnung hin unterdrückt, die Anklagen gegen seine Person zum Schweigen gebracht worden wären, war der Zwiespalt in der Gemeinde erst recht ausgebrochen. Eine strenge Verfügung, welche der Apostel in einem speciellen Falle schriftlich erlassen hatte, hatte Anlaß zu Mißvergnügen und Widerspruch gegeben, und bot nun der judaisirischen Partei den längst gesuchten Hebel, welchen sie einsetzte, um den Paulus ganz aus seiner noch immer angesehenen Stellung in der

Gemeinde hinauszumerfen. Man fand den strengen Ton seines Briefs unvereinbar mit der Art seines persönlichen Auftretens; sein mehrfach gefaßter und immer wieder aufgegebenener Reisevorschlag ward dahin gedeutet, er fürchte sich nach Korinth zu kommen und den Gegnern ins Angesicht zu sehen. War einmal die persönliche Würde des Apostels angetastet, so konnte man auch für die Angriffe auf seine apostolische Machtvollkommenheit ein günstiges Gehör erwarten. Wie aus verschiedenen Stellen des zweiten Briefes hervorgeht, concentrirte sich auch in Korinth die Anklage darauf, daß Paulus Apostel sein wolle, ohne doch mit Christus in persönlichem Verkehr gestanden zu haben. Dagegen beriefen sich seine Gegner nicht bloß auf die Autorität der älteren Apostel, sondern auch darauf, daß sie selbst Jesum noch persönlich gekannt hätten, also besser über ihn Bescheid wüßten als Paulus. Mit Nachdruck nannten sie sich solche, welche dem Christus persönlich angehörten, während Paulus sich nur auf Visionen von sehr zweifelhaftem Werthe berufen könne. Und jetzt scheint man auch dazu fortgeschritten zu sein, die Herrlichkeit des mosaischen Gesetzes, welche Paulus verdunkelte, den Bund mit den Vätern, den er für abgethan erkläre, recht nachdrücklich hervorzuheben. Von dem Allem, hieß es, will er nichts wissen, nur um seine eigene Person zu erheben: Eitelkeit, Anmaßung und Ruhmredigkeit ist der Grundzug seines Wesens.

Paulus hatte auf die erste Kunde von diesen Dingen den Titus nach Korinth vorausgeschickt und in Troas seine Zurückkunft erwartet. Sein Ausbleiben dauerte dem Apostel zu lange: in der Unruhe seines Herzens setzte er nach Macedonien über, wo endlich Titus wieder mit ihm zusammentrifft. Die Nachrichten lauteten nur theilweise befriedigend. Die größere Mehrheit der Gemeinde hatte sich gegen den Apostel ergeben gezeigt, aber die Gegner traten täglich kühner auf und bei der Wankelmüthigkeit des griechischen Geistes war auch auf die Treue der Masse kein Verlaß. So sendet denn Paulus einen abermaligen Brief nach Korinth, um seine Ankunft vorzubereiten. Derselbe ist ebenso wie der an die Galater in äußerst bewegter Gemüthsstimmung geschrieben: der Hauptpunkt ist, die Herzen der Korinther zu gewinnen und die Angriffe seiner Gegner zu entwaffnen. Fast den größten Theil des Schreibens füllt eine Apologie seiner Person, untermischt mit oft sehr heftigen Ausbrüchen seines Unmuthes über seine Gegner. Ihren Empfehlungsbriefen gegenüber beruft er sich auf die Stiftung der korinthischen Gemeinde selbst, diese sei sein lebendiger Empfehlungsbrief. Ihrem Gewichtlegen auf ihren äußeren Zusammenhang mit Jesus stellt er seine geistige Gemeinschaft mit dem Herrn, die Wunder

und Zeichen, die Gott durch ihn vollbracht, dem vergänglichen Buchstaben, an welchem sie festhalten, das Evangelium des Geistes und der Freiheit gegenüber. Der Herr ist der Geist und hat den Dienst des Geistes ans Licht gebracht, während der Dienst des Buchstabens mit Christus ein Ende hat. Und wie er diesen Herrn nur dem Geiste, nicht dem Fleische nach kennen will, so beruft er sich nicht bloß auf die ihm zu Theil gewordenen Gesichte und Offenbarungen, sondern auch und mit besonderem Nachdruck auf seine Uneigennützigkeit, die lieber Tag und Nacht harte Handarbeit thut, als den Gemeinden mit dem eigenen Lebensunterhalte beschwerlich zu fallen, auf die Mühen, Arbeiten, Gefahren und Leiden, die er in seinem Dienste getragen hat, auf ein Leben, welches Tag für Tag dem Tode ins Angesicht schaut und dem die Gegner nichts Gleiches gegenüberzusetzen haben. Das Alles ist ihm Legitimation genug für seine apostolische Sendung. „Mag man's versuchen, euch einen anderen Jesus und ein anderes Evangelium zu verkündigen und euch einen andern Geist mitzutheilen, als den ihr empfangen habt — ich meine doch in Nichts zurückzutreten hinter den übergroßen Aposteln. Mag ich ein Idiot in der Rede sein, in der Erkenntniß bin ich es nicht.“ Die Versuche der Gegner, die Gemeinde von ihm abwendig zu machen, vergleicht er mit den listigen Anschlägen der alten Schlange: er giebt ihnen den Vorwurf reichlich zurück, nur die eigene Ehre zu suchen; ja er überhäuft sie mit noch weit härteren Anklagen: falsche Apostel sind sie ihm, betrügerische Arbeiter, Diener des Satans, die sich in Diener der Gerechtigkeit umwandeln möchten, wie ihr Herr und Meister in einen Diener des Lichts.

Einige Zeit nachher kommt Paulus endlich selbst nach Korinth und bringt hier den Winter zu. Sein letzter Brief scheint nicht spurlos vorübergegangen zu sein: Beweis dafür ist die milde und versöhnliche Stimmung, in der wir den Apostel jetzt finden. Vielleicht, daß das persönliche Zusammentreffen mit manchem seiner Widersacher ihn überzeugt hat, daß doch auf der gegnerischen Seite nicht lauter Bosheit und Erbarmlichkeit war, sondern eine in ihrer Art sehr ernstliche Frömmigkeit, wenngleich, wie der Apostel urtheilen mußte, ein Eifer mit Unverstand.

Während seines Winteraufenthaltes beschäftigte ihn besonders die lange vorbereitete Sammlung für die Christen in Jerusalem. Er wollte sie persönlich überbringen, um seinen Volksgenossen einen sprechenderen Beweis seiner unveränderten Liebe und Treue zu geben: aufs Angelegentlichste hat er sie in allen seinen Gemeinden betrieben.

Daneben bewegte ihn noch ein anderer, weitaussehender Plan. Von

Jerusalem wollte er nach Rom, um in der Welthauptstadt das Evangelium zu verkünden. Er hätte geglaubt, seinen Beruf als Heidenapostel nicht völlig erfüllt zu haben, wenn er nicht auch noch versucht hätte, dem Volke der Römer zu predigen. Aber in Rom bestand bereits eine Christengemeinde, und zwar, wie er wußte, zählte dieselbe größtentheils gläubige Juden zu Gliedern. Wie leicht konnten ihm nicht auch dort Hindernisse ganz ähnlicher Art, wie er sie bisher erfahren, in den Weg gelegt werden! So entschloß er sich denn, seine Ankunft vorzubereiten durch ein ausführliches Sendschreiben, in welchem er den ganzen Inhalt seines Evangeliums in der versöhnlichsten Form, aber so klar und vollständig als möglich auseinanderlegte. Der Hauptinhalt dieses Briefes an die Römer ist in den elf ersten Capiteln entwickelt. Wir kennen die Gedankenreihen schon, in welchen sich der Apostel bewegt. Ausgehend von der gleichen Sündhaftigkeit Aller, der Heiden wie der Juden, zeigt er, wie den Juden ihr Gesetz nichts genügt, weil sie es doch nicht zu halten vermochten. Auch die Verheißungen, die Gott ihnen gegeben, und die Beschneidung begründen keinen Vorzug: jene nicht, weil das Volk durch seinen Ungehorsam vielmehr den Drohungen desselben Gottes anheimgefallen; letztere nicht, weil sie überhaupt nicht den Sinn hat, den das Volk ihr beigelegt. Zwischen Juden und Heiden ist also kein Unterschied: beide sind in derselben Verdammniß ohne die Gnade. Eben darum macht nun aber auch die Gnade keinen Unterschied zwischen beiden. Diese Gnade ist im Kreuzestod Christi offenbar und wird allein im Glauben ergriffen. Während das Gesetz das Heil nicht bewirken kann, gewinnen es die Gläubigen durch Zurechnung des Glaubens zur Gerechtigkeit: ganz ebenso wie einst von dem Einen Adam her die Sünde und der Tod auf alle Menschen übergegangen ist, so geht jetzt von dem Einen Jesus Christus die Gerechtigkeit und das Leben auf sie über. Und nun zeigt der Apostel weiter, wie dieses Glaubensevangelium die sittlichen Anforderungen des Gesetzes nicht aufhebt, wie es für die Gläubigen vielmehr geradezu eine Unmöglichkeit ist, noch länger in Sünden zu leben. Gerade unter dem Gesetz kommt der Mensch bei allem redlichen Streben nach dem Guten von der Knechtschaft unter der Sünde nicht los: vielmehr giebt erst die Gemeinschaft mit Christus die Kraft, die Gebote Gottes wirklich zu erfüllen. Die durch die Taufe auf Christus dem Gesetze Gestorbenen sind durch den Geist Christi zu einem neuen Leben erweckt: der Geist des Sohnes, der ihnen innerlich ihre Gemeinschaft mit dem Vater bezeugt, der ist's auch, der sie stark macht, dem Gesetze Gottes zu gehorchen und die Werke des Leibes zu tödten. „Wer will also die Erwählten Gottes noch

anklagen? Gott selbst ist's, der sie gerecht spricht. Wer will sie verurtheilen? Christus ist da, der Gestorbene und Auferstandene, der zur Rechten des Vaters Erhöhte: dieser tritt auch für uns ein."

Und nun sucht er zuletzt die Bedenken der Judenchristen über die Hinfälligkeit der dem Volke gewordenen Verheißungen zu entkräften. Mit Gott zu hadern, hat kein Mensch ein Recht. Gott begnadigt wen er will und verwirft wen er will. Wenn aber die Juden verworfen, die Heiden berufen werden, so liegt dies darin, daß jene ungläubig, diese aber gläubig sind. Dennoch aber bleiben auch so noch die dem Volke Gottes gegebenen Verheißungen bestehen. Ein kleiner Theil des Volkes, der eigentliche Kern desselben, ist ja wirklich gläubig geworden: an ihm wenigstens werden die Verheißungen Gottes wahr. Und wenn es jetzt scheint, als wären die Anderen verworfen, so hat Gott in seiner überschwenglichen Weisheit doch ein Anderes im Sinn: durch die Befehrung der Heiden will er die Juden zur Buße leiten und dadurch seine Verheißungen zuletzt doch noch an Allen erfüllen.

In diesem milden, versöhnlichen Geiste schickt sich Paulus endlich, im Frühjahr 59, zur Reise nach Jerusalem an. Die Einzelheiten der Reise übergehen wir: wir besitzen darüber einen ebenso ausführlichen als interessanten Bericht aus der Feder eines seiner Gefährten, des Lukas.

Leider war der Erfolg ein anderer, als der Apostel gehofft. Die Judenchristen Jerusalems waren alle leidenschaftliche Eiferer um das Gesetz: sie konnten dem Paulus seinen Abfall von Moses niemals verzeihen. In welchem gehässigen Sinne man selbst die Liebesgabe deutete, welche er überbracht, geht aus einer Erzählung hervor, welche freilich in umgewandelter Gestalt auch in unsere Apostelgeschichte Eingang gefunden hat. In der späteren judenchristlichen Sage erscheint Paulus unter dem Bilde jenes Magiers Simon, welcher die Gabe den heiligen Geist zu verleihen, d. h. die apostolische Machtvollkommenheit, mit schnödem Golde zu erkaufen suchte. „Zum Satan mit deinem Golde!" war die Antwort des Judenchristenthums.

Diese Erzählung mag sich erst später gebildet haben: aber jedenfalls war die Stimmung in Jerusalem gegen Paulus eine äußerst gereizte. Wenn Jakobus und die dortige Gemeinde auch nicht geradezu mit den ungläubigen Juden gemeinsame Sache machten, so hoben sie doch nicht die Hand auf, den Apostel zu retten. Bei einem Auslaufe im Tempel gefangen genommen, verdankte er seine Errettung von einem gegen ihn angezettelten Mordanschlag nur dem Einschreiten der römischen Obrigkeit. Der römische

Procurator Felix hielt ihn, in der Hoffnung auf ein stattliches Lösegeld, zwei Jahre lang in Cäsarea gefangen. Sein Nachfolger Porcius Festus schickte ihn endlich nach Rom, weil er als römischer Bürger an den Kaiser appellirt hatte. Nach langer, stürmischer Seefahrt kam er im Frühjahr glücklich in der Welthauptstadt an — aber in Fesseln.

Die Apostelgeschichte schließt mit der Angabe, daß er noch zwei Jahre hindurch obwohl ein Gefangener doch das Evangelium frei habe predigen dürfen. Er erlangte die Gunst, unter Bewachung eines Soldaten eine eigne Miethswohnung zu beziehen, wol in der Nähe der seit Tiberius eingerichteten Kaserne der Prätorianer, am Nordostende der heutigen Stadt. Hier durfte er unbehelligt Besuche empfangen. Daß er nicht umsonst gewirkt, zeigen noch manche grade an diesen Stadttheil sich anknüpfende Reminiscenzen, die freilich durch die später aufgekommene Sage sämmtlich für Petrus in Beschlag genommen worden sind.¹⁾ Vom Judenviertel jenseit des Tiber war dieser Schauplatz der paulinischen Heidenmission durch die ganze Breite der volkreichen Stadt und den dazwischenfließenden Strom getrennt.

Das weitere Geschick des Apostels ist in Dunkel gehüllt. Die Annahme einer Befreiung des Paulus aus der Gefangenschaft, auf welche noch mehrjährige Missionsreisen, eine zweite römische Haft und zuletzt der Märtyrertod gefolgt sein soll, beruht nicht auf Ueberlieferung, sondern auf bloßer Vermuthung. Nach der wahrscheinlichsten Zeitrechnung fällt das Ende jenes zweijährigen Wirkens in Rom, mit welchem die Apostelgeschichte abbricht, grade zusammen mit der neronischen Christenverfolgung (Sommer 64). Dieser aber ist der Apostel nach der einstimmigen Ueberlieferung des kirchlichen Alterthums zum Opfer gefallen.

Auch die Briefe aus der Gefangenschaft geben — selbst abgesehen von der Frage nach ihrer Echtheit — keine näheren Aufschlüsse. Sie entwerfen nur ein ergreifendes Bild von der Einsamkeit und Verlassenheit des Apostels, und von der Betrübniß, die seine judaistischen Gegner auch noch dem um Christi Willen in Banden geschlagenen Manne bereiten.

Wenn wir stehen bleiben bei der Betrachtung des äußern, unmittelbar nächsten Erfolgs, so war Paulus im Kampfe mit seinen Gegnern erlegen. Aller Orten erhob das Judenthum triumphirend sein Haupt. Dem Manne, der ohne Ruhmredigkeit von sich sagen durfte, daß er mehr gearbeitet

¹⁾ Vgl. Holtzmann, die Ansiedelung des Christenthums in Rom. Ein Vortrag. Geyer's Monatsblätter, Mai 1869.

habe als Alle, wurde selbst die Ehre entrißen, das Evangelium vom Kreuze in die Heidenländer getragen zu haben. In der Tradition der nächsten Folgezeit steht Paulus wie ein Geplündelter da: die Hauptsitze seiner Thätigkeit, Antiochia, Ephesus, Thessalonich, Korinth und Rom werden Anderen zugewiesen, während seine eigne Wirksamkeit mit Stillschweigen begraben wird. In Kleinasien geräth die paulinische Vergangenheit der Gemeinden zu Gunsten des Johannes und Philippus völlig in Vergessenheit; und der Geist der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in jenen Gegenden herrscht, bildet einen sehr scharffen Gegensatz zu der Geistigkeit und dem idealen Schwunge des paulinischen Evangeliums. Auch Thessalonich wird für Johannes, Korinth bald für diesen, bald für Petrus requirirt; für Petrus außerdem Antiochia, und vor Allem Rom. Hier soll Petrus, der wahre Heidenapostel, seine Kämpfe mit dem falschen Apostel siegreich beendet, den Gegner, der sich vermaß gen Himmel zu fliegen, durch sein Fluchgebet aus lustiger Höhe herabgestürzt haben. Ja selbst die von der Sage gemeldete Uebersiedelung des Apostelfürsten aus der Judenstadt in Trastevere nach dem Hause des Senators Pudens im vicus Patricius ist nichts als ein zu Gunsten des Petrus an Paulus begangener Raub.

Auf den ersten Blick erscheint diese Zurückdrängung des Paulus in der Tradition als ein Räthsel. Hat nicht die Kirche das geistige Erbe des Heidenapostels sich angeeignet, indem sie täglich festeren Fuß in der Heidenwelt faßte, während die Masse der Juden den Messiasglauben verwarf? Und ist es nicht in der Folgezeit immer nur ein kleines Häuflein fanatischer Eiferer gewesen, welches den geborenen Heiden die Beschneidung und damit das ganze Ritualgesetz aufnöthigen wollte?

Allerdings, wenn man als Merkmal des Judenthums nur diese einzige Forderung gelten läßt, so wäre freilich der Sieg des Paulus schon bei seinem Tode entschieden gewesen. Aber die Geltendmachung der ganzen Strenge des mosaischen Gesetzes ist nur die letzte Consequenz einer Grundanschauung gewesen, die je nach der veränderten äußeren Lage die mannichfaltigsten Stellungen zuließ. In seiner ganzen Tiefe erfasst, betraf der Kampf, welcher damals in der Urkirche geführt wurde, nichts Geringeres, als dieselben großen Gegensätze, von denen die Christenheit noch heutigen Tages bewegt wird. Es war der Kampf zwischen dem Christenthume des Geistes und dem Christenthume des Buchstabens, zwischen dem ewigen geistigen Gehalte der christlichen Religion, welcher über jede zeitliche Form derselben immer wieder herauswächst und dem geschichtlichen Rechte der bestehenden traditionellen Formen des Glaubens.

Der unbefangenen Gesichtsbetrachtung ziemt es, in jenem großen Kampfe, den der Heidenapostel mit dem Judenthume zu führen hatte, auch das Recht des letzteren zu bedenken.

Das Christenthum war geschichtlich aus dem Judenthume hervorgegangen. Der Vorstellungskreis, in welchen der neue religiöse Gehalt des Christenthums zuerst sich hineinlegte, war der des Alten Testaments. Auch des Paulus eignes Denken bewegte sich noch ganz in jüdischen Formen. Wenn er seine jüdenchristlichen Gegner bekämpft, so bestreitet er sie mit den Waffen pharisäischer Dialektik; wenn er die Abschaffung des mosaischen Gesetzes durch das Kreuz Christi verkündigte, entlehnt er seine Beweismittel, seine Darstellungsform, ja selbst die Begriffe, die er zum Aufbau seines Systems verwendet — den Gottesbegriff, die anthropologischen und psychologischen Vorstellungen, den Unterschied des himmlischen und des irdischen Menschen, die Sühnopferidee, den Gedanken einer Zurechnung fremden Verdienstes wie fremder Schuld —, theils dem Alten Testamente theils der jüdischen Theologie seiner Zeit. Auch jener der alten Weltanschauung überhaupt eigne strenge Supranaturalismus, mit seiner farbenreichen Veranschaulichung geistiger Vorgänge in der Form einer übernatürlichen Geschichte, die zwischen Himmel und Erde spielt, trägt bei ihm das eigenthümliche Gepräge des jüdischen Bewußtseins, das Alles auf den Gegensatz zwischen Gott und dem Satan, zwischen himmlischen und dämonischen Mächten, zwischen der gegenwärtigen und der künftigen Weltperiode, dem Reiche Satans und dem nahe bevorstehenden Messiasreiche bezieht. In allen diesen Stücken steht der Apostel mit seinen Gegnern durchaus auf gemeinsamem Boden. Vor allem aber ist beiden Theilen der Glaube an die Offenbarung Gottes im Alten Testamente gemeinsam, in der Form, wie ihn das damalige Judenthum ausgeprägt hatte, die Voraussetzung einer schlechthin wunderbaren Eingebung der heiligen Urkunden durch den göttlichen Geist und als Folge davon die unbedingte Autorität des alttestamentlichen Schriftworts.

Aber grade die geschichtliche Offenbarung im Alten Testament schien ja zu der paulinischen Theologie in einem unlöslichen Widerspruche zu stehen. Seine Lehre kündigte dem Gesetze Gottes, also grade dem Hauptinhalte der Schrift, einfach den Gehorsam auf; sie hob die klaren und deutlichen Gottesprüche bei Seite, welche das messianische Erbe dem Volke Israel verheißten und diese Verheißung an die Erfüllung des Gesetzes knüpfen. Die künstliche, oft gewaltsame Weise, mit welcher er den einfach geschichtlichen Sinn der Schriften hinwegklärt, um die Aufhebung des Gesetzes aus dem Gesetze selbst zu erweisen, konnte keinen Judenthümer

überzeugen. Er mußte doch selbst zugeben, daß das Gesetz die Seligkeit an die Erfüllung seiner Gebote knüpft, und dennoch lehrte er wieder, die Gerechtigkeit komme aus dem Glauben, nicht aus dem Thun. Er mußte einräumen, daß Israel die Verheißungen Gottes empfangen habe, und doch erklärte er sie wieder für hinfällig. Wenn er „Abrahams Samen“ jetzt von dem Messias, jetzt wieder von allen Gläubigen aus den Heiden so gut wie aus den Juden, die aus dem Vaterhause ausgestoßenen Nachkommen der Hagar dagegen von dem Volke Israel verstand, das seine Abkunft ja grade nicht von Hagar, sondern von Sarah ableitete, wenn er die Decke auf dem Angesichte des Moses als Symbol für die dem Volke verdeckte Vergänglichkeit der israelitischen Religion nahm, in dem Fluch, den das Gesetz über den Uebertreter verhängt, einen Beweis dafür sah, daß das Gesetz gar nicht Segen zu spenden bestimmt sei, oder die Gesetzesbestimmung, welche das Weib an den Gatten bindet so lange er lebt, dazu benutzte, um mit ihr die Abschaffung des Gesetzes für alle auf Christi Kreuz Getauften zu begründen — so konnten judenchristliche Hörer in dem Allem nur einen leichtfertigen Versuch sehen, den klaren, unmisverständlichen Sinn des Gesetzes in sein directes Gegentheil umzudeuten. Möchte immerhin die Methode der sogenannten „geistigen“ Schriftauslegung längst in den jüdischen Schulen geübt worden sein: stichhaltig erschienen dergleichen Deutungen doch immer nur dem, der von dem zu Beweisenden schon vorher überzeugt war. Allerdings fiel schon den ersten Nazarenern die Aufgabe zu, zwischen der alttestamentlichen Offenbarung und dem neuen Messiasglauben durch ähnliche Auslegungskunst zu vermitteln. Aber sie hatten nur das Aergernis des Kreuzes hinwegzuschaffen, den leidenden und sterbenden Messias in den Schriften wiederzufinden: um diese Kreuzespredigt zu rechtfertigen, bedurfte es für sie nicht der von Paulus angestellten Reflexionen. Ihre eigne Deutung des Kreuzestodes stand nicht, wie die paulinische, mit dem religiösen Bewußtsein Israels in unversöhnlichem Widerspruch; und sie meinten damit doch keineswegs, die Gnade Gottes in Christo freventlich von sich zu stoßen.

Unstreitig ist die paulinische Anschauung in der Consequenz des christlichen Princips besser begründet. Aber man muß es heute offen gestehen: das Streben, das Gesetz durchs Gesetz selbst zu bekämpfen, war ein unmögliches. Es blieb ein Widerspruch, die göttliche Autorität der alttestamentlichen Urkunden stehen zu lassen und doch den geschichtlichen Sinn derselben zu verwerfen, aus jenen Schriften als aus Gottes Wort seine Beweise zu nehmen, und doch zugleich alles das für aufgehoben zu erklären, was

ihrem Inhalt seinen eigenthümlichen, religiösen und nationalen Charakter gab.

Die Stärke des paulinischen Evangeliums lag nicht in diesen künstlichen Beweisen aus dem Gesetz. Auch war Paulus selbst nicht durch Gesetzesstudium zu dem gekommen, was in seiner Lehre das Wesentlichste ist. An die geschichtliche Form der alttestamentlichen Gottesoffenbarung gehalten, ist die urapostolische Gesetzespredigt gegen die paulinische Glaubenspredigt im Recht. Aber wie sich hinter die Treue gegen die Religionsform der Väter schon bei den älteren Aposteln, ob auch ihnen selbst unbewußt, ein neuer, unendlich reicher geistiger Gehalt, der die alten Formen sprengen mußte, verbirgt, so kleidet sich umgekehrt für Paulus das neue Heil, dessen begeisterter Herold er ist, wieder in die alten Kategorien des jüdischen Denkens. In Form dogmatischer Reflexionen, die dem Judenthum entlehnt sind, vollzieht sich der gewaltigste Umschwung des religiösen Bewußtseins überhaupt, die Erhebung des Geistes von dem gesetzlichen äußerlichen Verhältnisse zwischen Mensch und Gott zu der Gewisheit der Versöhnung, der Gotteskindschaft, der beseligenden Gegenwart des göttlichen Geistes im Gemüth.

Die Consequenzen, bei denen das paulinische Denken anlangte, haben das fromme Gefühl der ersten Nazarener bis ins Mark hinein verlegt. Allezeit haben die, deren Frömmigkeit sich noch ganz in den altväterlichen Vorstellungsformen bewegt, einen Angriff auf diese Formen zugleich als einen Angriff auf den darin niedergelegten religiösen Gehalt, als einen frevelhaften Versuch empfunden, ihnen das zu rauben, was ihrem Herzen das Theuerste, das Heiligste, das Gewisseste war. Und das religiöse Gefühl eines Jüdenchristen empörte sich gegen die neue Lehre nur um so mehr, je augenfälliger der Widerspruch war, in welchem dieselbe mit dem, was sie selbst von den alten Autoritäten und Vorstellungsformen stehen lassen mußte, gerieth.

Ja auch sein sittliches Gefühl empörte sich dagegen. Wenn Paulus vom Gesetze spricht, pflegt er ebenso wenig wie seine Gegner zwischen Moralgesetz und Ritualgesetz ausdrücklich zu unterscheiden. Die Abschaffung des Gesetzes, die er verkündet, bezieht sich zunächst auf die ceremoniellen Bestandtheile desselben; sie bezieht sich aber weiterhin auch auf das ganze äußerliche Verhältniß eines positiven Gebots zum sittlichen Willen des Ich, auf jenes von Außen her dem Menschen gebietende: Du sollst! und auf den Verdammungspruch, den die mosaische Gesetzgebung über den Uebertreter verhängt. Gerade diese letztere Seite aber hat Paulus im Sinn, wenn er den

Zustand unter dem Gesetz als einen Zustand der Knechtschaft darstellt, von welcher uns Christus befreit habe. Aber diese Freiheitspredigt hatte doch eine sittlich sehr bedenkliche Seite. Wohin sollte es führen, wenn jetzt so ohne Weiteres die Freiheit vom Gesetz proclamirt wurde? Die Briefe des Paulus zeigen, wie oft diese Einwendung gegen ihn erhoben wurde. Hat Christus uns frei gemacht vom Gesetz, so wäre er ja ein Diener der Sünde! Und nun gar diese Lehre von der Gnade, welche sich grade durch die Sünde der Menschen am mächtigsten erwiesen haben soll. Sind wir unter der Gnade und nicht mehr unter dem Gesetz, so gelten auch die sittlichen Anforderungen des Gesetzes nicht mehr, ja wir mögen frisch drauf los sündigen, damit die Gnade sich noch mächtiger erweise. Ganz dasselbe Bedenken lehrte von einer anderen Seite gegen die Lehre wieder, daß nur der Glaube rechtfertige, nicht aber die Werke. Die Erwiderung des Judenthums lesen wir im Briefe des Jakobus: Der Glaube ohne Werke ist todt. Abraham unser Vater ist nicht durch den Glauben gerecht geworden, sondern erst die Werke haben seinen Glauben vollkommen gemacht. „Zeige mir deinen Glauben ohne die Werke; ich will aus den Werken meinen Glauben dir zeigen.“

Was hatte Paulus gegen diese wuchtigen Einwürfe zu erwidern? Er setzt ihnen die Lehre gegenüber, daß der Gläubige mit dem Gesetze zugleich der Sünde gestorben sei, daß er an ihr überhaupt keinen Theil mehr habe. An die Stelle der Gesetzesherrschaft ist ihm die Freiheit der Kinder Gottes getreten, die alles was Gottes Gesetz von dem Menschen verlangt, ohne äußern Zwang freiwillig erfüllen, weil der Geist Gottes in ihnen wohnt und sie zu allem Guten treibt. Mit Entrüstung weist er die Mißdeutung seiner Worte zurück, als sei nun jeder sittlichen Zügellosigkeit Thor und Kiegel geöffnet. Und auf dem Standpunkt idealer Betrachtung hatte er wiederum Recht. Seine Lehre von dem göttlichen Geiste, der in dem Gläubigen Wohnung macht und den alten sündigen Menschen in ihm ertödtet, ist das Großartigste und Tieffinnigste in seiner ganzen Theologie. Der religiöse Gedanke des Christenthums steht hier auf dem Punkte, seine letzten Konsequenzen zu ziehen und die dem Judenthum entlehnte dogmatische Hülle völlig zu durchbrechen. Die Erscheinung Christi im Fleische erscheint auf diesem Standpunkte als das Eintreten eines neuen, vom Geiste Gottes erfüllten Lebens in die Menschheit, die Erlösung nicht mehr als eine äußere Schuldtilgung durch Christi reinigendes Blut, sondern als Vernichtung der Macht der Sünde im Fleische, die Rechtfertigung nicht mehr als Zurechnung fremden Verdienstes, sondern als Zueignung des Geistes der Kind-

schaft bei Gott, der Glaube nicht mehr als Geschichtsglaube, sondern als Herzenshingabe an Gottes versöhnende Gnade, der Geist Gottes, der in den Gläubigen lebt, nicht mehr als eine bloß über den Menschen gekommene Wunderkraft, sondern als ein neues, dem himmlischen Vater und dem Herrn Jesus Christus, welcher selbst der persönliche Geist ist, wesensverwandtes, von allem Schmutze des Irdischen freies Ich.

Aber zu dieser idealen Anschauung von der Freiheit der Kinder Gottes stand doch die Wirklichkeit oft im grellsten Contraste. Wenn doch die Erfahrung grade in den paulinischen Gemeinden zeigte, wie oft diese Freiheit zum Dienste des Fleisches misbraucht wurde, so mußten ernste Judenchristen die Köpfe schütteln zu einem Evangelium, das doch den nächsten Anlaß zu diesem Unfuge gegeben hatte. Möchte Paulus selbst auch noch so entrüstet von solchem Treiben sich abwenden, möchte er noch so ernstlich seine Gemeinden ermahnen, diese neue Freiheit in Christo nicht zum Deckmantel sinnlicher Gelüste zu nehmen, so scheinen doch solche Vorfälle, von denen er selbst gesteht, sie seien sogar unter Heiden unerhört, den schlagendsten Beweis zu geben für die Unbrauchbarkeit seiner Theorie im praktischen Leben. Wo er die wirklichen Verhältnisse seiner Gemeinden ins Auge faßt, sah er sich doch selbst wieder zur Gesetzespredigt genöthigt. „Gott wird vergelten einem Jeden nach seinen Werken.“ „Was der Mensch säet das wird er ärnten.“ „Vor Gott gilt nur das Halten seiner Gebote.“

Mußte aber Paulus doch selbst wieder dem Gesetze Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem Rechte wollte er doch Andern zumuthen, ihm auf dem eingeschlagenen Wege zu folgen?

Und schließlich, auf welcher Autorität ruht denn im Grunde dieses neue Evangelium?

Jesus selbst hatte das Gesetz niemals principiell für abgeschafft erklärt; nie und nirgends hatte er mit den nationalen Hoffnungen Israels ausdrücklich gebrochen. Seine ersten Jünger wußten sich keines einzigen Wortes aus seinem Munde zu erinnern, welches die große Streitfrage der Zeit im Sinne des Paulus entschieden hätte. Im Gegentheile wollen sie von ihm gehört haben: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Wahrlich ich sage euch, bis daß Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Häkchen vom Gesetz, bis daß Alles gechehe.“ Das eigne Wort, das eigne Beispiel des Meisters schien der paulinischen Lehre schnurstracks zuwiderzulaufen. Und waren nicht die ältesten Jünger Jesu, die er selbst berufen und zu seinen persönlichen Begleitern gewählt, die treuesten Ausleger seines Evangeliums? Woher, so

mußte man fragen, wollte dieser Paulus es besser wissen? Mit welchem Rechte wollte er jetzt einen ganz anderen Jesus verkündigen? Er hatte niemals persönlich mit dem Meister verkehrt, nicht einmal um die Unterweisung seiner unmittelbaren Jünger hatte er sich bemüht. Und wie wenig wußte er doch von Jesu Person und Lehre zu erzählen. In seinem Evangelium war fast nur von den beiden Thatfachen des Kreuzestodes und der Auferstehung Jesu die Rede; für die geschichtliche Kunde über die Reden und Thaten des Messias war man lediglich an die Urapostel gewiesen. Reichte es aus, diese große Lücke in der paulinischen Predigt einfach mit der Berufung auf den Geist Christi auszufüllen? Ist es ein Wunder, wenn es den älteren Nazarenern bei dieser Verkündigung eines Christus „nach dem Geiste“ und nicht „nach dem Fleische“ bedünken wollte, als habe sie nur des Paulus eigener Geist eingegeben? Werden wir es ihnen auf ihrem Standpunkte verargen dürfen, wenn sie sich diesem paulinischen Christenthum gegenüber lieber an den geschichtlichen Christus halten wollten, wie ein Jakobus, Petrus und Johannes ihn gekannt hatten? Und weiter — woher nahm dieser Paulus doch das Recht, diesen Christus nach dem Geiste zu verkündigen? Statt auf die geschichtliche Ueberlieferung der Augen- und Ohrenzeugen berief er sich auf Visionen und Offenbarungen. Mochten auch die ersten Jünger selbst dergleichen aufzuweisen haben, wodurch anders wollte sich die göttliche Wahrheit derselben legitimiren lassen, als durch die Uebereinstimmung mit dem geschichtlichen Christenthum? Der Inhalt der Offenbarungen, deren Paulus sich rühmte, stand aber zu dem, was man bisher für das echte Evangelium hielt, grade für das Bewußtsein der Zeitgenossen in den wichtigsten Punkten im Gegensatz. Und hätte man auch noch darüber hinwegsehen wollen — mit welchem Rechte durfte er nun gar sich apostolischer Machtvollkommenheit rühmen? Man konnte ihn allenfalls anerkennen als Mitarbeiter und Gehilfen der Apostel, aber grade diese bescheidene Stellung wies er zurück. Christus bezeichnet mit dem Apostelnamen jene Zwölf, welche er selbst aus seinen nächsten Begleitern während seines irdischen Lebens erwählt und zur Verkündigung seines Evangeliums ausgesondert hatte. War es nicht verwegene Anmaßung, in diesen enggeschlossenen Apostelkreis sich eindringen zu wollen? Ja nicht genug damit: er wird nicht müde, auf seine volle Gleichberechtigung mit den älteren Aposteln zu pochen, er redet geringschätzig von denen, die dafür gelten „Säulen“ zu sein, er weist ihre Autorität in schroffen Worten zurück, widerspricht ihnen gar in den entscheidendsten Punkten ins Angesicht!

Wir können freilich jetzt sagen: dennoch war Paulus im Recht. In

seinem Evangelium ist nichts enthalten, wozu nicht schon in der persönlichen Lehre Jesu der Grund gelegt war. Wir erkennen die unermessliche Tragweite aller jener Aussprüche des Meisters, welche, freilich nur gelegentlich und in Anknüpfung an einen gegebenen Fall, und ohne jemals daraus allgemeine theoretische Consequenzen zu ziehen, die innere Erhabenheit seines Geistes über alle jene Aeußerlichkeiten nicht nur, an welchen das Herz eines Juden nun einmal hing, sondern auch über die ganze Gesetzesreligion beurfunden. Das Princip des paulinischen Evangeliums ist in der That kein anderes, als das der Bergrede, nur in der Form der Theorie und des durchgeführten Systems, während Jesu Worte das unmittelbar religiöse Gebiet niemals überschreiten. Ja es ist dasselbe Evangelium auch, welches den Paulus und welches die ältern Apostel zum Frieden mit sich selbst und mit ihrem Gotte geführt, was auch diesen selbst die sittliche Kraft verlieh, selbst das Anstößigste für das jüdische Herz, den Glauben an einen gekreuzigten Messias auf sich zu nehmen. Nur die theoretische Form war beidemale verschieden; aber um die Erscheinungsform des christlichen Glaubens bewegte sich damals und bewegt sich zu allen Zeiten der Kampf.

Auch mit dem Christus „nach dem Geiste“, den Paulus allein noch kennen wollte, hatte er Recht. Gerade weil er nicht zu denen gehört hatte, deren Blick durch die tausend Einzelheiten des geschichtlichen, irdischen Lebens Jesu gefesselt war, konnte er das Höhere, Ideelle, Ewige in seiner Erscheinung, den das Judenthum principiell überwindenden Gehalt des neuen Messiasglaubens, leichter als die ersten Jünger herausfinden. Und auch damit hatte er Recht, daß er göttlich berufen und ausgerüstet war zum Apostel der Heiden, zum beredten Verkündiger des „Wortes vom Kreuz“. Aber diese Berufung ruhte ausschließlich auf inneren Thatfachen, mindestens auf Erfahrungen, die nur ihm, wenn auch ihm selbst noch so unumstößlich gewiß waren. Wie wollte er damit gegen das Gewicht der beglaubigten äußern Geschichtsthatfachen, gegen das wohlbegründete Ansehen der Säulen der Gemeinde aufkommen? wie gar mit seiner apostolischen Autorität ihnen gegenübertreten?

Auch hier vertritt Paulus das göttliche Recht des weiteren Fortschritts über die bisherige geschichtliche Form des Christenthums hinaus. Aber er hatte gegen die bestehenden Autoritäten und geschichtlichen Realitäten nur Ideen in den Kampf zu führen, und die Geschichte aller Zeiten lehrt, wie schwer ein solcher Kampf ist. Dem Bestehenden gegenüber erscheint das Neue, wenn auch noch so nothwendig in der Consequenz der bisherigen Entwicklung begründet, immer im Unrecht, und doppelt im Unrecht, wenn es doch wieder seine Legitimation bei den alten Autoritäten sucht.

Es ist ein tragischer Conflict, welchen uns die Geschichte des Paulus vor Augen stellt: ein Conflict, in welchem auf beiden Seiten ein tiefes religiöses Interesse mit ernstester und aufrichtiger Ueberzeugung vertreten wird. Außerlich ist Paulus in diesem Kampfe unterlegen. Aber der Glaube, den er verkündet hatte, war dennoch der Sieg, der die Welt nicht bloß im eigenen Innern, sondern auch äußerlich überwindet. Und er hat überwunden, auch die widerstrebenden Mächte, die sich inmitten der christlichen Gemeinde selbst dem Evangelium von der Freiheit in Christus gegenüberstellten. Möchte selbst das Andenken des Paulus eine Zeitlang in seinen eigenen Gemeinden verdunkelt werden: die gesetzesfreie Heidenmission ist doch das große Resultat seines Lebens geblieben, welches nicht wieder hinfällig geworden ist. Auch die apostolische Würde des Paulus wurde, wenn auch nur neben und nach der Würde des Apostelfürsten, von einer billiger denkenden Zeit wieder anerkannt. Als versöhnte Mitte der Gegensätze ging im zweiten Jahrhundert die altkatholische Kirche hervor, welche sich, wie sich's gebührte, nach Petrus und Paulus nannte.

Auch für das paulinische Evangelium von dem allein rechtfertigenden Glauben kam die Zeit, in welcher er wieder aufgeweckt wurde aus seinem Grabe. Die Reformation hat sich auf das paulinische Christenthum im Unterschiede von dem petrinischen, an welchem die römische Kirche sich heute noch hält, gegründet. Und auch für das Letzte und Tiefste des paulinischen Geistes ist endlich die Zeit des Verständnisses gekommen: für das Christenthum des Geistes und der Freiheit, für das ewige Evangelium von der Versöhnung, welches nicht auf äußeren Autoritäten, noch auf einem heiligen Buchstaben, sondern auf dem lebendigen Zeugnisse des Geistes Gottes im Herzen ruht. Mit diesem Evangelium lebt Paulus auch heute noch fort, und macht noch immer jenes Wort wahr, welches er im unerschütterlichen Glaubensmuthen seinen Widersachern entgegenhielt: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“

Richard Rothe.*)

Von Professor Dr. G. Holtzmann aus Heidelberg.

Wenn der 7. Mai 1865, wie wir ihn von Eisenach her in unauslöschlichem Gedächtnisse tragen, der Stiftungstag des Protestantenvereins gewesen ist, so muß als eigentliche Weiherede jener, alle Anwesenden so wunderbar stimmende Vortrag gelten, mit welchem die Verhandlungen eröffnet wurden, und der der Frage galt, durch welche Mittel die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wieder gewonnen werden können. Es war ein reiner und reicher Duft frommer Liebe und Andacht, der uns daraus anwehte, und es war zugleich ein mildes Licht, aber von entscheidender Heligkeit, welches auf unsere Wege und auf die Bahnen fiel, darauf die Zukunft unserer Kirche liegt. Erhobenen Blickes traten wir, als der Vortrag zu Ende war, aus der Kirche, reichten uns die Hand und sagten: „Unsere Sache ist gesichert.“

¹⁾ Theilweise, aber doch kaum zur Hälfte, ist in vorliegendem Lebensbilde die Skizze reproducirt, welche ich in der „Predigt der Gegenwart“ (1868, S. 88 flg. 130 flg.) veröffentlicht habe. Wie aber auch das Herübergenommene durch die neu hinzutretenden Bemerkungen über die Beziehungen Rothe's zum Protestantenverein durchgängige Umarbeitung und Erweiterung erfahren hat, so ist andererseits Alles in Wegfall gekommen, was den äußeren Lebensgang und die innere Entwicklung des seltenen Mannes betrifft. Indem ich daher in dieser Beziehung auf jene Arbeit verweise, bemerke ich hier nur in Kürze, daß Rothe am 28. Januar 1799 in Posen geboren ist, zu Heidelberg und Berlin Theologie studirt, von 1820—1822 dem Wittenberger Predigerseminar angehört hat, 1824—1828 preußischer Gesandtschaftsprediger in Rom, 1828—1837 Professor am Predigerseminar in Wittenberg, dann Professor der Theologie zuerst in Heidelberg 1837—1849, dann in Bonn 1849—1854 und endlich wieder in Heidelberg gewesen ist, woselbst er am 20. August 1867 verstorben ist. In Bezug auf sonstige Literatur verweise ich auf Schenkel's werthvolle Mittheilungen „Zur Erinnerung an Dr. R. Rothe“ (Allgemeine kirchliche Zeitschrift, 1867, S. 529 flg. 1868, S. 10 flg. 85 flg. 208 flg.), auf König's vortrefflichen Aufsatz über „R. Rothe“ (Süddeutsches evang.-protest. Wochenblatt, 1867, Nr. 40) und auf Rippold's charakteristische Mittheilung über den „Heimgang Rothe's“ (Protestantische Kirchenzeitung, 1867, Nr. 79 und 80).

Wer war es, der diesen Segen auf die ersten Schritte unseres noch jungen Vereines legte? Wer war es, der ihn als eine geschichtlich nothwendige Erscheinung allenthalben verständlich und durchsichtig machte? Wer, der fort und fort, in Schrift und Rede, Bedeutung und Aufgabe dieses Vereines in einer Weise versocht, daß wir — könnten wir für unsere Richtung Bekenntnißschriften und symbolische Bücher aufstellen — sie zum besten Theil in diesen seinen Reden, Aufsätzen und Vorträgen finden würden? Zehren wir doch noch Alle bis zur Stunde von dem Gedankengehalte, welchen dieser Mann in die Stiftungsurkunde unseres Vereines niedergelegt hat!

Und dennoch war dies ein Mann, nach seinem ganzen Bildungsgange, nach seiner theologischen Weltanschauung, seinen Lebensgewohnheiten, der ganzen Liebhaberei seines Thuns und Lassens scheinbar so ungeeignet als möglich, um eine Bewegung einzuleiten, die nicht bloß in den Studirstuben der Theologen verspürbar, die vor Allem auf dem bewegten Markte der Oeffentlichkeit ihre Wellenkreise bilden und in schärfstem Anprall an die frommen Burgen der Restaurationstheologie und des alleinseligmachenden Pietismus anschlagen sollte. Ein Mann von einer so künstlerisch in sich selbst abgeschlossenen, fein durcharbeiteten Persönlichkeit, wie Wenige, aber auch allem lauten Treiben und Jagen, aller Agitation und Machination so abgeneigt, wie Wenige; ein Einsiedler, der auch als anregendster und lebenswürdigster Gesellschafter nie aufhörte, ein Einsiedler zu sein, und dessen Vorträge selbst vor dem gemischtesten und zahlreichsten Publikum doch immer noch etwas vom Gespräch einer in sich gefehrten Seele mit sich selbst an sich hatten; ein Mann, dem Gott in der That eine Wirklichkeit ersten Ranges war, von der er sich allenthalben und in jedem Augenblick umgeben und gehoben, gleichsam mit den Augen geleitet und mit den Händen geführt wußte; ein Mann von durchaus kindlichem Glauben, dem die überfinnliche Welt eine vertraute Heimath war, mehr als die sichtbare, der die Wunder der Propheten und Apostel, vor Allem Jesu selbst glaubte, mit einer unbedenklichen Herzhaftigkeit, die selbst nicht wenigen Theologen der kirchlichen Richtung wunderlich vorkam; ein Mann, in welchem die Religion eine Wohnstätte fand, die zugleich durch eine reine, heilige und glückselige Phantasie zu einem Paradiese umgeschaffen war, wie es uns sonst nur aus einzelnen Gebilden der mittelalterlichen Kunst bekannt ist! Ein solcher Mann ist einer der Stifter des Protestantenvereins geworden. In einem solchen Manne sieht der Protestantenverein nicht etwa einen zufälligen Förderer und Vorbereiter, von dessen eigentlichen Tendenzen er sich

weit entfernt wüßte, sondern den persönlichen Träger seines Wesens, den treuesten Dolmetscher seiner Mission, den Propheten seiner Zukunft!

Wollen wir dieses Räthsel erklären, so gebietet uns allerdings die hohe Achtung, die wir dem Verstorbenen schulden, ihn vor Allem nach jener Seite seines Wesens zu schildern, nach welcher er überhaupt keiner kirchlichen Richtung und Partei angehört hat, weder der pietistischen in früheren, noch dem Protestantenverein in späteren Tagen. Das größte Unrecht, welches wir gegen unsern verklärten Lehrer und Freund begehen könnten, wäre die Nichtachtung jenes unantastbaren Heiligthums der persönlichen Eigenart, die von ihm und in ihm in einer so kunstreichen Weise ausgebaut war, daß ihr gegenüber die Umrisse der geistigen Persönlichkeit bei der weitaus größten Mehrzahl der Menschen geradezu schadhast und ruinös, oder doch wenigstens auffallend einfach und leicht zu berechnen erscheinen. So ist auch das Gedankensystem seines Hauptwerks, der Ethik, schon viel zu complicirt, als daß es mit Leichtigkeit zur Grundlage des Denkens einer ganzen Richtung oder Gemeinschaft zu erheben gewesen wäre. Er selbst sagt einmal bei Gelegenheit der Entwicklung des Begriffes der Individualität: „Selbstverständlich sind die menschlichen Individuen keineswegs alle gleich viele Stockwerke hoch gebaut.“ Indem wir uns an das treffende Bild anlehnen, dürfen wir vielleicht behaupten, daß ein Mensch, der zum Haupt einer Schule oder zum Begründer einer Richtung geeignet sein soll, schlechterdings so gebaut sein muß, daß sich jene Stockwerke der individuellen Anlage auf eine recht in die Augen fallende Weise von einander abheben; die ganze Struktur muß solid und massenhaft, aber doch auch einfach, leicht überschaubar und eben darum in weitesten Kreisen zur Nachahmung einladend hervortreten. Nichts von dem Allem bei Rothe! Seine Individualität zeichnete sich keineswegs durch thurmhoch übereinander geschichtete Stockwerke oder durch eine scharf auseinander tretende Gliederung der in die Breite sich entwickelnden Elemente aus. Die Architektonik ihrer Anlage trug nicht den Charakter des Massiven oder des Kolossalen, auch nicht den des antik Einfachen und Durchsichtigen. Vielmehr war es die kunstvollste Romantik von außen; nach innen zu wunderbar durcheinander laufende Säulen- und Treppengänge, aber doch vollkommen einheitlich und vor Allem durchaus geschmackvoll und sinnig construirt, den Besucher aber schließlich förmlich überraschend durch den Contrast der fremdartigen Außenseite mit der vollkommen modernen, jplendiden und einladenden Einrichtung der Räume. So ist das System, so war die Person.

In derselben Singularität seines Gedankenbaues lag nun aber auch jenes „Unnahbare“ begründet, was sicherlich auch bei regstem persönlichen Verkehr, ja selbst täglichem Gedankenaustausche sich noch fühlbar machen konnte. Wir heben das um so mehr hervor, als uns von der leeren Gesprächigkeit, die sich für die authentische Auslegerin der Rothe'schen Speculation hält, weil sie sich einst mit einigen Federn aus deren Fittigen aufgeputzt hatte, der Vorwurf unbefugter Ausbeutung jener Vertrauensstellung gemacht wird, in welche die gleichen kirchenpolitischen Bestrebungen uns zu Rothe naturgemäß bringen mußten. Aber wir sind in der That die Besten, welche irgendwie gesonnen wären, seinen verehrten Namen etwa als ein Capital zu gebrauchen, aus welchem wir für Zwecke persönlicher Eitelkeit oder für Parteiinteressen Zinsen zu ziehen gewillt wären. Im Gegentheil! Uns hat diese Fülle von eigenthümlichem Werthbesitze, welcher sich in dieser Persönlichkeit vereinigte, immer zu mächtig imponirt und zu tiefen Respekt eingeflößt, als daß wir jezt vor die Welt hintreten möchten mit dem Anspruche, den Schlüssel zu jenem Gefühl des Räthselhaften in der Hand zu haben, mit welchem jeder schärfer Blickende nicht eben selten zu dem verehrten Manne hinaufsehen mußte. Schließlich hat dieser Mann — das mußte Jeder sich sagen — eben stets noch seine eigene Art, die Welt zu betrachten, und unter der zauberhaften Beleuchtung seiner mystagogischen Fackel wird selbst der einzelne Fall, den er soeben unter der Voraussetzung des gewöhnlichen Tageslichtes mit uns behandelte, wieder eine ganz eigene Gestalt annehmen. Der außerordentlichen Schmiegsamkeit, die er allen Personen gegenüber bewährte, mit denen Beruf, Lebensverhältnisse, Geselligkeit ihn verknüpfte, entsprach doch sofort wieder der bewußteste Vorbehalt seiner Eigenart, das scheueste Zurückfliehen in jenes „Kämmerlein“, das er im großen Hause der Wissenschaft für sich, aber auch für sich allein, in Anspruch nahm. Fast konnte sie schalkhaft erscheinen, die reservirte Freundlichkeit, mit welcher er in solchen Fällen sein *Noli turbare circulos meos* andeutete. Und so konnte wohl auch jenes „System von Höflichkeit“, jene immer stark idealisirenden, und doch wieder für vernehmende Ohren mit einem Minimum feinsten Ironie gewürzten Lobeserhebungen Anderer, jene so tief beschämenden Herzlichkeit der Form, die doch nie ganz aufhörte Form zu sein — Alles das konnte ebenso gut, als es zur Bewunderung fortriß, auch fast verwirren. Es ist Eine Seite an dieser Beobachtung, freilich eine durchaus berechnigte, wenn König sagt: „Viele, die für Eindrücke von den Personen, mit denen sie verkehren, sehr empfänglich sind, waren Rothe gegenüber oft in Verlegen-

heit, den rechten Ton des Verkehrs zu finden, da sie dem Feinen gegenüber immer das Gefühl des Unfeinen, fast des Verletzenden empfanden, da sie ihre Fingerspitzen nicht zart genug fanden für das zarte Saitenspiel von Empfindungen und Gedanken, das ihnen aus Nothe gegenübertrat.“ Was ihnen hier entgegentrat, schien, wie man zu sagen pflegt, für diese Welt zu fein, und so konnten — diese Rehrseite der Betrachtung gehört wesentlich zu einem vollständigen Bilbe — mehr demonstrative oder praktisch-einheitlich angelegte Naturen nicht selten nach einer unmittelbareren Durchsichtigkeit der Eindrücke, nach einem directeren Reflex der Empfindung im Urtheil verlangen, ja fast mit Unbehagen von jenem „System von Höflichkeit“ sprechen, durch das man erst wie durch Verschanzungen, und mit zweifelhaftem Erfolge hindurchzubringen versuchen müsse. Und so darf man vielleicht sogar, wenn man die stattgehabte Wirklichkeit sich genau vergegenwärtigt, der überwiegenden Mehrzahl der Menschen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, einen, alle Gefühle der tiefempfindensten Liebe und Verehrung unbewußt begleitenden Eindruck der Befremdung zuschreiben, einigermaßen fast demjenigen ähnlich, welchen Angehörige verschiedener Menschenrassen gegenseitig empfinden mögen. Stand er — so hörte man wohl fragen — wirklich mit seinem über der sinnlichen Welt schwebenden, durchgeistigten Wesen eine Stufe über uns, wie etwa ein Indogermane über dem Mongolen und Malayen? Fühlte er sich darum als „Eremit“ über diesem Geschlechte?

Fand sonach jedenfalls die Bildung sympathischer Bande von jener Art, wie sie sonst das geistige Ergebniß, die lohnendste Frucht längeren Zusammenwirkens zu sein pflegen, im Verhältnisse zu ihm ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, worüber sich nur die Oberflächlichkeit jugendlicher Verehrer zuweilen täuschen konnte: so bleibt doch daneben und darüber die Thatfache bestehen, daß derselbe Nothe doch wieder auf die Gemüther von Hunderten und Tausenden mit wahrhaft magnetischer Zugkraft gewirkt hat, daß er im Besitze eines Zauberstabs war, der den Schüler zu seinen Füßen nicht minder fesselte, als die Freunde, mit denen er Hand in Hand ging, ja der selbst auf größere Massen wahrhaft zündend einwirken konnte. So tief und gewaltig — das werden Diejenigen, welche das Glück hatten, Ohrenzeugen gewesen zu sein — haben nicht oft menschliche Worte gewirkt, als Nothe's Votum bei der Protestanten-Versammlung zu Frankfurt am 30. September 1863 (vgl. Süddeutsches evangelisch-protestantisches Wochenblatt, 1863, Nr. 42), die Eröffnungsrede bei der Gründung des Heidelberger Protestantenvereins am 5. November 1863 (vgl. ebendaselbst, Nr.

47. 48), und vor Allem jener, durch die zwingende Gewalt einer geistig überlegenen und sittlich geadelten Persönlichkeit magisch fesselnde Vortrag auf dem ersten Protestantentag zu Eisenach am 7. Juni 1865 (vgl. Allgemeine kirchliche Zeitschrift, 1865, S. 437 fg., und den im Auftrage des Ausschusses redigirten „Bericht,“ S. 25 fg.).

Was aber war es, das diesem Mann, wenn er auf der Kanzel stand, eine so unwiderstehliche Macht über die Gemüther verlieh, und ihn in Reden, wie die eben angeführten, befähigte, auch die weitesten Kreise solcher, die er von der Kanzel aus nicht erreichen konnte, zu elektrisiren und in ihnen wieder eine Ahnung von der Bedeutung und dem unerseßlichen Werthe der Religion zu erwecken? In keiner seiner Predigten wird man auch nur eine Spur dessen entdecken, was Effect machen will, was Rhetorik heißen kann. Ein französischer Kritiker sagt sogar: Rien de plus sobre, rien de plus froid (Schillinger in der Revue de Théologie, VII., 1869, S. 110). Aber das klangvolle Organ vermiste man leicht über der seelenvollen, jedem Hörer unvergeßlichen Stimme. Und an den gelehrten Theologen, welchen Rothe überhaupt nur in wenigen seiner Predigten erkennen läßt, dachte Niemand. Nur das Eine fühlte Jeder, daß für diesen Mann die Religion zur durchgehenden Richtung aller geistiger Bewegungen, daß sie der warme Pulsschlag seines Lebens geworden war. Diese Ader ergoß sich auch nach außen so freiwillig und freigebig, so munter und reichlich, mit so viel innigem Behagen und freudiger Sicherheit, daß wir allemal, wenn Rothe redete, die schöpferischen Grundquellen des ganzen Seelenlebens in Fluß gerathen fühlten, und alle Geister, zu denen seine Rede drang, alsbald nicht anders konnten, denn dem seinigen folgen auf der Umkehr zu dem göttlichen Ursprung alles creatürlichen Seins. „Als ein Virtuose — sagt König recht und schön — schlug Rothe jene göttlichen Saiten des Menschenherzen an, deren Accord man Religion nennt.“

Die Wirkung, die er in solchen Augenblicken ausübte, ist um so höher anzuschlagen, als die specifische Form derjenigen Frömmigkeit, die in ihm zum reinsten Feuer verklärt war, mannigfache Elemente in sich barg, welche dem gegenwärtigen Geschlechte auch in seinen religiös gestimmten oder religiös erregbaren Theilen keineswegs homogen und unmittelbar verständlich sind. Wie wir bereits angedeutet haben, war seine ganze Weltanschauung — im selbstredenden Gegensatz zu Schleiermacher, mit dem Rothe zum Mindesten ebenso sehr im Widerspruche steht, als auch wieder viel Gemeinsames hat, — die streng und entschieden supranaturalistische. „Ich bin“ — sagt er (Zur Dogmatik 2. Ausg. S. 82) — „eine durchaus

theistische Natur, die nie auch nur die leiseste Neigung und Anfechtung weder pantheistischer noch deistischer Art in sich verspürt hat.“ Dagegen war als ein supranaturales Geheimniß das Christenthum dem ahnenden Blicke des Knaben erschienen, und auf entschieden supranaturale Höhe stellte es der gewaltige kosmische und moralische Unterbau, den ihm das Denken des Mannes zu geben bemüht war. In seinen Predigten bekennt er auf Schritt und Tritt seinen einfachen Glauben an die buchstäbliche Fassung der neuteamentlichen Wundergeschichten. Auf dem Katheder verwarf er fortwährend, zuweilen nicht ohne Animosität, jenen verschämten Unglauben vieler seiner sonstigen dogmatischen Anverwandten, die, weil ihnen doch das aus der Pistole geschossene Wunder einen mehr erschreckenden, als erbaulichen Eindruck machen wollte, zu einem „beschleunigten Naturprozeß“ und dergleichen ihre Zuflucht nahmen. „Es ist der Begriff des Wunders“ — versicherte er dann mit der Emphase eines Gläubigen und zugleich mit der zuverlässigen Ruhe eines Sachkenners — „Blick und Schlag in Einem zu sein.“

Wir machen kein Geheim daraus, daß die große Mehrzahl der Freunde des Protestantenvereins auf diesem Punkte thatsächlich anders denkt, als Rothe dachte, so wenig unsere Stellung zum Wunderbegriff irgendwie vereinbart und formulirt ist. Aber Rothe selbst wußte das so gut als wir, und ließ sich dadurch keinen Augenblick irre machen. In den sehr belehrenden Artikeln „Zur Debatte über den Protestantenverein“ (Allgemeine kirchliche Zeitschrift, 1864, S. 297 fg., 377 fg., 513 fg.) bespricht er diesen Gegensatz, der ihn von einer großen Anzahl von Vertretern der Richtung dieses Vereines, auch von den „antisupranaturalistischen Behandlungen“ des Lebens Jesu, trenne, und stellt es als seine unverrückbare Ansicht auf, „daß die christliche Frömmigkeit ihre volle Kindlichkeit, Wärme und Innigkeit, die ihr eigenthümliche, demuthsvolle Weichheit und Zartheit, ihre nicht zu brechende, stählerne Festigkeit, und ihre ganze Kräftigkeit, Frißche und Freudigkeit nur bei der supranaturalistischen Weltansicht finden kann“ (S. 387). So sehr er anerkennt, daß die Signatur des gegenwärtigen Zeitalters eine andere ist, so begreiflich er dies findet, und so wenig er die Männer, die dem Christenthum jetzt von anderer Seite her beizukommen bemüht sind, darum verkehrt haben will, so lebt er doch für seine Person des festen Glaubens, daß auch die Zeit des Supranaturalismus wieder kommen werde, daß ihm die Zukunft gehöre, und, ein Angehöriger dieser seiner Zukunft, fühlt er sich um so mehr als „Eremit“ unter seinen Zeitgenossen. Die Welt des Supranaturalismus war seine eigentliche Heimath, und wie das Kind in diesem Tempel phantasirte und ahnte, so

betete darin der Greis; hier war er eigentlich allein ganz zu Hause; hier war es ihm am Wohlsten. Hier fühlte er sich verstanden und getröstet, gehoben und getragen von unsichtbaren Kräften, und es leuchtete noch die Verklärung, die sich hier über ihn goß, nach in jener, scheinbar damit in so schroffem Widerspruche stehenden Weltoffenheit, die Jedem sich zur Verfügung stellte, in jenen geselligen Tugenden, die seinen Umgang so gesucht und begehrenswerth machten, in jenem harmlosen Eingehen auf jede kleine Freude, die man ihm bereiten wollte, oder zu deren gemeinsamem Genuße man seiner zu bedürfen glaubte. Sein Gott, zu dem er betete, lagerte nicht als ein dunkler Schatten auf dem Gebiete der Erscheinungswelt, um ihre bunten Farben unheimlich zu verdüstern; für ihn war er die helle Sonne, deren Strahl nie erkaltet, aber wunderbar erwärmt, und in ihrem Lichte sah er Alles licht. Daher ist nie Jemand von ihm mit dunkeln oder bittern Gedanken geschieden — es sei denn jener grämliche, schwerfällige Kirchentheoretiker, der sich in seinem Wahne, in Rothe einen geschworenen Anhänger seines alleinseligmachenden Doctrinarprotestantismus zu finden, gründlich enttäuscht sah und sich dafür durch plumpe Auslassungen rächte. Dagegen ist selten ein Mann durch die Straßen Heidelbergs gewandelt, den alle Begegnenden mit so herzlicher Achtung begrüßt hätten, und darunter waren die, welche anders, als er glaubten, oft die Zuvorkommendsten, die Dankbarsten. Mochte es der theologischen Engherzigkeit noch so unbegreiflich und anstößig erscheinen, das Schauspiel, den kindlich frommen Mann, auf den so viele Diener der Kirche ihre ersten Anregungen zum Glauben, zum entschiedenen Standfassen auf dem Boden der übernatürlichen Welt zurückführten, in den Reihen Derer, welche sich oft zu ganz entgegengesetzten Grundanschauungen bekannten, im Kreise Solcher, welche das Wirkliche zunächst auf dieser Erde suchten, als Genossen der s. g. Weltkinder zu erblicken: wir haben ihn nie lieber als so gesehen, und manche uns unvergeßliche Wechselreden über Gott und göttliche Dinge weisen auf solche Stunden zurück. Denn so keusch und tactvoll seine Rede dem Zeiger auf der Uhr Gottes zu folgen mußte, so wenig er geistliche Gespräche vom Baun zu pflücken suchte, so freudig verstand er es, wenn eine bestimmte Aufforderung erging, Rede und Antwort zu stehen und sich rückhaltslos zu seinem religiösen Palladium zu bekennen. Das Ergreifende und unendlich Wohlthuende solcher Bekenntnisse lag dann zumeist in jener unbedingten, nie versiegenden Zuversicht, womit er von Gott wie von einem einzigen Freunde, von übersinnlichen Dingen wie von handgreiflichen, von Schmerz und Tod wie von Wonne und Leben reden konnte. Im persön-

lichen Verkehr mit Freunden kam es nicht selten zu solchen, oft nur zwischen hineingeworfenen Rundgebungen seiner religiösen Grundstimmung. Als von einer möglichen Berufung an eine größere Universität die Rede war, sagte er: „Nein, mir steht nur noch Ein Ruf bevor; für alle andern bin ich zu alt. Möge ich nur reis für jenen befunden werden!“ Schon einmal, im Herbst 1842, hatte der sonst einer nicht leicht zu erschütternden Gesundheit sich Erfreuende eine schwere Krankheit durchgemacht. „Ich habe es ganz deutlich empfunden“ — heißt es in seinen Aufzeichnungen — „daß ich dicht an den Pforten der Ewigkeit stand, und mich von der Lust angeweht gefühlt, die von dort herüberkam. Gottlob, ich athmete sie als eine reine und süße, als eine innerlich belebende und kräftigende Frühlingsluft ein. Ich konnte da die Probe machen, ob der Christenglaube auch gegenüber den Schauern der Ewigkeit Stand hält. Und Gottlob, ich habe sie auf das Freudigste gemacht und habe das nachher auch nie wieder vergessen.“ Fünfundzwanzig Jahre später, als es wirklich zum Sterben kam, hat er dieses Wort bewährt. Er bewegte sich gleichsam auf diesem kritischen Punkte wie auf einem hinlänglich bekannten Gebiete; er war vollkommen orientirt über das, was jetzt werden würde. Als Dr. Zittel, von einer Reise nach den Schweizer Bergen heimgekehrt, zu dem auf den Tod Liegenden eintrat, um Abschied von ihm zu nehmen, sprach er: „Ich verreise jetzt auch, aber ich gehe höher hinauf.“ Und wie zart und gedankentief, wie wunderschön ist jenes Wort, womit er bald darauf die Herbeirufung von Verwandten und Freunden ablehnte: es sei nicht gut, wenn zu viele Menschen um ein Sterbebette ständen, es bliebe dann kein Platz mehr für die Engel!

Eine so substantielle und concret phantasievolle Frömmigkeit mußte allerdings ihrer Natur nach leicht auch eine supranaturalistische werden. Solchen Ernst hat mit der Persönlichkeit Gottes noch kein speculativer Denker gemacht, und nicht minder war und blieb sein Christus eine ewig gegenwärtige, concret lebendige Person, welche treibendes Princip der gesamten höheren Entwicklung der Menschheit ist, aber auch an unsichtbaren Fäden eine beständige Wechselwirkung erhält mit jedem gläubigen Christenherzen. Darin ist der Wittenberger Seminarist, der sich aus Zinzendorf's Schriften erbaute, zeitlebens sich gleich geblieben, und noch der Todte ließ uns, einem letzten Dictat zufolge, durch den Mund einer Dienerin sagen: „er sei auf den Namen Jesu Christi gestorben, und glaube auch einigermaßen zu verstehen, was es heiße, auf den Namen Jesu Christi sterben.“ Es ist in der That der Grundaccord, der aus Allem, was er redete und

schrieb, uns entgegenklingt. Seine Religiosität hat immer — auch dies im Gegensatz zu Schleiermacher — den specifisch und positiv christlichen Charakter getragen, den Charakter der Innigkeit, Freude und Rindlichkeit. „Ich mache kein Geheim daraus“ — predigt er 1845 — „der Glaube, welcher den letzten Anhalt und die Seele meines Lebens bildet, ist wesentlich derselbe, der in allen frommen Christenherzen seit der Apostel Tagen unter allen Himmelstrichen und Nationen geschlagen hat und jetzt schlägt.“ Und in der Vorrede zur Ethik lesen wir: „Das Fundament alles meines Denkens, das darf ich ehrlich versichern, ist der einfache Christenglaube, wie er (nicht etwa irgend ein Dogma, oder irgend eine Theologie) seit achtzehn Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Er ist mir das letzte Gewisse, wogegen ich jede andere Erkenntniß, die ihm widersprach, unbedenklich und mit Freuden bereit bin, in die Schanze zu schlagen.“

Es ist eine feine Beobachtung König's, daß Nothe's Stimme, so oft er von seinem „Herrn Christus“ sprach, immer einen eigenthümlich ergreifenden Klang annahm, daß alle Fibern seines Lebens in Bewegung geriethen, Alles in ihm aufleuchtete. „Sein Herr Christus war ihm eine so lebendige, so concrete Gestalt, mit der er in einem so regen, geistigen Rapport stand, daß man ihm diese Empfindungen in ihrer plastischen greifbaren Art nur ungefähr nachfühlen konnte.“ „Das Bedürfniß des Concreten in allen Dingen, das ihm eigen war, hatte sein frommes Gefühl mit einer Ausschließlichkeit, mit einer Fülle von Empfindung auf die Person Christi concentrirt, daß für ihn nichts existirte, was sich nicht bewußt oder unbewußt um Christus, wie die Welt um ihre Ase, drehte.“ Die geschichtliche Erscheinung Christi war ihm „das unantastbare Allerheiligste der Menschheit,“ „das Höchste, was je in ein menschliches Bewußtsein gekommen ist,“ „ein schlechthin unerfindbares Datum,“ „ein Sonnenaufgang in der Geschichte,“ die letzte Bürgschaft für den „geistigen, und deshalb ewigen Adel des menschlichen Geschöpfes.“ Aus diesem Glauben heraus dachte er als speculativer Geist sein System; aus diesem Glauben schöpfte er das Interesse, womit er als gelehrter Forscher den ersten Entwicklungen der christlichen Kirche nachging; aus diesem Glauben predigte und redete er von Kanzel und Katheder, in der ersten Kammer, deren Mitglied er in den letzten Jahren seines Lebens war, und in den Versammlungen des Protestantenvereins. Was aber das Bedeutendste ist — aus diesem Glauben gewann er auch die Normen für sein praktisches Verhalten, als Mitglied der badischen Kirchenregierung. Bekanntlich ist der, den Protesten gegen Schenkel entgegentretende Erlass vom 17. August 1864 in seiner zweiten

Hälfte Rothe's Werk. Dies führt uns auf Rothe's Stellung zum kirchlichen Dogma. Wiewol Schenkels so herb angegriffenes Buch zunächst nur ein „Versuch“ war, ein geschichtliches Problem zu lösen, und wiewol dieser Versuch selbstverständlich in wesentlichen Punkten von den Resultaten, zu welchen Rothe's Forschungen über das Leben Jesu gelangt waren, abwich, besann er sich doch keinen Augenblick, es gegen das rein dogmatische Gericht, welches über dasselbe erging, thatkräftigst in Schutz zu nehmen. Ihm waren die Dogmen als Producte des nach Verständniß seiner eigenen Triebkraft ringenden Geistes allerdings heilige und ehrwürdige Symbole, und man kann nicht schöner und richtiger die Stellung ausdrücken, in welche der Theologe, der es Ernst mit seiner kirchlichen Pflicht nimmt, sich ihnen gegenüber gestellt sieht, als es in einer Predigt von 1841 (II. S. 219) geschieht: „Wer im Christenthum lebt, der wird sympathisiren mit jenen Lehren. Die Aufgabe, welche jene Lehren lösen wollen, müssen auch ihm sich stellen. Wer auch diese Aufgaben belächelt, mit dessen Christenthum muß es mißlich stehen.“ Wohl aber dürfen und müssen wir Alle zwischen diesen Aufgaben und ihrer Lösung einen Unterschied zu machen wissen: „Zuerst ihr eigentlicher Grundstoff, die christlich religiöse Erfahrung, deren Ausdruck sie sind, und dann dieser gedankenmäßige Ausdruck selbst“ (S. 218). Dieser Gegensatz ist so recht das Lieblingsthema der späteren Predigten geworden, auf welches er immer wieder zurückkommt. „Was heißt an Jesus glauben?“ „Es heißt eben an ihn selbst glauben, an seine Person — nicht etwa an irgend eine bestimmte Vorstellung von ihm, an irgend einen Begriff, durch den auf verstandesmäßige Weise beschrieben werden will, was er ist, und an eine bestimmte Formel, die diesen Begriff herkömmlicher Weise ausdrückt.“ Die Formel ist „Menschenwerk, Theologenwerk.“ Wir glauben „nicht an seine Titulatur“, sondern „an den bestimmten sittlichen Charakter, der uns aus jenem Geschichtsbilde anleuchtet, an diese bestimmte Gesinnung, wie wir sie in jenem Bilde lesen, an dies so und so beschaffene Herz, wie es sich in demselben abspiegelt“ (II. S. 324).

In diesem Sinne schien ihm der Glaube an Christus durch das Buch seines langjährigen Kollegen und Freundes nicht gefährdet, wohl aber durch den gegen es heraufbeschworenen Sturm die Würde und Freiheit der theologischen Wissenschaft. Während sich in dem Ruf „wider die Irrlehre,“ wie er aus tausend Pastorenfehlen damals erscholl, neben des eigenen Herzens Roheit nur der tief innerliche Unglaube an die wirklich weltüberwindende Macht der Wahrheit offenbarte, proclamirte Rothe die Freiheit der Forschung und der Lehre, welche die Entstehung unserer Kirche bedingt

hat, auch als die fortwirkende Bedingung ihres Bestehens. „Läßt sich gleich diese Freiheit in nicht seltenen, einzelnen Fällen zu verderblichen Ausschreitungen hinreißen: im Ganzen findet sie nichts destoweniger ihre sichere Schranke darin, daß unsere heutige europäische Menschheit ihrer Geburt nach eine christliche ist, die unfehlbar Alles, was dem Christenthum wirklich fremdbartig ist, letztlich durch ihre moralische Macht ausscheidet.“ Der Proteste aber, frommen Kreuzzüge und Kegergerichte bedarf der Christus, an den Rothe glaubte, nicht, um seine Ehre zu vertheidigen. „Dies verlegt das gegenwärtige Geschlecht gerade in seinem innersten Gefühle, und so unklar dies Gefühl auch häufig über sich selbst ist in seiner Entrüstung, so wurzelt es doch in der That tief im Christenthum selbst.“

Man hat hier zugleich ein sprechendes Exempel für die überaus eigenthümliche, originelle Verbindung, in welcher bei Rothe jener einfache, kindliche Christusglaube, in dem er das Fundament seines ganzen Daseins fand, mit einem wahren, oft ausgesprochenen Enthusiasmus für die „moderne Welt,“ für die Anschauungen dieses Geschlechtes stand. Schon frühe hatte das Wort des Herrn in der Erklärung des Gleichnisses vom Unkraut unter dem Weizen: „Der Acker ist die Welt“ einen tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt, und hatte er in ihm den Schlüssel für die Welt- und Kirchengeschichte gefunden. Nicht die Kirche wird ja als Ackerfeld Gottes genannt, sondern die Welt, diese angeblich so profane Welt. Derselbe Mann, dessen höchster Gedanke Christus war, betonte es daher bei jeder Gelegenheit, daß das rein Menschliche und das Christliche nicht verschiedene Dinge seien, daß vielmehr das Christliche seine Verwirklichung nur in der Entfaltung des rein Menschlichen finde. Derselbe Mann, den sein massiver Supranaturalismus jedes neutestamentliche Wunder in fast unreflectirtem Glauben hinnehmen ließ, sah prophetisch in eine Zeit hinein, da keine Kirche mehr sein wird, da der Staat alle geistigen Interessen der Menschheit in sich aufnehmen, und das Theater zu einer Art Cultus und Gottesverehrung geworden sein wird. Hatte er noch zu Rom das Zeitungslesen methodisch vernachlässigt, so sammelten sich seit der Julirevolution immer mächtiger seine Interessen um den Staat und um die Freiheits- und Nationalitätsbestrebungen der Völker. Mit der regsten Aufmerksamkeit verfolgte derselbe Mann, der seine Heimath ganz in der übersinnlichen Welt gefunden hatte, die Fortschritte der Naturwissenschaften und die Ereignisse der Gegenwart. Man hat mit Recht die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs in jenem kräftigen Realismus gefunden, welcher den Grundzug seines Denkens bildete. Wenn der substantielle Charakter seiner Frömmigkeit eine volle, farbige

Welt des Uebersinnlichen verlangte, so entsprach dem vollkommen der aufgeschlossene Sinn für die irdische Wirklichkeit, für geschichtliches Werden, für den fortschreitenden Gang der menschheitlichen Entwicklung. „Der Himmel hatte sich, nach seiner Vorstellung, aus dem irdischen Stoffe dieser sinnlichen Welt aufzubauen, und die Geschichte galt ihm als dieser Aufbau des Reiches Gottes auf Erden. Darum dieser wunderbar scharfe Blick für die wirklichen, sittlichen Erzeugnisse der modernen Welt. Darum diese Begeisterung für diese Welt. Die Uebersinnlichkeit schien ihm schon herein zu ragen in diese irdische Welt; die Menschen dieser modernen Welt schienen ihm, wenn auch unbewußt, als die Organe des Uebersinnlichen eine prachtvolle Arbeit zu liefern. Darum verlangte er Fortschritt, Freiheit mit einem religiösen Enthusiasmus, wie Keiner der Zeitgenossen.“

Damit sind wir schließlich noch auf den Punkt gerathen, welcher für die Stellung, die Rothe auf dem Gebiete der praktischen Kirchenpolitik einnahm, der entscheidende war. Die verschiedene Beurtheilung der modernen Welt war es, was ihn je länger je grundsätzlicher von seinen anfänglichen Gesinnungsgenossen schied. Schon 1837 ging er vornehmlich deshalb nach Heidelberg, und nicht nach Halle, weil er an letzterem Orte seinen Freund Tholuck, oder vielmehr dessen „Art, sich mit moralischer Gewalt auf seine Umgebung zu werfen,“ fürchtete; er wußte in Heidelberg den ungehinderten Fortgang seiner eigenen theologischen Entwicklung gesicherter, als in Halle. Freilich gab es auch in Heidelberg ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden. Kaum hatte er ein paar Mal gepredigt, so mußte er erleben, daß — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „Alles was sich von Pietisten in Heidelberg fand, sich mir aufdrängte, zum Theil Personen, die mir den Eindruck machten, nichts weniger als lebendige Christen zu sein.“ Wenn er nicht blos diesen sich mit der Zeit entwand, sondern auch überhaupt allmählich eine dem landläufigen Christenthum ungünstige Stellung eingenommen hat, wenn er namentlich mit den Vertretern jener unproductivsten, aber vom Glück und von der Gunst der Herrschenden hochgetragenen aller theologischen Richtungen je länger, je weiter auseinander kam, wenn er eine gründliche Abneigung verspürte gegen den großen Schwarm der von ihnen aufgezogenen Pastoren, wenn er unbefieglichen Widerwillen empfand vor der „dicken Kirchenluft“ der rheinischen Pastoralconferenzen, und wenn diese Stimmung sich noch erheblich steigerte, seitdem in der Berliner Bannhülle gegen Schenkel das eiternde Geschwür des gegenwärtigen Kirchen Schadens, wie er sich mir gegenüber einmal ausdrückte, aufgebrochen war: so lagen die Impulse hierzu, abgesehen von

seinem feinen, sittlichen Gefühl, das sich durch einen so unsaubern Handel nur widrig berührt finden konnte, in jener ihm höchst unangenehmen Blindheit für die berechtigten Bedürfnisse und Anschauungen der modernen Welt, in jener in bald burschikoser, bald weinerlicher Form zur Schau getragenen Verachtung aller Bildung und ernsten, entschlossenen Forschung, wie sie den gemeinsamen Charakterzug dieser Leute bildet. Daß diese Letzteren sich überhaupt einbilden, eine Stellung unter den lebenskräftigen Elementen der Zeit einzunehmen, daß sie gar vermeinen, sie seien in der Lage, ein Wort in den wissenschaftlichen Kampf der Gegenwart hineinzureden, darüber hat er nicht selten auf die ergöglichste Art gecherzt. Aber freilich mit Scherzen allein konnte ein Mann wie er am wenigsten sich über eine Kluft hinwegsetzen, die auch in sein eigenes Leben und die freundschaftlichen und geselligen Beziehungen desselben so ernsthaft hineinragte. Rothe war vielmehr auch auf diesem Punkte durchaus Systematiker, und wir dürfen den richtigen Schlüssel für ein so oft auffallend befundenes Benehmen schließlich geradezu in einem Paragraphen seiner Ethik auffuchen. In der That hat er sich in der zweiten Anmerkung zu §. 124 der zweiten Auflage hierüber mit vollkommen erschöpfender Klarheit ausgesprochen. Am Schlusse jener wahrhaft großartigen und überwältigenden Darstellung, die in dem Satze gipfelt, daß bei normalem Sachverhalte das Maaß der persönlichen Entwicklung des Menschen das Maaß seiner Sittlichkeit und seiner Religiosität zugleich ist, wendet er sich gegen diejenige Richtung, welche mehr oder weniger die Religion als etwas Besonderes für sich zu haben und zu fassen glaubt, darum nothwendig ihre Richtung in's Blaue, in den luftleeren Raum hinein nimmt und schließlich nur als eine phantastisch-gesteigerte Gemüthsstellung erscheinen kann. Es sind durchaus concrete Gestalten des wirklichen Lebens, die der Verfasser offenbar vor Augen hat, wenn er sagt: „Die ausschließend religiöse Betrachtung der Dinge richtet unvermeidlich Verwirrung an. Unbedingte Hingabe seiner selbst an Gott ist allerdings der Inbegriff aller an den Menschen zu stellenden Forderungen — aber, wohl zu merken, Hingebung seiner selbst an Gott mit einem sittlich-gehaltvollen Leben. Sonst hat er ja nichts an Gott hinzugeben, und die angebliche Unbedingtheit seiner Hingebung ist nur die Leerheit derselben, die pomphafte Rede von ihr aber eine frevole Verhöhnung Gottes.“ Und in weiterer Verfolgung dieses Gedankens begegnet es dem Verfasser, dessen Bild dabei vor den Augen eines Lesers, der ihn in solchen polemischen Auftritten beobachtet hat, mit wachsender Lebenstreue und Lebensfrische sich erzeugt, daß er von Zeile zu Zeile wärmer wird; man

verspürt den echten Hauch jenes edeln Unwillens, womit einst der Lebende solche Zumuthungen von sich abzuwehren mußte, aus dieser anschwellenden Philippika gegen die „abstracte psychologische Form ohne einen entsprechenden materialen und damit realen Gehalt“, gegen dieses „Gespenst der Frömmigkeit“, diesen „Schemen, den man nicht fassen kann“, diese „blühende Farbe des Lebens auf dem starren Angesichte des Leichnams“. Wie treffend sind jene, allerdings vielfach aus seiner eigenen Schule hervorgegangenen, über Nacht wiedergeborenen Amtsträger gezeichnet, von denen Jedermann, der sie früher kannte, gestehen muß, daß ihr alter Mensch bei allen seinen Schwächen und Unfertigkeiten liebenswürdiger war, als ihr rasch angezogener neuer, wenn es heißt: „Gott muß erst einen wirklichen Menschen haben, bevor er aus ihm ein Kind Gottes machen kann, und um Gott zu haben, muß man erst etwas sein, das Gott haben kann.“ Während nun aber die abstracte und schwärmerische Frömmigkeit, ihrem Begriffe zufolge eine müßige, aller Erfahrung nach daher auch für die Frömmigkeit der Müßiggang die specifische Gefahr ist, läßt sich — und dieses Geständniß ist ungemein auffallend und trifft vollkommen den vorliegenden Fall — umgekehrt von der bloßen, d. h. nicht religiös beseelten, Sittlichkeit keineswegs das Gleiche sagen, daß sie eine leere, in sich selbst nichtige sei. Warum nicht? Offenbar hätte doch die sonst so streng gewahrte Symmetrie des speculativen Gedankengangs auf einen Entscheid hingedrängt, demzufolge beide Einseitigkeiten sich in gleicher Verdamniß befänden. Aber nein! Es ist die Erfahrung, die anders entscheiden lehrt, und so zeigt sich denn, daß jene religionslose Sittlichkeit „allerdings immer eine unvollkommene und überdies eine adnorme“ sei; „aber etwas sehr Reelles ist sie nichtsdestoweniger, weshalb auch ihre Producte für den Proceß der Realisirung des Weltzweckes Gottes gewaltig ins Gewicht fallen als Mittel, und sie mächtige Spuren in der Welt zurückläßt.“ Aber schon sieht der Verfasser, während er voller Hochachtung auf die wissenschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Erfolge dieser Sittlichkeit hinweist, jene müßiggängerische Frömmigkeit verächtlich auf dies Alles herabblicken und sich dagegen brüsten mit ihrer Bekenntnißfreudigkeit, mit ihrem angeblich tieferen Sündengefühl und höheren Gnadenbewußtsein. „Ja gewiß“ — ruft er ihr sofort in großer Erregtheit zu — „es ist ein überschwängliches Gut, für seine Person wirklich und mit unbedingter Gewißheit einen Gott, und zwar einen heilig gnädigen Gott, wie er nur in Christo besessen wird, zu besitzen, aber ein wahres Gut doch eigentlich nur dann, wenn man einen solchen Gott zur Arbeit an einer bestimmten (objectiven und nicht lediglich persönlichen) Aufgabe in der Welt besitzt.“

Hier also liegt die ausreichende Erklärung für die viel besprochene Thatsache, daß er zwar nie aufhörte es zu bedauern, wenn die Männer der modernen Welt mit seinem Glauben nicht sympathisirten, daß er aber nichtsdestoweniger in dem, was sie leisteten, einen verhältnißmäßig viel größeren Beitrag zum Ausbau des Reiches Gottes auf dieser Erde erblickte, als in dem unwürdigen und selbstsüchtigen Gebahren der neualten Gläubigkeit. Sein Denken nicht bloß, nein, auch sein Glaube, und dieser zumeist, stellte ihn auf die Seite jener Männer der modernen Welt, die in ihm, wie der gegnerische Wiß schadenfroh und doch nicht ohne Wahrheit es ausdrückte, ihren „Heiligen“ verloren haben. „Ja, ein Heiliger war er uns — sagte Decan Bittel am Schlusse des Protestantentags zu Neustadt — in dem Sinne, wie das Neue Testament diesen Ausdruck zu brauchen pflegt. Aber verloren haben wir ihn nicht. Sein Geist ist auch heute wieder unter uns gewesen.“

Sein Geist wird auch fürder um uns sein. Rothe wird in dem Verein leben, so lange wir in Christus, wie der Heimgegangene sich wohl auszudrücken pflegte, keinen Pfarrer oder geistlichen Oberamtman, sondern einen König erblicken, der auf dem sittlichen Gebiete eine neue Aera heraufgeführt hat, in welcher die Vollendung der Menschheit verbürgt ist; und so lange wir in seiner Stiftung keine Anstalt erblicken, welche dem Menschen, der sich an ihre Einrichtungen hält, die Seligkeit garantirt, sondern ein Reich Gottes, in welchem Alles, was als göttliches Angebinde der Menschheit in die Wiege gelegt worden ist, zur allseitigen Entfaltung gelangen soll. Wo ist eine Zeitfrage, die unseren Verein heute beschäftigt, und die nicht aus seinen Schriften ihre maßgebende Beleuchtung empfinde? Unser Interesse sammelt sich im Augenblick um Schule und Religionsunterricht. „Sehr wichtig ist es — lesen wir in der Ethik (III, 767) — auf dem gegenwärtigen Punkte unserer geschichtlichen Entwicklung, daß in der Schule durch ein recht besonnenes Maßhalten mit dem Religionsunterricht diese zarte Pflanze der jugendlichen Frömmigkeit in ihrer ersten Entwicklung mit wahrhaft religiöser Vorsicht geschont werde. Lauter recht innig fromme Lehrer und recht wenig Religionsunterricht, das ist nach dieser Seite hin die Aufgabe.“ So könnten wir der goldenen Worte eines auf das andere häufen. Der Mann, welcher in der Zurückstellung der kirchlichen Ausgestaltung des Christenthums hinter der sittlichen Großmacht soweit ging, daß er schon bei seinem ersten schriftstellerischen Auftreten die einstige Auflösung der Kirche im Staat, als der „Totalität aller sittlichen Zwecke“, verkündete, war schon von Anfang an ein Herold und Vertreter des Pro-

testantenvereins, auf dessen äußerster Linken er sich sogar mit jener praktischen Forderung ebenso sehr befindet, als er mit seinem theoretischen Supranaturalismus die Rechte desselben führt. Aus dem Mittelpunkt und Herzen des gesammten Vereins dagegen ist es geredet, wenn er dessen Stellung zu Christus und Christenthum einst in den schönen, kindlich berebten Worten gekennzeichnet hat, mit welchen wir — als mit einer Einladung, die auch an unsere Gegner ergeht — hier schließen wollen (Allgemeine kirchliche Zeitschrift, 1864, S. 519 fg.):

„Heutigen Tages kann der Christ seinen Herrn und seinen Glauben an ihn wahrlich auf eine bessere Weise bekennen, als durch die Zustimmung zu theologischen Sätzen und Formeln. Der Herr hat durch die Geschichte größere und bleibendere Dinge hervorgebracht, als Dogmen und Liturgien und kirchliche Institutionen aller Art. Mißachte nur nicht die besten geschichtlichen Werke deines Herrn, weil sie die weltliche Signatur an sich tragen! Erfasse nur die Lebensaufgabe, wie sie sich dir in dieser irdischen Welt stellt und wie sie eben erst der modernen Zeit immer heller aufgeht, mit immer klarerem Bewußtsein, und wirf dich mit deiner ganzen Kraft auf die Arbeit an ihr — lebe nur ganz den Bestrebungen, welche die Neuzeit die humanen nennt, beides, in der Richtung auf deine eigene Person und in der auf dein Geschlecht als Ganzes; aber wisse dabei, daß die Aufgaben, denen du dich widmest, nur in dem Lichte, das von Christus ausgestrahlt ist, dem menschlichen Auge aufgegangen sind, und nur in ihm richtig verstanden werden können, und daß das moralische Vermögen, sie auszuführen, nur von ihm dem menschlichen Herzen zufließt und in kindlich gläubiger Hingebung bei ihm gesucht sein will — wisse dabei mit voller Klarheit, daß du mit dem Allem nichts Geringeres treibst als Christi eigenes Werk, und an dem Bau seines Reichs arbeitest, an dem Bau des Himmelreichs — und lege in solchem Bewußtsein freudig Zeugniß davon ab vor dieser heutigen Welt, die in der Umdüsterung ihres Sinnes nicht weiß, von wannen sie kommt und wohin sie geht; sage ihr's laut, daß die großen humanen Ziele, welche die moderne Geschichte aufstellt und verfolgt, so durch Christus gesteckt sind, und daß alle die rastlose menschliche Arbeit, die ihnen gewidmet wird, was sie ist, durch Christus ist und für ihn — daß sie in ihren letzten Erfolgen nicht für diese vergängliche Welt gethan wird, sondern für die unsichtbare, unvergängliche, für den Himmel! Wodurch sonst könnte doch der Erlöser von uns armen Menschenkindern höher geehrt und verherrlicht werden, als wenn wir aus der Fülle des Herzens bekennen, daß wir durch ihn wahre und ganze Menschen sind und eben

darin Kinder des himmlischen Vaters, und daß wir es nur durch ihn sein können? Wollte unsere Christenheit sich doch nur wieder einmal als Christenheit fühlen lernen! dann würde es sie schon innerlich drängen, ihren Herrn zu bekennen, und sie würde nicht verlegen darüber sein, womit. Erst dann würde sie aber auch des Segens, eine Christenheit zu sein, froh werden. Sie würde dann auch ihrerseits ihren Herrn und Heiland wirklich haben, der seinerseits sie schon jetzt in seiner Hand hat als ein Mittel für seinen Zweck, und würde des Kindesrechts in dem großen und herrlichen Hause Gottes inne werden, in dem sie sich jetzt zumeist nur als Sklavin fühlt!“

Ueber die Nachfolge Jesu Christi.

Ein Vortrag,

gehalten am 4. März 1869 in dem Bremer Protestantenverein von

H. Baumgarten in Moskau.

Von dem verehrlichen Vorstand des hiesigen Protestantenvereins zum öffentlichen Worte aufgefordert, bin ich diesem Rufe gerne gefolgt, um meine herzlichste Theilnahme für das Gedeihen des freien Protestantismus in dieser Stadt durch die That zu beweisen. Möchte es mir vergönnt sein, daß meine Rede des großen und heiligen Gegenstandes, den ich Ihrer Aufmerksamkeit, geehrte und geliebte Brüder in Christo, angekündigt habe, sich nicht unwürdig erweise.

Der deutsche Protestantenverein ist nicht gestiftet, um für den theologischen und kirchlichen Hader ein neues Streitfeld zu schaffen, im Gegentheil einen freien Raum will er herstellen, in welchem die, welche bisher kalt nebeneinander hergegangen sind und sich daher schließlich gar nicht mehr verstehen, sich ihres gemeinsamen Ursprunges und Zieles bewußt werden und ihre Gemeinsamkeit in vereinter Arbeit an dem, was das christliche Gewissen der Gegenwart aller Orten und mit lautester Stimme als das höchste kirchliche Gebot bezeichnet, vor der Welt zu bethätigen, entschlossen sind. Diese Vereinigung der verschieden und entgegengesetzt Denkenden zu gemeinsamer kirchlicher Thätigkeit ist etwas Neues und ist darum nicht zu verwundern, daß Alle, welche sich in religiösen Dingen vorzugsweise durch das Herkommen bestimmen lassen, sich diesem Unternehmen heftig widersetzen. Andererseits zeigt sich aber ganz deutlich, daß das Bedürfniß nach einer solchen, nicht auf eine vereinbarte Bekenntnißformel gegründeten, sondern aus der stillschweigend vorausgesetzten Grundkraft der christlichen Gesinnung hervorgehenden kirchenerneuernden Thätigkeit ein allgemeines und

tiefempfundenen ist. Nach einem solchen kirchlichen Realismus sehnt sich aus Herzensgrund Alles, was zur sittlichen Menschheit gehört, nach einer solchen auf breiter Basis christlicher Denkweise ruhenden Zusammenfassung der kirchlichen Kräfte hungert und durstet Alles, was in unserm deutschen Volke noch festhält an den hohen und idealen Gütern, welche Gott unserm Volke zur Pflege anvertraut hat. Dieses aus dem innersten Grunde des Volksbewußtseins hervorgehende Zeugniß muß uns ein Trost sein bei der Ungunst und Kälte, mit welcher die theologischen Meister zur Rechten und zur Linken in der Regel die Angelegenheit unseres Vereines betrachten und behandeln. Aber bei dieser Sachlage dürfen wir uns auch die große Verantwortlichkeit nicht verhehlen, die auf uns ruht. Wehe uns, wenn wir, die wir feierlich kirchliche Thaten gelobt haben, schließlich Nichts als Wünsche, Vorfälle und Pläne zu bieten vermögen; wehe uns, wenn unser Volk, welches schon so oft durch seine kirchlichen Sprecher und Führer betrogen worden ist, auch noch und zwar in einer so gefährlichen Zeit, wie die gegenwärtige, von dem deutschen Protestantenverein sollte getäuscht werden! Diese ernste Erwägung hat mich bestimmt, in dieser Stunde vor Ihnen von der Nachfolge Jesu Christi zu reden. Denn für das, was der Protestantenverein an die Stelle der veralteten und unfruchtbaren Grundlage der Bekenntnisformeln setzen will, wird es keinen Ausdruck geben, der allgemeingültiger und zugleich unser Gewissen verpflichtender wäre, als das bezeichnete Thema meines heutigen Vortrags.

Zuerst haben wir die Bedeutung der Christenpflicht zur Nachfolge Christi zu erwägen, sodann den Inhalt dieser Pflicht uns klar zu machen.

I.

„Eine große Menge von Sünden würde weniger sein, wenn denen, welche im Begriff sind zu sündigen, ein Zeuge zur Seite stünde. Der Geist muß Jemand haben, den er verehrt, durch dessen Ansehen er auch sein geheimstes Leben heiligt. Heil dem, der nicht nur, wenn er gegenwärtig ist, sondern auch, wenn er nur gedacht wird, Menschen bessert! Heil aber auch dem, der Jemanden so verehren kann, daß er sich nach seinem Bilde richtet und regelt! Wir müssen uns einen tugendhaften Mann erwählen und als unter seinen Augen leben und Alles verrichten.“ Mit diesen Worten hat ein heidnischer Denker des ersten christlichen Jahrhunderts das Bedürfnis der Menschheit nach einem vorbildlichen Ideal des sittlichen und religiösen Lebens ausgesprochen. Dieses Bedürfnis war im Lauf der Zeiten immer dringlicher geworden. Ursprünglich, so lange das öffentliche Leben

unter den Völkern des classischen Alterthums noch gesund und kräftig war, waren die, welche die Weisheit und Tugend lehrten, im Allgemeinen auch beflissen ihre Lehre auszuüben; in dem Maaße aber, als das öffentliche Leben in Verfall gerieth, zeigte sich in den Schulen die Kluft zwischen Wort und Wandel, zwischen Lehre und Leben und zahllos sind die Klagen der späteren Zeiten über diesen Mangel. Und dem tiefsten Gefühl dieser geistlichen Armuth verdanken wir einige Ahnungen, welche wie helle Sterne am nächtlichen Horizont des Heidenthums glänzen und einen kommenden Tag weissagen. Nachdem Plato die Verurtheilung des Socrates, seines Meisters, erlebt hatte, erscheint ihm das Volk wie ein „unbändiges Thier“ und die Welt so verderbt, daß er den vollkommenen Gerechten nicht mehr anders denken kann, als in dem Zustande der Verfolgung; der, welcher das wahre Wesen der Gerechtigkeit darstellen will, wird nach seiner Schilderung „gepeinigt, gefoltert, gebunden, mit glühenden Eisen geblendet, zuletzt, wenn er alle Leiden erduldet, wird er gespießt werden.“ Im Bilde hat Plato diesen vollkommenen Gerechten hingestellt, im Leben hat er keinen Solchen geschaut. Auch Cicero Jahrhunderte nachher noch eben so wenig. Dieser, der die Gerechtigkeit als „Herrin und Königin aller Tugenden feiert“, klagt im Namen seiner Römer: „des wahren Rechtes, der ächten Gerechtigkeit leibhaftiges Wesen besitzen wir nicht, Schatten und Bilder brauchen wir; und es wäre ein Glück, wenn wir nur immer diesen wenigstens folgten“. Aber es sollte noch schlimmer werden, es kam dahin, daß auch in besseren Menschen der Zweifel auftauchte, ob nicht Tugend ein bloßer Name sei. Und als es erst dahin gekommen war, gab es für das sittliche Bewußtsein keine andere Rettung, als eine solche Verwirklichung der Tugend, welche die denkbar schwerste Probe bestanden und damit jenen Zweifel auszurotten im Stande sei. Mit diesem Gedanken beschäftigt sich angelegentlich der Philosoph Seneca, der am Hofe des Kaisers Nero lebte. „Es ist“, schreibt derselbe, „ein Erforderniß des Gemeinwohls der Menschheit, daß Etwas vorhanden ist, welches unbezwinglich dasteht, daß Einer lebt, über den das Schicksal Nichts vermag.“ Als Probe der Unbezwinglichkeit denkt aber Seneca nicht bloß das Erleiden aller Marter und Qualen, sondern auch ausdrücklich das Standhalten gegen Schmach und Infamie. Demnach ist ihm der vollkommene Gerechte der, „welcher lediglich gestützt auf sein gutes Gewissen der ganzen Volksversammlung trotzt und, wenn seine Tugend als Verbrechen bestraft wird, sich nicht erniedrigt, sondern über seine Strafe sich emporrichtet.“ „Wenn so die Tugend in menschlicher Wirklichkeit erscheint,“ schreibt derselbe Denker, „dann mag wohl Einer staunend stille stehen, wie

durch Begegnung einer Gottheit angehalten, sodann aber nicht abgeschreckt, sondern durch freundlichen und sanftmüthigen Blick herbeigerufen anbeten und niederfallen.“ Wie tief das menschliche Bedürfnis nach einem sittlichen Ideal ist, erkennt man aus solcher überschwenglichen Beschreibung, aber man merke wohl, nicht der Gedanke dieser Ideale befriedigt das Bedürfnis, nur die Verwirklichung derselben stillt das Verlangen. Dieses Verlangen ergreift daher bald diesen bald jenen und stellt ihn als Vorbild auf, um sich daran emporzurichten. Bald ist es Socrates, bald Cato, bald Pythagoras, bald Apollonius. Aber jedesmal ist es eine Wirklichkeit, die man erst idealisiren muß, nicht ein Ideal, welches wirklich geworden ist und dadurch sich selbst offenbarend die Wirklichkeit berichtigt. Und eben deshalb halten alle jene gemachten Ideale vor dem wirklichen Bedürfnis auf die Dauer niemals Stand. Die natürliche Menschheit vermochte das Bedürfnis nach der verwirklichten Tugend zu fühlen und auszusprechen, aber dieses Bedürfnis zu befriedigen war ihr nicht gegeben.

Wie sollen wir uns überhaupt die Möglichkeit vorstellen, daß dieses Bedürfnis befriedigt werde? Wie kann es überall ein Vorbild geben, welches Allen vorleuchtet, da doch Jeder von dem Anderen verschieden ist? Zunächst ist zu bedenken, daß dieses Bedürfnis, wie sich aus den angeführten Zeugnissen desselben auch ergibt, sich nicht bezieht auf die Föhrung und Gestaltung des Lebens in seinen einzelnen Werken, sondern auf die Offenbarung der Grundkraft des menschlichen Lebens. Diese Grundkraft will man in vollendeter Verwirklichung anschauen, darauf ist jenes Verlangen gerichtet; wird diese Anschauung gewährt, dann kann Jeder, das ist stillschweigende Voraussetzung, die Ausführung im Einzelnen für sich selber unschwer auf eigene Hand ausfindig machen. Wir müssen uns also umsehen nach einem Gebiet, wo die ganze Geistesrichtung auf die Einheit und nicht auf die Mannigfaltigkeit, auf die Grundkraft und nicht auf die Menge von Leistungen angelegt ist. Dieses Gebiet finden wir nur einmal, nämlich innerhalb der scharf abgegränzten Geschichte des israelitischen Volkes. Hier wird alle Mannigfaltigkeit und Vielheit der Dinge in eine Einheit zusammengefaßt und zwar nicht in eine starre und todtte, sondern in eine urlebendige, nämlich in die Einheit Gottes, und alle Gedanken, alle Gefühle, alle Kräfte des Menschen werden gleichfalls auf eine Einheit zurückgeführt, die aber ebenfalls nicht eine ertödtende und erschlassende, sondern eine belebende, befreiende und begeisternde ist, nämlich die Einheit der Ehrfurcht, des Glaubens und der Liebe gegen den einen Gott und Herrn. Diese zwiefache Einheit, die objective Gottes und die subjective der Frömmigkeit,

giebt die Grundrichtung der Gesinnung, welche als Gradheit des Herzens im Alten Testament so oft gefeiert wird. Die Concentrirung des menschlichen Daseins und Lebens auf die eine Grundkraft läßt es zwar nicht zu, daß der Geist sich hier in den weltlichen Sphären der Wissenschaft und Kunst, der Politik und des Handels so kräftig entfalte, wie in den beiden Völkern des sogenannten classischen Alterthums, aber an eine Verengung und Verkümmernng des Geistes ist hier nicht zu denken, es ist eine volle Nationalität, eine ganze Volksgeschichte, in deren die menschlichen Anlagen erschöpfende Fülle sich hier der Geist ergießt. Auf diesem Boden oder nirgends muß das Urbild entstehen, nach dessen Anschauung die sittliche Menschheit sich sehnt. Und in der That giebt es in der Menschheitsgeschichte keine Gestalten, welche sich seit Jahrhunderten dem Gewissen und dem Gemüthe der Völker so tief eingeprägt haben, wie die Patriarchen, die Könige und die Propheten des israelitischen Volkes. Indessen, daß an diesen Allen noch ein Mangel haftet, daß Keiner von ihnen das hohe Ideal der Vollendung verwirklicht, das braucht man nicht von anderswoher zu entnehmen, das wird von den classischen Schriften des israelitischen Volkes ausdrücklich genug eingeschärft; jedoch so, daß die Aussicht auf die Zukunft immer offen gehalten wird. Die Sehnsucht nach der Erscheinung des vollkommenen Gerechten ist hier noch stärker und weit allgemeiner als unter den Heiden. Aber weder wird hier voreilig und eigenmächtig eine Verwirklichung des Ideals angenommen, noch auch, daß diese Verwirklichung bevorstehe und nicht ausbleibe, bezweifelt. Der aber, welcher kommen soll, wird bald als Prophet, bald als König, bald als Priester gedacht, das will sagen nach der geschichtlichen Bedeutung dieser Aemter, er wird ein Solcher sein, welcher die ganze Fülle des Volkslebens in sich schließt und dieses Volksleben innerhalb seines individuellen Daseins in seiner Vollendung darstellt. Da sich nun in diesem Volksleben die Grundgesinnung der Menschheit entfaltet, so muß Jener, in welchem dieses Volksleben seine individuelle Vollendung findet, dasjenige Ideal sein, nach welchem die Menschheit für ihr religiöses und sittliches Leben sich sehnt. Während also die edelsten Geister in der Heidenwelt sich in dem Verlangen nach dem religiösen und sittlichen Ideal verzehren, wird die Verwirklichung desselben in der israelitischen Welt geschichtlich vorbereitet und ermöglicht.

Diese Möglichkeit ist zur Wirklichkeit geworden in Jesu von Nazareth. Zur Nachweisung werden für uns in diesem Zusammenhang genügen seine Selbstausagen und die Erklärungen seiner nächsten Zeugen. Jesus bezeichnet den Weg zum Leben als einen zum Erstaunen eingeengten (Matth. 7, 14);

da er nun weiß, daß die Menschheit müde geworden ist auf ihrem weiten Sündenwege (Matth. 11, 28. vgl. Jes. 57, 10), so ist es eine Selbstfolge, daß nur Wenige auf den engen Weg zum Leben gelangen. Genau genommen aber ist es so, daß Niemand diesen Weg betreten würde, wenn nicht Jesus wäre, denn da in Wahrheit alle Menschen für sich selber zum Gutesethun unfähig sind (Joh. 15, 8), so ist die Menschheit in sich selbst betrachtet im eigentlichen Sinne am Ende, sie mag sich noch äußerlich bewegen, aber alles Vorwärtskommen im Guten ist ihr abgeschnitten, der Menschheit ist der Weg abhanden gekommen, wie die alttestamentliche Sprache sich ausdrückt. Aus dieser eigenthümlichen Anschauung erklärt sich das merkwürdige Wort Jesu: „ich bin der Weg“ (Joh. 14, 6), das heißt: die einzige Möglichkeit des Weiterkommens für die Menschheit. Ohne Zweifel weist Jesus mit dem Worte: „ich bin der Weg“ hin auf den Gang, den er selber macht und mit dem er in der der Menschheit verschlossenen Welt eine neue Bahn bricht, wie dies Hebr. 10, 20 ausgeführt ist, wo der von Jesus gebahnte Weg, wegen seiner geistigen Bedeutung, als ein lebendiger bezeichnet wird. Es ist aber in jenem bedeutsamen Wort noch mehr enthalten, als die durch das Vorausgehen bewirkte Bahnbereitung, denn dieses wäre vollständig ausgedrückt durch den Satz: „ich bin der Wegbereiter“, dagegen „ich bin der Weg“ kann Jesus nur dann sagen, wenn dieses Voranschreiten und diese Wegbereitung nicht sowohl eine von ihm ausgehende auf einen Stoff gerichtete Thätigkeit ist, sondern eine solche Selbstdarstellung, welche die ganze Persönlichkeit drangiebt, dann aber auch keines weiteren Mittels bedarf. Wenn nun Jesus seine Person zu der Möglichkeit aller wahren Fortentwicklung in der verschlossenen Welt in eine so intensive Beziehung setzt, so erklärt es sich, daß er es liebt sein Leben als einen Gang einzurichten und zu bezeichnen. In solchem Zusammenhang bekommt es erst seinen vollen Sinn, wenn er sich als den bezeichnet, der nicht habe, wo er sein Haupt hinlege (Matth. 8, 20), wenn er sagt: daß er wandern müsse heute, morgen und am dritten Tag (Luc. 13, 33). Dieses Wanderleben durch alle Theile des Landes bis an die äußersten Grenzen ist das große Symbol seiner Bestimmung für die weltgeschichtliche Wegebereitung. Und hier findet nun die Nachfolge Christi ihre nächste Anwendung. Die, welche Jesus einweihen will in seine Jüngerschaft, fordert er auf, ihm zu folgen; diese Aufforderung findet sich in allen vier Evangelien und bei verschiedenen Gelegenheiten, ist also ohne Zweifel eine Grundforderung aus dem Munde des Herrn (Matth. 8, 22. 9, 9. 9, 211. Marc. 2, 14. 10, 21. Luc. 5, 27. 9, 59. 18, 22. Joh. 1, 44.).

Diese Nachfolge war die äußere Bedingung der persönlichen Erfahrung und Wahrnehmung alles dessen, was Jesus wirkte und lehrte und insofern das unerläßliche Erforderniß aller vertrauten Jüngerschaft (Apsl. 1, 22). Aber so wie der Wandel Jesu durch die Welt das Geheimniß seiner Person und seiner Bestimmung versinnlicht, so schließt auch die äußere Nachfolge einen geistigen Inhalt in sich. Der Weg Jesu von der Tiefe des Jordans bis zur Höhe des Kreuzes ist der Gang durch die finsternen Tiefen der Welt zu Gott. Diesen Gang wandelt Jesus als der Christ, als der König Israels, der durch sein Wirken und Leiden sein Volk erlöst, wiederherstellt und vollendet. Da nun in Israel die Concentration der sittlichen und religiösen Anlage und Bestimmung der Menschheit beschlossen ist, so ist der Gang Jesu zwischen Jordan und Golgatha die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts nach seiner wesentlichsten Grundkraft.

Die Aneignung dieser Wiederherstellung beruht auf eines Jeden freier That und ist nur möglich durch innere Verähnlichung eines Jeden mit Christo. Das ist der Sinn der Nachfolge Christi im geistigen Verstande. Die Nachfolge in diesem geistigen Sinne fordert Christus von Allen, nicht bloß von denen, die er mit dem apostolischen Amte betraut, sondern auch von denen, welche überall an seinem Reiche Theil zu haben begehren (Matth. 10, 38; 16, 24; Marc. 8, 34; Luc. 9, 23; 24, 27; Joh. 8, 12; 10, 4. 27; 12, 26; 13, 36; 21, 19. 22; vgl. 1. Joh. 2, 6 Offenb. 14, 4. 19. 14). Diese geistige Nachfolge ist aber nicht ein bloßes Betrachten und Bedenken dessen, was Christus gewirkt und gelitten hat, nicht ein bloßes Aufnehmen der Geschichte Christi mit dem Verstande und mit dem geistigen Anschauungsvermögen, sondern es ist ein wirkliches Nacherleben dieser Geschichte, ein Gleichwerden mit Christo, wofür der sicherste Beweis der ist, daß Christus vor Allem das Aeußerste und Schwerste auf seinem Gange nennt, nämlich das Tragen des Kreuzes und eben dieses als wirkliche Leistung von allen seinen Nachfolgern mit unerbittlicher Strenge fordert (Matth. 10, 38; 16, 24; Marc. 8, 34; Luc. 9, 23; 14, 27; Joh. 21, 19. 22).

Plato hatte den vollkommenen Gerechten mit berebten Worten als eine Bildsäule hingestellt, Jesus stellte den vollendeten Menschen dar durch sein Leben und nicht als ein stillstehendes Bild, sondern als eine wandelnde, als eine geschichtlich lebende und bewegende Persönlichkeit. Und die geforderte Nachfolge in diesem Wandel ist der bildliche Ausdruck für die nothwendige Nachlebung dieser bahnbrechenden Geschichte. Die Apostel treffen daher auch ganz richtig den Sinn Jesu, wenn sie nicht etwa nur ein Einzelnes in dem Leben Jesu als Beispiel ansehen (Joh. 13, 15), sondern das ganze

Leben Jesu als Vorbild aufrichten, welchem alle Christen ähnlich zu werden als höchstes Strebeziel zu betrachten haben. So schreibt Petrus, daß in dem Leiden Christi uns eine „Vorschrift“ hinterlassen sei, welches Wort an die Pflicht vom Kreuztragen erinnert und wenn derselbe Apostel unmittelbar darauf fortfährt: „ihr sollt seinen Fußstapfen nachfolgen“ (1 Petr. 2, 21), so ist damit das Grundwort Christi selber von seiner Nachfolge wieder aufgenommen. Wer zwar diesen Ausdruck nicht hat, aber die Sache selbst mit einer ungewöhnlichen Kraft und Folgerichtigkeit festhält und bis ins Aeußerste verfolgt, das ist der Apostel Paulus. Dieser wird nicht müde, in immer neuen Wendungen das ganze Christenleben als ein im Geiste zu vollziehendes Nachleben der Geschichte Christi zu schildern, wobei er sich selber als ein lebendiges und gegenwärtiges Beispiel dieser Gleichheit mit Christo einführt. Insbesondere sind es die beiden Hauptmomente der Geschichte Jesu, sein Sterben und sein Auferstehen, deren Wiederholung nach Paulus das geheimnißvolle Wesen jedes wahren Christenlebens ausmacht (Röm. 6, 2—11; 1 Cor. 15, 22; 47—49; Epheß. 2, 5. 6; Col. 2, 12; 3, 1. 2; Gal. 2, 19; 6, 17; 2 Cor. 4, 10; Phil. 2, 5; 3, 10. 11). Wenn Paulus diese Gleichheit der Christen mit Christo an einzelnen Stellen noch über die Grenze des Diesseits hinausführt (1 Cor. 15, 49; 2 Cor. 3, 18; Röm. 8, 29) so hat diese Ueberschwenglichkeit in den Reden Jesu, welche eben den bildlichen Ausdruck der Nachfolge bis über die Grenze der Sichtbarkeit hinaus sich erstrecken lassen, einen sehr bestimmten Halt (Joh. 12, 26; 14, 3. 12, 32).

Aus dem neutestamentlichen Zeugnisse geht also hervor, daß mit der Verwirklichung des ersehnten Ideals in der Person und Geschichte Jesu zugleich die allgemeine Verpflichtung zur Nachfolge Christi auftritt, welche Verpflichtung jedem Menschen die geistige Nachlebung der Geschichte Jesu auferlegt. Fragen wir nun, welche Bedeutung diese Verpflichtung für unsere Gegenwart und insbesondere für unsern protestantischen Verein hat, so dürfen wir nicht übersehen, daß die kirchliche Lehre von Christus, wie sie sich im vierten und fünften Jahrhundert entwickelt und festgesetzt hat, die genannte Verpflichtung gar sehr aus den Augen gerückt hat. In den Zeiten, in welchen die Kirche um ihr Dasein zu kämpfen hatte, und demnach ihre Hauptkraft auf das Handeln gerichtet war, ist die Pflicht der Nachfolge Christi im lebendigen Bewußtsein und thatsächlicher Uebung. Zwei nachapostolische Urkunden, welche so alt sind, daß sie von den neutestamentlichen Schriften noch wenig Gebrauch machen, der Brief des römischen Clemens und der Brief des Polycarp, gebrauchen beide mit vollem Verständniß den eigenthümlichen Ausdruck, mit welchem Petrus, wie wir gesehen, die

verpflichtende Vorbildlichkeit Christi bezeichnet hat. Seit aber die Kirche begann, die Christuslehre mit theoretischer Einseitigkeit in Formeln zu fassen, wurde der ursprüngliche Gesichtspunkt, nach welchem Alles in der Person und Geschichte Jesu zur Nachfolge und zur Nachbildung bestimmt ist, sehr vernachlässigt. Die Hauptfrage ist immer, die Gottheit Christi sicher zu stellen und unter solchem Einflusse gestaltete sich eine Christologie, welche das Wichtigste in der Person und Geschichte Jesu jeder Vergleichung mit menschlichen Kräften und Zuständen entrückte. Da man nun außerdem die Christuslehre mit dem Schutze des staatlichen Schwertes umgab, so blieb für das Kreuztragen, welches die urchristliche Zeit als das vornehmste Merkmal der wahren Nachfolge Christi bezeichnet und bewährt hatte, kein Raum mehr übrig, denn Alles, was mit einigem Recht den Namen des Kreuzes im neustamentlichen Sinne führen kann, muß von der öffentlichen Gewalt aufgelegt werden. Obgleich also sowohl durch die Lehre als durch die Verfassung der Kirche die Pflicht der Nachfolge Christi verdunkelt wurde, war doch diese Pflicht durch den Geist der Christenheit zu tief eingeprägt, als daß sie nicht sollte zu allen Zeiten Verkündiger und Thäter gefunden haben. Beweis dafür ist der Umstand, daß dasjenige Erbauungsbuch, welches in der Christenheit wohl die weiteste Verbreitung gefunden hat und nach vier Jahrhunderten noch immer in den weitesten Kreisen mit andächtiger Glut gelesen wird, die Nachahmung und Nachfolge Christi zum Titel und Inhalt hat. Obgleich aber die allgemeine Verbreitung und Verehrung dieses Buches uns Beweises genug ist, daß diese heilige Pflicht hier muß mit christlichem Verstand und Ernst behandelt sein, werden wir andererseits doch nicht glauben, daß ein Mann, der von sich bekennt: „Ruhe habe er nur gefunden in der Einsamkeit und in den Büchern“, ein Mann, der in klösterlicher Abgeschlossenheit sein Leben geführt hat, im Stande sein könne, das Urbild Christi, dessen Worte und Werke dem Schauplatz der größten und unruhigsten Deffentlichkeit angehören, vollständig zu zeichnen und auszuführen. Ueberhaupt ward die unbefangene Anschauung des Urbildes Christi, welches die Nachahmung einerseits ermöglicht, andererseits erheischt, erst dann wiederum zugänglich, als die ungeschichtliche Uebernatürlichkeit in der Christologie einer besseren Erkenntniß weichen mußte. Hätte nun diese bessere Erkenntniß mit dem Beispiele Christi, mit welchem Worte sie das biblische Bild der Nachfolge zu deuten liebte, vollen Ernst gemacht, dann wäre die frühere Einseitigkeit gründlich überwunden und es stände gegenwärtig weniger schlimm in der Christenheit. Man drückte aber das hohe Beispiel Christi, welches bestimmt ist, das ganze sittliche Bewußtsein zu erheben, zu

läutern und zu kräftigen, auf das Niveau einer platten Moralität herunter und veranlaßte dadurch, daß ernstere und tiefere Gemüther unbefriedigt von einer solchen Dürftigkeit mehr oder weniger in die frühere Spur wieder einlenkten, dabei aber auch in dem Maße wegen des Uebergewichtes der göttlichen Attribute Christi die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Nachfolge wiederum aus den Augen verloren.

Es ist ein Glück, daß der Kampf, der jetzt um die Person und Geschichte Jesu entbrannt ist, so ernst und gründlich wie noch niemals, in eine Zeit fällt, in welcher nicht die Schulen, sondern die Völker das letzte Wort haben. Nach langem Schlafe sind die Völker zum Selbstbewußtsein erwacht, das erfüllt zwar die Welt mit Unruhe, verleiht aber dem menschheitlichen Leben einen kräftigeren und heilsameren Inhalt und bewirkt ein gesunderes und richtigeres Urtheil, als wenn künstliche Mächte und unnatürliche Leidenschaften den Zügel der Weltgeschichte führen. In solcher Zeit werden nicht diejenigen den Preis des öffentlichen Urtheils gewinnen, welche am kunstreichsten, scharfsinnigsten und gelehrtesten ihre Gedanken über Christus auszuführen verstehen, sondern diejenigen, welche die Kraft besitzen, durch die wahre Nachfolge das Bild Christi dem gegenwärtigen Geschlechte zu erneuern. Denn auf den Studirstuben, auf den Kanzeln und Lehrstühlen kann das Bild Christi auf mancherlei Weise verfälscht werden und die Leser und Hörer nehmen das falsche Bild für das wahre; aber vor dem Richterstuhl des Volksbewußtseins hält diese Falschmünzerei nicht Stand. Der Gang Jesu durch die Welt hat dem Erdboden so tiefe Spuren eingebrückt, seine Geschichte hat dem Gedächtniß der Menschheit die Grundzüge seines Angesichtes so unvertilgbar eingeprägt, daß das Volksgewissen überall, wo das wahre Bild Christi in Thaten sich ausprägt, mit Sicherheit dasselbe wiedererkennen, dagegen jedes falsche und trügerische Kunstwerk immer mit Mißtrauen betrachten wird.

Unter so bewandten Umständen ist der deutsche Protestantenverein ein überaus zeitgemäßer Gedanke. Die Mitglieder dieses Vereins sind darin einig, daß der hergebrachten ungeschichtlichen Ueberspanntheit in der Christenlehre gegenüber die geschichtliche Anschauung ohne Vorbehalt grundlegend gemacht werden muß. Wie sich auf solcher Grundlage das Bild Jesu in der Seele zu gestalten habe, bleibt eines jeden Einzelnen Gewissen überlassen, als Verein aber wollen wir das Bild Jesu nicht lehrend sondern handelnd darstellen vor den Augen unseres Volkes, wir wollen die Kluft, welche die Schulen und die Kirchenregimente zwischen Christus und dem deutschen Volke befestiget haben, aufheben. Denn Alles was wir uns nach

unserem Statut als Zweck zur Erneuerung der Kirche vorgefetzt haben, hat schließlich keinen anderen Sinn, als daß der wahre Christus unserem Volke zur Anschauung komme und daß das deutsche Volk seinen Beruf in der Gegenwart des Reiches Christi erfülle. Dieses aber können wir nur erreichen, indem wir in der Kraft Christi durch thatsächliche Nachfolge seines Wandels ihn selber den Augen des deutschen Volkes darstellen. So wichtig, so bedeutsam ist der Gegenstand unserer heutigen Erwägung für die Christenheit überhaupt, insbesondere für unsere Zeit und vornehmlich auf dem Gebiete unseres protestantischen Vereins.

II.

Jetzt wollen wir den Inhalt dieses Lebens, in dessen Fußstapfen wir treten sollen, näher betrachten. Dieses Leben ist, wie Christi Gewand ein ungenähtes war, aus einem Guß, Inneres und Aeußeres, Privatives und Oeffentliches ist in einander und durch einander gewirkt. Wollen wir aber diese wunderbare Ganzheit eines Menschenlebens deutlich machen, so müssen wir für unsere Betrachtung auseinander halten, was in der Wirklichkeit verbunden war. Demnach unterscheiden wir die Gesinnung und die Handlung und, da es die Handlung eines Mannes betrifft, welcher einen öffentlichen Charakter im höchsten Sinne des Wortes hat, so wird die Handlung vorzugsweise ein öffentliches Wirken sein, und da dieses öffentliche Wirken auf der persönlichen Grundlage ruht, so wird die Unterscheidung der Gesinnung oder Handlung zusammenfallen mit der Unterscheidung des Persönlichen und des Amtlichen. Die Gesinnung Jesu ist seine persönliche Stellung zu Gott und zu den Menschen, seine Frömmigkeit und seine Liebe; seine Handlung, die Erfüllung seines amtlichen Berufes ist seine Gerechtigkeit. Also Frömmigkeit, Liebe und Gerechtigkeit bezeichnen die drei Stadien des heiligen Wandels, in dessen Spuren wir einhergehen sollen.

Was nun zuvörderst die Frömmigkeit Jesu anlangt, so ist uns Allen geläufig, mit welcher Schärfe er alles irgendwelches Zurückschauen der Frömmigkeit gestraft, mit welchem Eifer er auf die Innerlichkeit, Verborgenheit und Wahrheit aller Frömmigkeit, auf das Anbeten des Vaters „im Geiste und in der Wahrheit“ dringt. Und so wie er gelehrt, grade so hat er auch gelebt. Weil sich ein falscher Wahn an manche Uebungen der Frömmigkeit gehängt hatte, so hat er sich absichtlich über manche fromme Gewohnheit hinweggesetzt. An manchem Sabbath hat er sich nicht gescheut, den Juden Aergerniß zu geben durch sein Wirken, manche Sitten, welche allgemein als nothwendige Aeußerungen wahrer Frömmigkeit galten und

von den gefeierten Meistern und Vorbildern des religiösen Lebens vorge-
schrieben und vorgelebt wurden, hat er von sich und den Seinen abgelehnt
und nicht selten hat er damit Anstoß gegeben nicht bloß den Pharisäern,
sondern auch den Jüngern des Täufers. Weil er die wahre und voll-
kommne Frömmigkeit in sich darstellen, oder weil er, wie eine tiefsinnige
Schriftstelle sagt, „Begründer und Vollender des Glaubens“ (Hebr. 12, 2)
sein wollte, so konnte er getrost wagen, den Schein der Unfrömmigkeit auf
sich zu laden. Diesen Schein hat er vollkommen getilgt, indem er mitten
im Drange der Thätigkeit sich sabbatliche Stunden verschafft, indem er den
nächtlichen Himmelsdom auf den freien Bergeshöhen zu seinem Tempel
weiht. Besonders anschaulich beschreibt uns Marcus einmal diese von Zeit
und Raum losgebundene Frömmigkeit Jesu. Marcus erzählt, wie Jesus
einen Tag mit Lehren und Heilen in der Synagoge zu Capernaum zuge-
bracht, wie er dann spät Abends bis nach Sonnenuntergang abermals mit
dem Heilen sehr vieler Kranken aus der ganzen Stadt beschäftigt gewesen
sei. Am andern Morgen vermissen ihn Petrus und die übrigen Jünger in
seiner Herberge, sie gehen aus, ihn zu suchen, als sie ihn gefunden, sagen
sie: „Alle fragen nach dir.“ Und wo haben sie ihn in dieser drangvollen
Zeit gefunden? An einem einsamen Ort außerhalb der Stadt, dorthin hatte
er sich aufgemacht in aller Frühe noch tief in der Nacht und zwar um
ungestört zu beten (Marc. 1, 21—37). Obgleich wir allen Grund haben,
anzunehmen, daß das Wort des Apostels vom „Beten ohne Unterlaß“ von
Niemand so buchstäblich gilt wie von Jesus, der von sich bezeugt, daß es
seine Speise sei, den Willen des Vaters zu thun (Joh. 4, 34), der also
bei allem seinem Thun in der Welt in seinem innersten Geistesleben stets
seines Vaters kräftig und eingedenk bleibt, dennoch hat auch er, wie wir
sehen, das Bedürfnis auf eine besondere und von dem übrigen Leben unter-
schiedliche Weise mit seinem Vater im Himmel Gemeinschaft zu pflegen und
Gespräch zu führen. Nur wenige Laute werden uns kund aus diesen hei-
ligsten Gesprächen, welche je von der Erde zum Himmel emporgesandt sind,
aber diese wenigen Laute schließen uns auf die Tiefen eines Menschen-
herzens, welche für die ganze Gottesfülle eine Wohnstätte bieten wie kein
Heiligthum im Himmel und auf Erden (Matth. 12, 6, Joh. 2, 21). Denn das
Sein und Wohnen Gottes in Christo ist nicht eine ein für allemal abge-
schlossene, fertige, in sich beharrende Einheit Gottes mit ihm, welche eben
sein menschliches Leben zu einem bloßen Schein herabsetzen würde, sondern
eine Gemeinschaft, welche das Ergebnis der stetigen Frömmigkeit Jesu ist.
Je weiter dieses betende Herz versenkt ist in die Gottesferne des Welt-

bewußtseins, desto kräftiger erhebt es sich und strebt empor, bis es ausruht an des Vaters Brust in seliger Stille. Dies ist das in kräftigen und reinen Athemzügen sich vollziehende Geistesleben Christi in Gott, wie die Evangelien es jedem unbefangenen Leser veranschaulichen. Dies ist das Einssein des Vaters und des Sohnes, welches das wirkliche Sein Jesu in der Welt nicht aufhebt, sondern immerdar voraussetzt. Die unmittelbare Bewährung dieser vollendeten Frömmigkeit ist das Weltbewußtsein Jesu. Mit Nachdruck wird es hervorgehoben, daß Jesus in der Welt ist (1 Joh. 4, 17. Joh. 17, 11), weil er nicht etwa leichten Schrittes über die Oberfläche der Erde dahingeht, sondern sich recht eigentlich in den Tiefen der Welt heimisch gemacht hat (Eph. 4, 9). Und das ist natürlich, denn je mehr Jemand in und mit Gott lebt, desto tiefer und desto lebhafter fühlt er das, was die Welt von Gott unterscheidet, das Böse in der Menschheit und das Uebel in der Natur. Dieses Ungöttliche in der Welt verkleinern, übersehen oder gar läugnen, was gegenwärtig Viele versuchen, ist nichts als Feigheit und Selbstbetrug, welches Beides mit der Frömmigkeit unverträglich ist. Wer aber mit Gott in Gemeinschaft steht, der hat einen Standpunkt inne, auf dem er auch die ungöttliche und widergöttliche Welt in Gott anschauen kann. Das Höchste und Reinste dieser Anschauung zeigt uns Christus. Wenn man genau auf seine Worte achtet, so wird man finden, daß wenn er von dem Walten Gottes in der Welt redet, er nicht etwa ein Ergebnis seines reflectirenden Nachdenkens, sondern seine unmittelbare Anschauung ausspricht. Gott ist es vor diesem ungetrübten Geistesblick, der das Gras der Felder mit Herrlichkeit kleidet, der die Sonne aufgehen läßt, der die Vögel des Himmels speiset, und außer dem Willen und Walten Gottes giebt es vor dem Geiste Jesu Nichts in der Welt, denn auch das Ungöttliche und Widergöttliche muß seinen Willen thun. Denn wo tritt das Böse mit größerem Schein von Freiheit und Selbstständigkeit auf, als da, wo Christus seine Jünger hinstellt als „Schafe mitten unter den Wölfen“? Und gerade hier spricht er mit so gewaltigem Nachdruck von der göttlichen Vorsehung, daß jeder Gedanke an Zufall oder an eine andere Wirkung als die von Gott beschlossene und gewollte auf tausend Meilen verschaucht wird. Ewig denkwürdig sind hier seine Worte: Was kostet ein Sperling? fragt er. Zwei für einen Pfennig sind sie feil oder gar fünf für zwei Pfennig. Und nicht einer dieser Vögel wird vergessen von Gott, betheuert er feierlich und fällt einer vom Dach, siehe, so war das der Wille eures Vaters spricht Jesus. Und daß ihr mehr seid als viele Sperlinge, fährt er fort, zu seinen Jüngern gewendet, das mögt ihr daraus abnehmen, daß eure

Haare auf dem Haupte alle gezählet find. Wenn Jesus an dem Punkte der Welt, wo die Pforten der Hölle ihren Rachen aufthun, um seine wehrlosen Boten zu verschlingen, nach solchen recht absichtlich angestregten Betheuerungen Nichts als die Alles übermeisternde Hand seines Vaters schaut, dann muß ihm die ganze Welt der Schauplatz der göttlichen Kräfte und Ordnungen sein. Und eben diese Anschauung der Welt ist es, welche den wunderbaren Gleichnißreden Jesu zu Grunde liegt. Diese Gleichnisse sollen das Geheimniß des himmlischen Reiches deutlich machen, dazu müssen Jesu dienen alle Dinge, die auf Erden sind, alle drei Reiche der Natur, selbst das böse Thier, die Schlange, nicht ausgenommen, die Arbeit der Menschen an der Erde, das Verhalten der Menschen unter einander, selbst die gemeine Klugheit und Höflichkeit wird nicht verschmäht, ja bis zu der offenbaren Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit, bis zu dem selbstsüchtigen Haushalter, dem ungerechten Richter, bis zu dem nächtlichen Diebe steigt die Gleichnißrede hinab. So geweiht ist der Blick Jesu, daß das ganze irdische All selbst mit den Spuren der menschlichen Gemeinheit und Verderbtheit als eine große Bildergalerie dasteht, damit bald dieses, bald jenes Bild ihm diene, um zu zeigen, daß die Mysterien der Ewigkeit mit dem Allernächsten und dem Alltäglichsten eine innere Verwandtschaft haben. Welch eine wunderbare unvergleichliche Musik ist diese Sprache des frommen Weltbewußtseins Jesu! Er hört und fühlt die grellsten und schrillsten Töne als die Schmerzenslaute, die aus dem Verderben und dem Weh des Alls unablässig emporsteigen, aber all die schrecklichen Dissonanzen sind ihm durch die Kraft des vollendeten Glaubens aufgelöst in die Harmonie der seligen Gewißheit, daß Gott ist und sein wird Alles in Allem.

Dies ist Jesu Frömmigkeit und wer seinen heiligen Fußstapfen nachfolgen will, der soll hier beginnen. In ihrem Verkehr mit Gott soll die Christenseele frei sein und in keinem Lebensgebiet sollst du Zwang und Menschenfakung weniger dulden als darin, wie, wo und wann deine Seele mit dem Vater im Himmel Gespräch führen soll. Und leider muß diese christliche Freiheit immer noch aufs Neue erobert werden, ja fast ohne Ausnahme von jedem einzelnen Christen, denn nur allzu leicht und allzu häufig schleicht sich immer wieder ein jene jüdische Gesetzhlichkeit unter christlichen Formeln. Aber rühme dich nicht deiner Freiheit, wenn du dir nicht das Zeugniß geben kannst, daß je freier du bist von Ort und Stunde, von Vorschrift und Gewohnheit in deinem Verkehr mit Gott, in demselben Maße dein Gebet inniger, kräftiger, aufrichtiger und wahrer geworden ist. Und wie das klare und heitere Weltbewußtsein Jesu die Frucht seiner Frömmig-

keit war, so sollen wir auch darin ihm nachfolgen. Wenn wir in der Welt leben und wirken sollen, so muß die Welt auch unserem inneren Sinne irgendwie behaglich und heimisch werden und das kann nur dann auf christliche Weise geschehen, wenn wir in der Welt überall Gottes inne werden, wenn wir ihn, wie der Apostel sagt, selbst fühlen und tasten, wenn aus der Natur nicht bloß, sondern auch aus der Menschenwelt überall die unverwundlichen uns vertraulich und tröstlich anmuthenden Spuren der göttlichen Macht und Güte uns entgegenleuchten. In der Schule des hohen Beispiels Jesu müssen wir es lernen und müssen uns üben, nachdem wir Gott ohne die Welt gefunden haben, Gott überall in der Welt zu suchen, zu finden und zu begrüßen.

Auf die Menschheit gerichtet ist die Gesinnung Jesu Liebe und wie sich diese offenbart in dem persönlichen Verkehr, haben wir nunmehr in's Auge zu fassen. Die Liebe Jesu äußert sich nach zwei Seiten, als unerschütterliches Vertrauen zur Menschheit und als strenge Zucht gegen die Seinen. Jesu unerschütterliches Vertrauen zur Menschheit will nicht so verstanden sein, als hätte die Menschheit nach Jesu Meinung sich zur Noth selber helfen können. Denn was wäre das für ein Heiland der Welt, der sich selber für überflüssig hielte? Das ist Jesu unzweifelhaft, daß die Menschheit, sich selbst überlassen, verloren ist auf ewig. Aber die Menschheit ist ihm nicht ein leeres Gefäß, in welches er seine Kraft und Hülfe nur hineinzuthun hätte, damit die Erlösung zu Stande komme, die Menschheit ist ihm ein freies sittliches Wesen, in welches schlechterdings Nichts eingehen kann, wenn nicht von innen her die Thür aufgemacht wird. Freilich weiß er, daß nur er selber die schlummernde Empfänglichkeit für das Göttliche wecken und beleben kann, und daß er dieses nur durch seine völlige und rückhaltlose Selbsthingabe erreichen kann. Aber darüber besteht bei ihm kein Zweifel, daß wenn er sein Leben hingibt zu einem Lösegeld für Viele, die Vielen nicht auch gerne das dargebotene Lösegeld und die erworbene Freiheit annehmen werden, innerlich bewegt und bestimmt durch die herzzgewinnende Macht der sterbenden Liebe. Aber wohl gemerkt, dieses Vertrauen hat Jesus zur Menschheit, nicht zu einer bestimmten Secte oder Schule oder Kaste oder Religion oder Nation. Die damalige Zeit hatte viele Scheidewände aufgerichtet, welche die Menschen von einander trennten. Wenn ein Jude einen Samariter anredete, so war es ein staunenerregendes Ereigniß und die Zöllner, weil sie sich mit den römischen Eroberern eingelassen, galten für Abtrünnige und nun gar die Heiden! Man mag wohl mit ihnen handeln, aber wer wollte mit ihnen essen! Jesus läßt sich durch

diese Sazungen nicht einengen, er reißt diese trennenden Mauern nieder, sein Appell geht an das Herz der ganzen Menschheit und nur darum ist er gewiß, daß die himmlischen Accorde seiner Liebeswerbung irgendwo einen Widerhall finden werden. O die von den strengen Inhabern der Himmelschlüssel verachteten Seelen, sie haben es gleich gemerkt, als Jesus seine Botschaft durch das Land gehen ließ, daß er sich nicht richtet nach der hergebrachten Classificirung, sondern lediglich fragt nach der allerinnersten Herzensstellung eines jeden Menschen. Und Jesus hat einen süßen Lohn empfangen für dieses sein Vertrauen zu der Menschheit. Betrachtet mit mir folgende wunderbare Scene. Der Herr ist eingeladen von dem Pharisäer Simon, er sitzt zu Tische und in langer Reihe neben ihm die Genossen seines Wirthes, die strengen Musterbilder jüdischer Geselligkeit und Frömmigkeit. Wer tritt ein in den Saal? Eine stadtbekannte Sünderin. Aller Blicke sind auf sie gerichtet und durchbohren sie, sie aber ganz in sich versenkt, blind für Alles um sich her, sucht den Meister, wirft sich vor ihm nieder, küßt seine Füße, beneßt sie mit ihren Thränen, trocknet sie wiederum mit ihrem Haar und salbt sie mit kostbarer Specerei und das Alles ohne Laut und ohne Wort (Luk. 7, 36—50). Tief muß der Strahl der Menschenliebe Jesu in das Herz dieses gesunkenen, verstoßenen und wunderbar emporgerichteten Weibes gedrungen sein! Süß war dieser Lohn und mit hohem Selbstgefühl erhebt sich Jesus an der Tafel der frommen Eiferer und zeigt ihnen, wie der unvergleichliche Glanz einer so geläuterten Seele alle mühsame und kalte Gerechtigkeit der Pharisäer unendlich tief in den Schatten stellt.

Sowie aber Jesus der Menschheit gegenüber sein Herz weit und offen hält, so übt er gegen die, welche aus der Menschheit sich ihm angeschlossen, strenge Zucht und dieses ist so gut Liebe wie jenes. Freilich ist dieses Verhalten der menschlichen Gewohnheit und Sitte sehr entgegengesetzt. Nachdem das Vertrauen auf einen willkürlich abgegrenzten Kreis beschränkt ist und Alles, was dieses Kreises Stempel nicht trägt, mit kaltem Mißtrauen und Verdacht behandelt wird, und so geschieht es im socialen, politischen und wissenschaftlichen Leben, vor allem aber auf dem religiösen Gebiet, wenn also das freie, weit geöffnete Vertrauen zur Menschheit eingeengt ist zu einem Partei-Geist, zu einem Kasten-Cliquen- und Secten-Geist, dann wird innerhalb dieses engen Kreises das Vertrauen derartig gemißbraucht, daß nicht mehr die Personen selber gewürdigt werden, sondern die Stichworte und die Farbe als unantastbare Empfehlungen gelten. Jesus gründet ohne Ansehen der Person eine Gemeinde aus denen, welche seine anziehende, belebende, neuschaffende Kraft in sich wirken lassen, aber diese

Gemeinde soll nicht eine neue Partei bilden neben den alten, sondern so klein sie sein mag, so soll sie in ihren kleinsten Bestandtheilen immer die Gestalt des Alles umfassenden Reiches haben. Darum muß in dieser Gemeinde Alles auf Wahrheit, Reinheit und innere Gediegenheit angelegt sein, und darum offenbart sich die Liebe innerhalb dieser Gemeinde als strenge Zucht. Die Liebe Jesu zu den Seinen ist das gerade Gegentheil von jener sträflichen Schwäche, die wie ein tödtliches Gift sich so leicht in alle menschlichen Genossenschaften einschleicht. Ohne Zögern und ohne Schonung straft er seine Liebsten und Nächsten, wo er etwas Unlauteres in ihren Gedanken und Worten hervortreten sieht. Und diese von ihm selbst gehandhabte innere Zucht macht verständlich das Grundgesetz, durch welches er seine Gemeinde von allem sonstigen Gemeinschaftsleben in der Welt scharf und bestimmt geschieden hat. Er stellt es fest und unverrückbar hin, daß wenn Sünden und Aergernisse in der Gemeinde hervorbrechen, dieselben sich nicht dürfen, wie in der Welt, fortschleppen, sondern erledigt müssen sie werden, der innere Geist der Gemeinde soll durch das züchtigende Wort gegen sie reagiren und sie überwinden, oder wenn die Sünder sich verhärten, so sollen sie durch das Gesammturtheil der Gemeinde ausgeschieden werden, ohne daß ihnen daraus bürgerlicher Nachtheil erwächst. (Matth. 18, 15—17).

Das sind die Fußstapfen Christi in dem Gebiet der Liebe und wer entschlossen ist, dem Herrn nachzufolgen, kann dieses Weges nicht verfehlen. Auch wir sollen und können uns das Vertrauen zur Menschheit nicht rauben lassen. Je ernster es Jemand nimmt mit den heiligen Pflichten des Christenthums, desto häufiger muß er wahrnehmen, daß die Meisten mit ihrem christlichen Gelübde leichtsinnig umgehen, desto mehr muß es ihn betrüben, daß nicht selten die, welche von ihrem Christenthume am meisten reden, von heiligem Leben und rechtschaffenem Wandel so wenig zeigen und wenn man nun wahrnimmt, wie der Strom des sündlichen Verderbens immer höher anschwillt und die Dämme bisheriger Sitten und Uebungen immer mehr einreißt, wie in weiten Kreisen sich der Sinn von Gott abwendet und sich ohne Scheu und Scham in die Oberflächlichkeit und Eitelkeit der Welt-dinge versenkt, da kann wohl den Christen der Zweifel überfallen, ob auch wohl die Menschheit die Fähigkeit gänzlich verloren habe, das wahre Christenthum wieder aufzurichten und man möchte wohl wie Elias in die Wüste gehen und sprechen: „Herr es ist genug, so nimm nun meine Seele von mir.“ Aber diese Veruchung soll der Christ überwinden. Zwar kann die Menschheit sich jetzt eben so wenig durch eigne Kraft helfen und retten, wie in

den Tagen Christi, aber niemals soll es uns aus dem Sinne kommen, daß die ganze heilige Lebensfülle des Geistes und Wortes Christi in die Tiefen der Menschheit eingesenkt ist, daß dieser göttliche Lebensstrom, so verborgen zuweilen auch sein Gang sein mag, nicht versiegen kann. Dieses fest in's Herz geschlossen, sollen wir durch die Reihen der Menschheit gehen, immer erfüllt von dem sehnächtigen Verlangen nach den Zeichen des höhern Lebens. Nur müssen wir uns nicht gefangen nehmen lassen durch die Stichworte der Parteien zur Rechten und zur Linken, wir müssen unser Herz und unsere Blicke weit machen, soweit wie der Menschheit Grenzen, und fragen und forschen sollen wir nicht nach den trügerischen Zeichen und Namen, sondern nach dem Grund und Wesen jedes einzelnen Menschen. Wenn wir, wie unser Heiland, durch keine bittere Erfahrung uns hindern lassen, mit diesem Auge der warmen hoffenden Liebe die Menschheit anzuschauen, dann wird es auch uns nicht fehlen, daß wir zuweilen da, wo wir es am wenigsten erwartet haben, von dem schönsten Gruße aus der wahren Heimath des ewigen Lebens überrascht werden, denn immerdar aufs Neue sollen die „Letzten die Ersten werden.“ Solche Begegnungen stärken auf dem Wege durch die Wüste und bewahren uns vor der schrecklichen Kälte und glatten Gleichgültigkeit, mit welcher Menschen an einander vorüber gehen.

Aber eben so wichtig und nöthig ist die Nachfolge Christi in der Strenge der Liebe. Kann es etwas Traurigeres geben, als wenn eine christliche Gemeinschaft, welche zur Heilung der kranken Menschheit gestiftet ist, an eben dem Fehler darnieder liegt, der das Zusammenleben der Menschen überall verdirbt, an dem unreinen Parteigeist? Und doch ist gegenwärtig Nichts häufiger als eben dieses. Ohne Zahl und Ende spaltet sich die Christenheit und je näher die einzelnen Parteien mit einander verwandt sind, desto feindlicher stehen sie oft gegen einander, desto weniger scheuen sie sich, mit vergifteten Pfeilen einander zu bekriegen.

Aber innerhalb der einzelnen Lager hört man nur die süße Schälmei der gegenseitigen Selbstbelobung, ein salzloser Friede erzeugt einen faulen Sumpf mit bösen Dünsten. O wie sehr ist es in solcher schlimmen Zeit geboten, an den Vorgang Christi innerhalb der von ihm gestifteten Gemeinschaft sich zu erinnern! Gewiß wird diejenige kirchliche Gemeinschaft am ersten wiederum der Welt, welche gegenwärtig jenen Schandfleck scharf ins Auge gefaßt hat, den Eindruck wahrer Christlichkeit machen, welche diesen faulen Frieden aus ihrem Bereiche vertreibt. Und wenn wir, meine protestantischen Freunde, unserem Vereine recht aufhelfen, wenn wir ihm den

ächten Stempel des Christenthums aufdrücken wollen, dann laßt uns dafür sorgen, daß unter uns wohne der Geist der gegenseitigen Zucht!

Endlich drittens kommen wir auf den eigentlichen königlichen Weg, auf welchem Christus seine Krone erworben und für welchen er vornämlich unsere Nachfolge in Anspruch genommen hat. Ich meine das öffentliche Wirken und Leiden, in welchem Christus seine amtliche Stellung offenbart und vornämlich seine Gerechtigkeit erfüllt (Matth. 3, 15). Wir müssen uns gänzlich des Gedankens entschlagen, daß Jesus eine Privatperson ist. Wenn man nämlich sein Leben oberflächlich betrachtet, so geräth man leicht auf eine solche Vorstellung, wie denn dieselbe auch sehr geläufig ist und von Göthe einmal mit großem Nachdruck vertreten worden ist. Es ist aber diese Ansicht dermaßen grundfalsch, daß man erst von dem Augenblicke an, da man in Jesu die öffentlichste Persönlichkeit anerkennt, welche je gewesen ist, überall eine Ahnung von seiner Geschichte zu fassen beginnt. Jesus ist der Christus, dieser einfachste und zugleich umfassendste Satz aller neuteamentlichen Verkündigung und Lehre besagt, daß Jesus der wahre und vollkommene König Israels ist, oder derjenige, welcher die Bestimmung des auserwählten Volkes für die Menschheit zum Vollzug bringen wird. Daß das Reich Christi sich wesentlich von allen weltlichen Reichen unterscheidet, daß es ein himmlisches und ewiges ist, soll nicht dahin gedeutet und mißverstanden werden, als wäre dieses Reich nur in Gedanken und Worten, als hätte es überall mit einem wirklichen Volke, mit diesem irdischen Grund und Boden gar Nichts zu schaffen. Ein solcher Spiritualismus ist ganz und gar schriftwidrig und zerstört alles wahre Verständniß der heiligen Geschichte. Der Gegensatz zwischen dem Reich Christi und den Weltreichen liegt nicht in dem Stoff sondern in dem Geist. Warum müssen die Reiche der Welt vergehen? Weil sie mit der Lüge behaftet sind, weil das Aeußere mit dem Innern im Widerspruch steht, sowohl was das Herrschen als was das Gehorchen anlangt. In dem Königreiche Christi soll es nichts Aeußerliches geben, welches nicht die genau entsprechende Erscheinung der inneren Wesenheit ist. Während die Reiche der Welt sich bilden von Außen nach Innen, indem sie von einer materiellen Basis ausgehen und eben deshalb des wahren geistigen Grundes ermangeln, soll in dem Reiche Christi Alles im Innern entstehen. Nichts wird vorausgesetzt, Alles muß vom Geiste getragen und gegründet sein. Darum trägt Jesus seinen Amtstitel nicht vor sich her, darum tritt er nicht auf mit äußerer Macht und Herrlichkeit, sondern indem er hinabsteigt in die Tiefen des Volkslebens will er seinen königlichen Geist und Sinn offenbaren, die Gerungen wie die Hohen sollen

erfahren, daß Alles was das Volk bewegt und betrifft, durch sein eigenes Bemühtsein und Gefühl hindurchgeht und eben hier zum ersten Mal seine völlige Richtigestellung empfängt. Ehe er seinen Thron auf Erden aufrichtet, will er ihn zuvor in den Herzen seiner Unterthanen aufrichten, nicht wie „einen Raub“ rafft er sein Königreich an sich, sondern er will es sich verdienen und erobern, laß daß es hinfort keine Macht gebe, die es ihm wieder entreißen könnte. Denn Alles was auf äußerem Wege erworben wird, geht auf demselben Wege wieder verloren, nur was rein auf den Geist gegründet ist, unterliegt dem Gesetz des Vergehens nicht, nur dieses gewinnt schließlich eine bleibende Macht über die äußere Welt. Dieser Weg der reinen, geistigen und sittlichen Begründung der Herrschermacht ist zugleich auch das Mittel zur Heranbildung der wahren Gesinnung des Volkes. Dann und wann wird auch das Volksgewissen von dem Strahl der himmlischen Offenbarung getroffen: „ja das ist Israels wahrer König, aller Weissagung und Hoffnung Erfüllung.“ Aber beständig konnte diese rein innerlich entstandene Zuversicht und Anbetung nur dann in dem Volke werden, wenn es sich in seinem Innern mit jener heiligen Gesinnung Christi wahrhaft einigte. Da aber dieses nicht der Fall ist, da sich der fleischliche Sinn des Volkes immer mehr gegen die heiligende Einwirkung Jesu verhärtet, so geht Jesus vom Wirken zum Leiden über und scheidet von seinem Volke als der am Kreuz hängende König Israels. In der Kreuzigung haben Jesus sowohl wie Israel ihr Innerstes offenbar gemacht. Jesus hat die Feuerprobe seines sein Volk umfassenden und aus dem Abgrunde rettenden königlichen Geistes abgelegt. Israel hat die unterste Tiefe der Welt-sünde enthüllt. Mit dieser Katastrophe endet fürs Erste das Verhältniß Jesu zu dem jüdischen Volksganzen — und es knüpft sich das Band Jesu mit den Heiden an, wobei wir uns erinnern an die merkwürdigen Ahnungen einzelner Denker unter den Heiden über die Vollendung des Gerechten. Wenn aber Christus in der Gesamtheit der Weltvölker seinen Thron aufgerichtet, dann werden den Juden die Augen aufgethan und sie werden mit einem Blick an dem Kreuze ihre Sünde und ihre Versöhnung schauen. Und dann hat Jesus durch Wirken und Leiden seine Erziehung an seinem Volke vollendet und das durch Jahrtausende in tiefer Verborgenheit vorbereitete Reich kann nunmehr offenbar werden.

Ist nun aber nicht dieser Königsweg des öffentlichen Wirkens und Leidens so hoch angelegt, daß an eine eigentliche Nachfolge für den einzelnen Christen nicht zu denken ist? Keineswegs, wenn man nur nicht das Christenthum willkürlich herabdrückt, wenn man nur das Christenthum in

seiner ursprünglichen Kraft und Reinheit erfasst. Wie Jesus als der Christ seine Gerechtigkeit erfüllt (Matth. 3, 15), so kann die Gerechtigkeit des göttlichen Reiches, welche er von den Seinen fordert (Matth. 6, 33), keine andere sein, als die Nachfolge auf jenem Wege, auf welchem Jesus selber seine Gerechtigkeit offenbart. Nach den ältesten Urkunden ist jeder Christ ein vom Geist Gesalbter (1 Joh. 2, 20. 27), sind alle Christen Priester und Könige vor Gott (Offenb. 1, 6). Daß diese hohe amtliche Würde die unsichtbare Krone aller Christen ist, der kleinen wie der großen, hat sich in den ersten Jahrhunderten erwiesen. In dieser heroischen Zeit haben nicht bloß die hochgestellten Lehrer auf die Reinigung des öffentlichen Lebens eingewirkt, auch die unmündigen Knaben, die zarten Jungfrauen, die abgelebten Greise, ja die kaum für Menschen geachteten Sklaven haben in öffentlichen Acten vor den Augen der Staatsbeamten und des ganzen Volkes einen so hohen Muth und Geist bewiesen, daß die verderblichen Institute, die ungöttlichen Geseze und Anordnungen des mächtigsten Reiches der Erde davon erschüttert worden sind. Aber seitdem die Zeichen und Bilder der offenbaren Gottlosigkeit aus dem öffentlichen Leben vertilgt sind, hat sich die Christenheit durch einen Zaubertrank in Schlaf versenken lassen und träumt nunmehr, daß Christus sein Reich auf den Höhen der Welt bereits aufgerichtet habe und das Christenthum der Einzelnen seitdem zu einer rein innerlichen, zu einer bloßen Privatangelegenheit geworden sei, weil die öffentlichen Angelegenheiten das Zeichen des christlichen Staates an sich tragen. Es ist dies von der schlimmsten Wirkung nach beiden Seiten hin. Das öffentliche Leben der Völker und Staaten bedarf fort und fort der reinigenden und begeisternden Einwirkung des freien, auf sich selbst ruhenden, nicht durch Zwang, sondern durch den Geist wirkenden Christenthums; sich selbst überlassen versinkt es, trotz jener Zeichen und Formen des sogenannten christlichen Staates, immer wieder in die Sümpfe und Abgründe heidnischer Gottvergeessenheit und Selbstsucht, sittlicher Verderbtheit und Fäulniß. Andererseits verliert das Christenthum, wenn es in jene unnatürliche dumpfe Enge eingesperrt wird, den angeborenen Adel seiner Ritterlichkeit und Hoheit, die christlichen Tugenden bekommen alle einen schwächlichen Charakter, anstatt daß sie bei allem Guten, das sich in der Welt regt, die Führerschaft haben sollten, versinken sie in Passivität und bedürfen immer erst von anderswoher einer Anregung und die köstliche Zierde des Christensinnes, die Demuth, dieser himmlische Duft der christlichen Hoheit, erhält unter dem Einfluß solcher dumpfen Atmosphäre einen widerlichen Beisatz von knechtischer Denkweise. Kurz die Aechtheit des Christenthums

wird eben in solchen wesentlichen Bestandtheilen, die recht eigentlich zur Verbesserung und Rettung des Weltlebens geordnet sind, verfälscht. Es ist dies die vornehmste Ursache, daß die Kirche in so erschreckendem Maße ihr öffentliches Ansehen eingebüßt hat. Mit berechtigter Sorge fragt jeder Menschenfreund: was wird aus unserem Volke werden, wenn nicht der tief gesunkene Einfluß der Kirche auf das Gewissen und das Gemüth des Volkes wieder aufgerichtet wird? Tausende bemühen sich, mit allerlei Mitteln die verfallenen Mauern Zions wiederherzustellen. Mögen sie es noch so gut meinen, ihr Mühen ist umsonst, so lange nicht das einzige wirksame Mittel zur Hand genommen wird. Dieses einzige Mittel ist die Wiederholung des öffentlichen Wirkens und Leidens Christi in der Kraft seines Geistes und zwar nicht als ein besonderes Verdienst, sondern als Erfüllung der christlichen Pflicht und Gerechtigkeit, als das Wiedereinkleben in die verlassene und gänzlich verwehte Spur der Nachfolge Christi. Hervortreten müssen wiederum Männer, welche frei von aller Eitelkeit und Selbstsucht, mit der ganzen Innigkeit und Liebe Christi unser Volk auf ihrem Herzen tragen, welche sich durch keine Schwierigkeit und Furcht abbrechen lassen, an der wahren Wohlfahrt des Volkes öffentlich zu arbeiten, welche durch keine Kälte und Undankbarkeit, durch keine Ungerechtigkeit und Bosheit sich abhalten lassen, mit festem Schritt ihr großes Ziel, das Volk zu retten, zu verfolgen. Das ist eine Liebe zum Volke und zum Vaterland, wie kein Spartaner, kein Römer sie besaßen, denn diese Liebe läßt sich nicht erbittern und nicht erschaffen, sie läßt sich nicht überwinden vom Bösen, sie überwindet das Böse durch die Uner schöplichkeit des Guten. Die, welche so wirken als die wahren Nachfolger Christi, die setzen erst da ein mit voller Kraft, wo die Anderen ihre Hände erschöpft in den Schooß sinken lassen, die entfalten da ihre volle Thätigkeit, wo nach der allgemeinen Meinung Nichts mehr zu erreichen ist, die schauen nicht rechts noch links, weder rückwärts noch vorwärts um Zustimmung oder Hülfe, sondern in dem Bewußtsein ihrer lauterer Gesinnung haben sie genug an dem Wohlgefallen Gottes. Solche Männer sind es, die allein im Stande sind dem mancherlei Verderben, das unser Volk, das die Menschheit bedroht, wirksam zu wehren. Freilich müssen sie darauf gefaßt sein, im Erliegen den Sieg zu gewinnen. Das Ende des Wirkens Christi ist das Kreuz und dieses Kreuz hat er allen seinen Nachfolgern auferlegt. „Wenn mir Jemand nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich.“ Luc. 9, 23.) Das Böse tritt in immer neuen Gestalten auf und soll es gründlich ausgerottet werden, so muß es seine Bosheit auslassen an denen, die ihm

Widerstand leisten. Dann aber muß es immerdar Gerechte geben, die sich ans Kreuz schlagen lassen und in dem Abgrund ihrer tragenden Liebe die vollendete Bosheit begraben. Ja, wenn nur die Gerechtigkeit erst wiederum den Muth gewinnt zu sterben, dann wird sie auch ihre Auferstehung feiern. Man zerarbeitet sich in unseren Tagen mit der Beweisführung für die Auferstehung Jesu von den Todten. Eine ebenso vergebliche als unvernünftige Bemühung, wenn man doch keinen vollen Ernst aufbieten will, daß sich Jesu Geschichte in jedem Zeitalter und auch in unsern Tagen wiederholen muß, wenn man doch nicht unerschütterlich festhält, daß diese Geschichte mit immer frischen Zügen sich in die Erde graben muß! Alle anderen Beweise für das Christenthum sind nur Hülfslinien, die Nachfolge Christi ist der einzige vollgültige Beweis, daß einst ein Christus gewesen ist. Denn nur wenn er noch gegenwärtig und lebendig ist, nur wenn er in heutigen wirklichen Menschen, nicht bloß in Buchstaben und Farben sein Bild wiederholt mit seinen unverfälschbaren Zügen, nur dann ist Gewißheit vorhanden, daß die Evangelien Geschichte erzählen und keine Fabeln. Die öffentlichen Thaten der Nachfolger Christi sind das rechte Alphabet, die monumentale Lapidarschrift für die wahre Apologie des Christenthums. Diesen Beweis verlangt die Welt und mit keinem geringeren wird sie sich abfinden lassen. Man sollte endlich beginnen, anstatt der endlosen Bücher der Welt diesen einfachen und überzeugenden Thatbeweis anzubieten. Wenn Männer auftreten und in der Kraft Christi durch solches Wirken und Leiden auf freiem Plan die verborgenen Tiefen des Volksbewußtseins in Bewegung setzen und Alles was christlich sein will, dieses Thun mit herzlicher Theilnahme begleitet, dann wird sich die Kirche erneuern, dann wird sie aus dem Staube ihrer schimpflichen Knechtschaft sich erheben, dann werden wiederum Tausende hinzutreten mit Freuden zu den ewigen Quellen und die matte Menschheit wird sich stärken mit dem Trank einer himmlischen Begeisterung. Dann wird unser Volk aus seiner Stumpfsinnigkeit und Zerrissenheit sich ermannen zu einem neuen Erfassen seines göttlichen weltgeschichtlichen Berufes.

Schön wird das Morgenroth jenes Tages sein und wer hoffen kann, erquickt sich in diesen nächtlichen Stunden durch den Ausblick auf jenen Morgen. Kommen wird dieser Tag, denn wenn auch gegenwärtig durch langes Veräumen der Christen die Fußstapfen Christi etwas verwittert sind, sie werden wiederum aufgefrischt werden. Nun wohlan, verehrte Genossen, der deutsche Protestantenverein ist seinem wahren Sinne nach das Bekenntniß zu der Nachfolge Christi. Lasset uns dieses Bekenntniß wahr machen, auf

daß wir nicht in leerem Warten uns verzehren, laßt uns mit einander in dieser Stunde das Gelübde ablegen, daß wir unserem Herrn, der es um uns hoch und heilig verdient hat, nachfolgen wollen in unserer Frömmigkeit, in unserer Liebe und in unserer Gerechtigkeit, auf daß jene herrliche Zeit auch durch unser Thun und Werk heraufkommen möge.

Einwirkung der Nationalität auf die Religion und kirchliche Dinge

von Geheime-Rath Dr. Bluntschli.

1. Nationalität oder Universalität der Religion?

Wir leben in dem Zeitalter der nationalen Staatenbildung; d. h. die großen Nationen sind gegenwärtig in dem Streben begriffen, sich zu sammeln, politische Macht zu gewinnen, Organe zu schaffen, welche ihrem Willen Einheit und Thatkraft verleihen, den Staat und das öffentliche Leben mit ihrem Geist zu bestimmen und mit ihrem Charakter zu erfüllen. Wir müssen aus dieser Erscheinung schließen, daß das Nationalbewußtsein heute stärker geworden ist, als in allen früheren Perioden der europäischen Geschichte, welche eine nationale Staatenbildung noch nicht gekannt und nicht unternommen hatten.

Wenn aber in unserer Zeit die Politik eine nationale Richtung nimmt und der Staat eine nationale Gestalt erhält, so liegt die Frage sehr nahe: Wird die nationale Strömung nicht auch das religiöse Leben ergreifen und nicht ebenso die Kirche umgestalten? Dürfen wir nicht aus jener Entwicklung auf eine parallele Bewegung in diesen Dingen schließen? Diese Fragen verdienen eine ernste Erwägung.

Jede Nation hat einen gewissen äußern Typus, an dem sie erkannt, eine besondere Physiognomie, durch welche sie von andern Nationen unterschieden wird. Diese eigenartige Erscheinung wird durch die Eltern auf die Kinder überliefert. Sie wird raffemäßig durch Geburt und Erziehung fortgepflanzt. Aber die Ursache und das Wesen der Nationalität ist doch nicht in dieser äußern Erscheinung zu finden. Vielmehr ist diese selber die Wirkung von bestimmten seelischen Kräften und Eigenschaften, welche die Geistes- und Charakteranlage einer Nation bestimmen und von andern

unterscheiden. Die Nation ist voraus Geistes- und Charaktergemeinschaft.

Die heutigen europäischen Nationen sind vorzüglich das langsam herangewachsene Gebilde der europäischen Culturgeschichte. In dem frühern Mittelalter bestand während ungefähr eines Jahrtausends zwar auch eine Mischung von germanischen und romanischen Elementen, aber die Cultur war in weit höherem Grade universal, als national. Die Germanen herrschten überall in den europäischen Culturstaaten, und bestimmten großen Theils die Rechtsbildung jener Zeit. Aber die Geistescultur war vorzugsweise römisch. Die lateinische Sprache war die gemeinsame Kirchen- und Reichssprache. Die Wissenschaft wurde ausschließlich in lateinischer Form gelehrt und betrieben.

Allmählich aber zweigten sich die romanischen Volkssprachen von dem gemeinsamen lateinischen Stamme ab und wurden durch die Verbindung mit dem frischen Volksleben mit kräftigem Wachsthum erfüllt. Sie bildeten sich selbstständig aus und wurden nun auch Organe und Träger der volksthümlichen Literatur und Wissenschaft. Ebenso fingen die germanischen Stämme an, in verschiedenen Ländern ihre germanische Volkssprache von der römischen Knechtschaft zu befreien und nach und nach zu Cultursprachen zu erheben. Mit den nationalen Sprachen entstanden so die verschiedenen europäischen Nationen. Seither unterschieden sich Spanier und Italiener, Franzosen und Deutsche, Engländer und Dänen. Die Nationalität ist daher vorzüglich Sprachgemeinschaft und insofern Geistesgemeinschaft.

Aber auch gewisse gemeinsame Charaktereigenschaften zeigten sich in den Nationen und entwickelten sich in ihrer Geschichte zu einer erblichen Bestimmtheit. Der Nationalcharakter ließ sich so unterscheiden von dem individuellen Charakter der Einzelnen; jenen bildete die gemeinsame Masse, diesen trieb die mannigfaltigste Eigenart im Einzelnen heraus. Früher zeigte der Nationalcharakter sich in den Sitten und im Recht, später wirkte er mit mehr Bewußtsein in der Politik.

Aber nicht immer hält die Klärung des nationalen Selbstbewußtseins gleichen Schritt mit dem nationalen Selbstgefühl. Oftmals ist jenes im Steigen, während dieses schwächer wird. In der Jugend der Nationen wirken die unbewußten Kräfte stärker, in reiferem Alter kennen sie sich selber besser und wissen auch andere Nationen besser zu würdigen. Die steigende Civilisation zerstört nicht die nationalen Tugenden, aber sie zerstört die Vorurtheile der Nationaleitelkeit. Indem sie die gemeinsame Menschennatur erkennt und zur Geltung bringt, verbindet sie die Nationen

unter einander und macht ihnen klar, daß die Geringschätzung und der Haß der Fremden nicht eine Bewahrung, sondern eine Verirrung sei des Nationalbewußtseins.

Wenn aber die Nationalität vornehmlich auf geistigen Ursachen beruht, und in der Sprache, in den Sitten, im Recht, in der Politik sich äußert, sollten da die Religion und der Cultus unabhängig von ihr sein?

Allerdings hat es nationale Religionen gegeben. Aber wir müssen sehr weit zurückgehen in frühere Zeitalter der Geschichte, um dieselben aufzufinden. Bei den alten Hellenen hatte die heidnische Religion in der That einen nationalen Charakter, viel entschiedener als der hellenische Staat. Die Hellenen waren politisch in eine große Zahl von kleinen Staaten und Stätchen getheilt, und es fehlte ihnen eine gemeinsame nationale Bundesverfassung. Aber die zahlreichen Götter, welche in jenen Staaten verehrt wurden, gehörten doch zusammen zu Einer großen hellenischen Götterfamilie. Die Religion der Hellenen war wesentlich gemeinsam. An den heiligen Spielen zu Olympia theilten sich die Hellenen von allen Stämmen und Städten; das delphische Orakel wurde von Allen um Rath gefragt; der dunkle Hades nahm die Schatten aller verstorbenen Hellenen auf. Die einzige gemeinsame Bundes-Institution der Hellenen, der Rath der Amphiktyonen, hatte einen religiösen Charakter. Die Tempel, die Opfer der Hellenen hatten ein nationales Gepräge. In der Sprache und in der Religion vorerst erkannten sich die Hellenen als Brüder, als Genossen derselben Nation.

Auch bei unsern germanischen Vorfahren war es ebenso. Auch ihnen fehlte die nationale Einheit im Staatsleben ursprünglich ganz. Politisch waren sie in Stämme getheilt, die sich nicht selten bekriegten. Aber religiös waren sie durch eine gemeinsame germanische Götterfamilie verbunden. Die Hoffnung der germanischen Helden, nach dem irdischen Tode in die Walhalla einzugehen und da mit den Kriegern aus früheren Geschlechtern ein männliches Leben in Spiel, Trunk und Kampf zu genießen, bis der letzte große Weltkrieg zwischen den guten und den bösen Göttern herankomme, war allen Stämmen gemeinsam.

Allerdings läßt sich die Verehrung vieler Götter eher mit der nationalen Auffassung der Religion vertragen, als der Glaube an Einen Gott. Aber auch der Eine Jehovah der Juden wurde anfangs während vieler Jahrhunderte als Nationalgott verehrt. Er war in ganz besonderem Sinne der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, der Herr und König Israels. Die Leviten waren eine nationale Priesterschaft, der Tempel zu Jerusalem

das Nationalheiligthum der Juden. Die Beschneidung war ein Kennzeichen sowol der religiösen als der nationalen Gemeinschaft.

Aber die Nationalität bestimmt und scheidet die Religionen doch nur in den Anfängen der Cultur. Die höhere Entwicklung des religiösen Bewußtseins und Lebens durchbricht überall die engen Schranken der nationalen Gebundenheit und erhebt sich auf einen Standpunkt, von dem der Blick sich erweitert und die mancherlei Nationen als Theile der Menschheit erschaut. Die Religion wird dann universal.

Die großen Religionen, welche heute noch in der Menschheit verbreitet sind, das Christenthum der Buddhismus und der Islam haben alle diesen universellen Charakter.

Schon der speculative Brahmagedanke, der das Universum als die Erscheinung des Einen Weltgeistes faßte, hat im Princip den alten nationalen Götterhimmel der indischen Arier aufgelöst. Aber die Brahmareligion hat trotz dieser Einheit Gottes und der Welt noch die indische Kastenordnung festgehalten und ist so noch immer an die Indische Nation gefesselt. Die energischere Speculation und mehr als sie die menschliche Liebe Buddha's hat auch die Kastenordnung abgeschafft und die Welt von ihrem Drucke befreit. Dadurch ist die Religion Buddha's allgemein-menschlich geworden.

Ebenso hat die christliche Religion der Liebe die nationale Beschränktheit des Judenthums überschritten und die christliche Lehre ist allen Völkern gepredigt worden. Auch der Islam hat sich bald über die arabische Nation hinaus verbreitet.

Die Möglichkeit dieser Religionen, verschiedene Nationen zu ergreifen und dadurch zu Weltreligionen zu werden, beruht auf ihrem universellen Princip. Der Buddhismus hat so, obwohl in Indien entstanden, die Mongolei erobert und ist nach China vorgeedrungen. Das ursprünglich von Palästina ausgegangene Christenthum hat die griechische und römische Welt, die germanischen und slavischen Nationen religiös ergriffen und seine Hauptsitze in der arischen, nicht semitischen, Völkerfamilie in Europa und Amerika erworben. Der anfangs arabische Islam ist die Religion der arischen Perser, der Mauren, der Türken in Westasien und in Afrika geworden.

Der Glaube, daß Gott vorzugsweise der Gott Eines Volkes sei, erscheint dem entwickelteren Bewußtsein als eine thörichte Eitelkeit und der Größe Gottes ebenso unwürdig, wie die noch beschränktere Annahme, daß die einzelnen Familien besondere Götter haben. Im Angesichte des Höchsten verlieren die Unterschiede der Nationen ihre trennende Bedeutung. Als

wesentlich gilt nur das Verhältniß, sei es der einzelnen Menschen, sei es der ganzen Menschheit zu Gott. Die Zwischenstufen der Geschlechter, der Stämme, der Nationen und sogar der Rassen ändern dieses Verhältniß nicht.

Wenn aber die Hauptlehren der Religion und der Moral einen allgemein menschlichen oder göttlichen Inhalt erhalten, so liegt die Folge nahe, daß auch die Gottesverehrung, d. h. der Cultus von diesem universellen Geiste erfüllt seien. Die Buddhistischen Tempel, die christlichen Kirchen, die muhammedanischen Moscheen bewahren daher unter verschiedenen Nationen denselben Typus. Die Priester und Geistlichen verändern nicht nach Nationen ihre Stellung und Aufgabe. Die Institutionen und die Heilmittel, welche die Religionen hervorgebracht, haben durchweg einen universellen Charakter.

Das läßt sich nicht mehr ändern. Die Nationalisirung der Religion wäre daher ein Rückschritt in ein kindlich-naiveres Zeitalter. Ihr universeller Grundgedanke muß bewahrt bleiben.

2. Nationale Einflüsse. Rom und die Deutschen.

Die Universalität der christlichen Religion hindert aber nicht, daß die Nationalität in zweiter Linie doch einen erheblichen Einfluß übe auf die Art ihrer Auffassung und ihrer Ausbildung, und in höherem Grade auf die Gestaltung der Kirche und des Cultus. Die Geschichte des Christenthums beweist das unwiderleglich.

Nachdem der erste Gegensatz der Judenchristen und der Heidenchristen zum Abschluß gekommen war, übte die Griechische Nationalität zunächst eine mächtige Einwirkung aus, theils auf die Festsetzung der christlichen Dogmen, theils auf die Form des Cultus und der Kirche. Das speculative Talent und die philosophische Rechthaberei der Griechen fanden in dem Streit über den abstracten Inhalt und die Formulirung der Dogmas einen willkommenen Spielraum, und der altliche Charakter des Byzantinischen Reiches suchte Befriedigung in dem Griechischen Cultus und Ruhe in der orthodoxen Griechischen Kirche.

Wie mächtig der nationale Geist Roms auf die Ausbildung der römisch-katholischen Kirche gewirkt hat, weiß Jedermann. Von jeher haben die Römer die Herrschaft über die Welt angestrebt; und alle Zeit haben sie, so weit ihre Herrschaft reichte, die übrigen Nationen zu romani-

fieren versucht. In keiner andern Nation mischen sich so der nationale Charakter und das universelle Streben. In der antiken Weltperiode war es ihnen für mehrere Jahrhunderte geglückt, die civilisirte Welt der römischen Staatsgewalt unterthänig zu machen, und mit römischer Cultur zu erfüllen. Nachdem diese das ganze gesellschaftliche und öffentliche Leben beherrschende Macht des kaiserlichen Roms für immer gebrochen war, da unternahm es das päpstliche Rom die Christenheit zum zweiten Mal in der geistlichen Form der katholischen Kirche zu romanisiren; und wiederum war das Streben während mehrerer Jahrhunderte von großem Erfolg. An die Stelle der absoluten Autorität des römischen Kaisers trat nun die absolute Autorität des römischen Papstes. Hatte der Kaiser früher, als Träger der römischen Volksmacht, vom Staate aus auch das religiöse Gemeinleben beherrscht, so wollte nun der Papst, als Stellvertreter der göttlichen Welt Herrschaft, von der Kirche aus auch den Staat leiten. Die Einheit des Glaubens galt nun für ebenso nothwendig, wie vormalig die Einheit des Rechts und der Politik. Der gesammte Klerus übertrug die römische Autorität und den römischen Cultus auf die ganze abendländische und einen Theil der morgenländischen Christenheit. Die Kirchensprache war überall lateinisch, das kanonische Recht war das Recht des kirchlichen Roms und forderte die Unterwerfung der Welt, wie vormalig das römische Kaisergesetz. Sogar das römische Bürgerrecht dauerte fort in der Romanisirung der Kleriker, welche über die christliche Welt zerstreut unter verschiedenen Nationen überall sich als Römer betrachteten und benahmen. In dem Cultus der römischen Kirche sind heute wie vor tausend Jahren die feierliche Würde der römischen Priester, der stolze Pomp der römischen Kirche, die demüthige Unterwerfung der Gläubigen, die Pracht des Ceremoniels, die dramatische Wirkung der Symbole sichtbar. In alle dem erkennen und verspüren wir den Charakter der römischen Nationalität.

Wenn aber die katholische Kirche nicht zu verstehen ist, ohne die Einsicht in das römische Wesen, so ist auch der Protestantismus nicht zu begreifen ohne die Beachtung der deutschen Natur.

Es war die weltgeschichtliche Mission der Deutschen, sowohl von Rom erzogen zu werden, als die Herrschaft Roms zu bekämpfen und zu überwinden. Von den Germanen war das alte kaiserliche Römerreich in Stücke zer schlagen und zerrissen und dadurch den verschiedenen Ländern und Stämmen die Freiheit gegeben worden, sich nach ihrer Weise national zu gestalten. Auch die Weltherrschaft der römischen Päpste hatte im Mittelalter ihre Schranke gefunden an dem Widerstand der deutsch-römischen Kaiser. Das

Kaiserthum hatte freilich in dem großen Weltkampfe mit dem Papstthum auch seine Staatsgewalt verloren, aber auch das Papstthum hatte seine Pläne nicht durchsetzen können. Wiederum war die Selbständigkeit der Nationen vor der römischen Despotie gerettet.

In der deutschen Kirchenreform wurde auch die innerliche Befreiung des Gewissens und des religiösen Geistes von der formellen Autorität der römischen Curie vollzogen. Der Protestantismus ist der Widerspruch der deutschen Wahrhaftigkeit und der deutschen Freiheit wider die Herrschaft der römischen Hierarchie. Es gab auch andere bedeutende Denker und tief religiöse Naturen vor Luther, welche der Autorität Roms zu widersprechen gewagt hatten, und auch sie hatten Anhang und Beistand gewonnen unter ihren Landsleuten; so die Albigenser und Waldenser in der Provence und in Piemont, der Engländer Wicleff, der Böhme Hus, der Florentiner Savonarola. Aber erst den deutschen Reformatoren glückte es, das Joch Roms dauernd abzuwerfen. Sicher hat an diesem Erfolg die deutsche Nationalität einen großen Antheil.

Martin Luther war ohne Zweifel auch als Individuum, und ganz abgesehen von seiner deutschen Rasse, einer der größten Männer der Weltgeschichte. Aber die specifisch deutsche Kernnatur, welche diesem Geiste als organische Ausstattung beigegeben war, diente ihm doch vortrefflich und war für das Gelingen seines Werkes von höchstem Werthe. Niemals hat ein Anderer es verstanden, den deutschen Nationalgeist so tief zu packen und so mächtig zu bewegen. Er hat das deutsche Gemüth in seinen geheimsten und eigensten Empfindungen aufgefunden und aufgeregt. Zuerst hat er die deutsche Volkssprache zu einer mächtig wirkenden Schrift- und Büchersprache erhoben und einen gewaltigen Anstoß gegeben zu der volksthümlichen Litteratur. Die deutsche Bibel wurde durch ihn zum Volksbuch; die deutsche Sprache wurde durch ihn zur deutschen Kirchensprache erhoben. Nicht bloß die Predigt, auch der Cultus und das Lied wurden deutsch. In dem Protestantismus ist ein Geist der freien Persönlichkeit wirksam, die sich keiner äußeren Autorität völlig unterordnet und voraus der eigenen Natur treu bleibt, und dieser Geist ist ebenso unrömisch als er ächt germanisch ist. Es ist daher ganz natürlich, daß die römisch-katholische Kirche sich vorzugeweise nur unter den romanischen Nationen in der Herrschaft behaupten konnte und daß der Protestantismus unter den germanischen Nationen allenthalben den Sieg erritten hat. Die germanische Welt in Europa und Amerika ist ausschließlich oder doch in ihren mächtigeren und cultivirteren Bestandtheilen protestantisch geworden.

Eine Zeit lang hatte es den Anschein, daß die ganze deutsche Nation sich in dem reformatorischen Gedanken zusammen finden werde. Auch im Süden, wie im Norden von Deutschland hatte die Reform einen großen Theil der Geistlichen, die Mehrheit des Adels, die Bürger in den Städten und selbst unter den Bauern einen großen Anhang gewonnen. Aber es ward der deutschen Nation von dem Schicksal nicht vergönnt, so leicht mit Einem Schlage den religiösen und kirchlichen Zwiespalt zu beseitigen und ihre religiös-nationale Einheit zu begründen. Die confessionelle Einigung scheiterte hauptsächlich an der Macht des Kaisers, der wol der Abstammung nach ein Deutscher, aber seiner ganzen Bildung nach ein Spanier war, an der Landeshoheit der geistlichen Kirchenfürsten, deren Erziehung und Beruf wieder römisch war, und an der Politik einzelner weltlicher Fürsten, die ebenfalls in der Schule der römischen Kirche ihren Unterricht und ihre Geistesbildung erhalten hatten. Die zurückgebliebenen Elemente schlossen sich an diese Macht an. Der Romanismus saß leider der deutschen Nation im eigenen Leib.

In dem scandinavischen Norden, in den Niederlanden, in England entstanden neue nationale Kirchen, die sich von Rom gänzlich lossagten; in Deutschland aber konnte der Protestantismus sich nur halten unter dem Schutze der Landesherrn und es bildeten sich zahlreiche Landeskirchen, aber keine deutsche Nationalkirche.

Der Abschluß der reformatorischen Bewegung um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war für Deutschland nicht günstig. Für das Reich bedeutete er den confessionellen Zwiespalt und die feindselige Entfremdung der katholischen und protestantischen Reichsstände. Die Katholiken wendeten sich dem Concil von Trient zu, welches den universellen Charakter der römischen Kirche stärkte, und die nationale Besonderheit durch allgemeine Kirchengesetze zu unterdrücken bemüht war. Immer entschiedener setzte sich der Jesuitenorden in dem Centrum des römischen Kirchenregiments fest. Die kirchliche Reaction wurde auf dem ganzen Gebiete der katholischen Kirche herrschend, und sie duldete überhaupt keine Freiheit, also auch keine nationale Freiheit. Der deutsche Protestantismus aber zog sich in die Territorien zurück: in ihm wurde das particularistische Element stärker, und es trat das nationale wieder in den Hintergrund. Auch für den Protestantismus beginnt eine Zeit der orthodoxen Erstarrung und des theologischen Absolutismus. Die christliche Liebe wird in beiden Kirchen zu kirchlichem Hass verfauert; bis zuletzt an dem confessionellen Hader der dreißigjährige Krieg entbrennt, in welchem die Deutsche Nation selbstmörderisch wider sich selbst wüthet.

3. Erneuerte nationale Bewegung.

Erst der Ausbruch der neuen Zeit hat das nationale Bewußtsein wieder geweckt und auch dem kirchlichen Leben eine neue Bahn eröffnet. Diesmal ging innerhalb der katholischen Kirche Frankreich voran: freilich mehr von dem Standpunkte der fürstlichen Souveränität und der Einheit des ganzen öffentlichen Lebens aus, als von den Trieben der nationalen Freiheit geleitet. Derselbe König Ludwig XIV., welcher die Reformirten unterdrückte und die Hugenotten auszrotten wollte, wies die absolute Herrschaft Roms von dem französischen Reiche zurück und bekräftigte die alten „Freiheiten“ der Gallicaniſchen, d. h. der französisch-bischöflichen Kirche. In beiden Fällen stützte er sich auf die Einheit der französischen Nation und auf ihre geistige Selbständigkeit, die sich eben damals in einer klassischen Literatur glänzend bewährt hatte. Aber erst durch Voltaire, Rousseau und die Encyclopädisten wurde die Opposition gegen alle Hierarchie in Frankreich populär und bis zur Bekämpfung des Christenthums selber gesteigert, durch das Ueberstürzen der Bewegung aber einer spätern Reaction Vorschub geleistet.

In dem Zeitalter der Aufklärung, welche die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als den Beginn einer durchaus modernen Weltperiode charakterisirt, wird es auch in andern katholischen Ländern versucht, durch Ausbildung ihrer nationalen Selbständigkeit die absolute Herrschaft Roms zu beschränken. In Oesterreich weist Kaiser Joseph II. die Autorität des päpstlichen Stuhls mit Verachtung ab; in Deutschland vereinigen sich die rheinischen Kirchenfürsten zu den Emser Beschlüssen (1786), welche die Herstellung einer deutschen Nationalkirche vorbereiteten. Selbst in Italien nahm die katholische Kirche von Toscana eine freiere Stellung ein. In der That der einzig gangbare Weg, dem Despotismus Roms zu entgehen und dennoch in der katholischen Kirche zu bleiben, der Weg der Gestaltung von katholischen Nationalkirchen mit relativer Autonomie und Selbstverwaltung, wurde damals von den europäischen Culturvölkern gewählt und ernstlich begangen. Da kam die französische Revolution und indem sie den Abgrund der Negation vor der erschrocken Welt eröffnete, schnitt sie diesen Weg ab und scheuchte die geängsteten Massen der lauernden Reaction in die Arme. Seit der Restauration des Papstthums und der gleichzeitigen Wiederherstellung des Jesuitenordens (August 1814) ist innerhalb der katholischen Kirche die antinationale, uniforme, weltbeherrschende Macht der römischen Curie fortwährend ausschließlicher,

absoluter, reactionärer geworden. Dagegen gibt es keine Rettung, als die Wiederbelebung der nationalen Selbständigkeit und Freiheit.

Wirksamer erwies sich das Erwachen des nationalen Geistes für den Protestantismus. Auch für die deutsche Nation erschien nun eine glänzende Periode der nationalen Literatur. Von neuem zeigte es sich, daß der Protestantismus der Ausdruck des deutschen Gewissens und des deutschen Geistes sei; denn wieder erblühten die herrlichsten Geisteswerke der großen deutschen Dichter und Schriftsteller auf protestantischem Boden. Ihre Schriften sind nicht confessionel gefärbt, das religiöse Element — noch bei Klopstock im Vordergrund — tritt bald hinter dem philosophischen zurück. Aber schwerlich hätten sie die freudige Freiheit des Geistes, welche alle befeelte, gewonnen, ohne die religiöse Befreiung des Gewissens, welche den Reformatoren zu verdanken war. Unter den Fürsten der deutschen Literatur-epoche sind es vorzüglich zwei, Herder und Lessing, welche dem Protestantismus einen Anstoß zu freierem Aufschwung gegeben haben. Herder hatte ein offenes und aufmerksames Gehör für die verschiedenen Stimmen, mit denen die mancherlei Völker Gott preisen, und verband sie alle zu einem gemeinsamen Chore der Menschheit. Vor seinem humanen Geiste konnte die enge Ausschließlichkeit und Selbstgerechtigkeit der orthodoxen Territorialkirchen nicht bestehen. Den Laien Lessing aber ehren wir als einen neuen Hauptreformer der protestantischen Kirche. Luther hat die dunkeln Tiefen des Gemüths mit seinem Glauben erleuchtet, Lessing aber hat das helle Licht der wissenschaftlichen Kritik und des scharf erkennenden Verstandes in die düstern Räume der autoritätsjüchtigen Theologie hineingetragen. Luther hat das persönliche Gewissen wieder zu Ehren gebracht, Lessing hat dem prüfenden und denkenden Geist freie Bahn gemacht. Die Sprache Luthers ist genialer und wirkt gewaltiger, aber die Sprache Lessings ist genauer und seine Kritik schneidet schärfer und zerlegt reinlicher. Wenn wir in Luther den nationalen Helden der religiösen Reform verehren, so erkennen wir in Lessing den nationalen Führer der modernen Geistescultur. Luther hat die deutsche Nation aus den Fesseln der römischen Hierarchie errettet, Lessing hat sie von den Banden der theologischen Orthodorie befreit.

Wenn sich so die erneuerte Geistesreform an die klassische Epoche der deutschen Literatur anschließt und von den Arbeiten der deutschen Wissenschaft hauptsächlich gefördert worden ist, so ist die Machtentfaltung des deutschen Protestantismus und die Erweiterung seines kirchlichen Körpers vorzüglich dem Schutz und der Förderung Preußens zu verdanken.

Es war eine glückliche Fügung, daß das reformirte Haus Hohenzollern den nordischen Staat gründete und regierte, dessen Bevölkerung durchweg der lutherischen Kirche zugethan war. Ebendeshalb blieb der Preussische Staat von der ausschließlichen Engherzigkeit der besondern Confession bewahrt, und die Kurfürsten von Brandenburg und die Könige von Preußen hielten die Verträglichkeit und wechselseitige Duldsamkeit in religiösen Dingen für einen Fundamentalgrundsatz ihrer Politik. Ebenso förderlich war es, daß der philosophisch gebildete und freie Denker Friedrich II. zuerst das Princip der Glaubens- und Bekenntnisfreiheit zum Staatsgesetz erhob. Diese Freiheit ist die Lebensluft des echten Protestantismus.

Als dann König Friedrich Wilhelm III. die Union einführte zwischen den Jahrhunderte lang getrennten Reformirten und Lutheranern, so war diese Einigung der beiden protestantischen Kirchen zu Einer kirchlichen Gemeinschaft, eine That, deren nationale Bedeutung anfangs eher gefühlt als erkannt worden ist, aber unaufhaltsam in dem Maße wächst, in welchem ihr Princip voll und ganz begriffen und ihre Anwendung entschiedener durchgeführt wird. Auch außer Preußen, vorzüglich in Südwestdeutschland wurde der nationale Werth der Union sofort erkannt, und was anfangs als weises Königswerk gegeben war, von der Gemeinde als Nationalgut angeeignet. Auch wo heute noch die Union nicht angenommen ist, da sind nicht die Gemeinden, da ist nicht die Laienwelt ihr entgegen, sondern es widerstreben nur die beschränkteren und herrschsüchtigen Elemente der Geistlichkeit.

Wie nur die nationale Idee die Kraft hat, die deutsche katholische Kirche vor der erdrückenden Despotie Roms zu sichern und ihr eine relative Selbständigkeit zu gewähren, so hat sie allein die Macht, die deutsche protestantische Kirche über die Enge der landesherrlichen und territorialen Beschränkung zu erheben und ihr eine höhere Würde und einen weiteren Horizont zu verschaffen. Die Zukunft des religiösen Gesamtlebens in Deutschland hängt daher wesentlich davon ab, daß der nationale Gedanke nicht bloß den Staat durchbringe, sondern auch über die Kirchen Macht gewinne und sie allmählich fort- und umbilden werde.

Zunächst freilich wird die Union nur als eine Einigung und Gemeinschaft auf die deutschen Protestanten wirken, und als Anlage einer protestantischen Nationalkirche fruchtbar werden. Indem sie den dogmatischen Gegensatz der Lutheraner und der Reformirten nicht unterdrückt, aber als unwesentlich der nationalen Gemeinschaft unterordnet, wird es ihr leicht, den dogmatischen Meinungen und Unterschieden unter den Prote-

stanten überhaupt ihre trennende Macht zu entziehen, und die Einigung allgemeiner zu machen. Aber es ist das nur die nächste, nicht die letzte Aufgabe. Völlig gelöst ist das nationale Problem doch erst dann, wenn dereinst der nationale Geist, welcher die protestantische Union erzeugt hat und wachsen macht, schließlich auch die deutschen Protestanten mit den deutschen Katholiken verbinden wird. Heute schon regt sich das Bedürfnis dazu, unter den liberalen Protestanten, wie unter den liberalen Katholiken. Es wird zunehmen mit der Zeit und die Wege zur Einigung auffinden.

Einstweilen aber halten wir an der erkannten Wahrheit fest: Das Wesen der Religion ist nicht national, sondern allgemein-menschlich; die Verfassung der Kirche aber und die Form des gemeinsamen Gottesdienstes müssen ein nationales Gepräge haben, damit die Nationen ihren Geist und ihren Charakter auch vor Gott darstellen und frei entwickeln können. Das religiöse Leben der deutschen Nation insbesondere wird durch den nationalen Gedanken zugleich emporgehoben und befreit.

Die Offenbarung St. Johannis.

Vortrag,

in der Versammlung des Protestantenvereins zu Elberfeld, am 26. Januar 1869,

gehalten von

Dr. Carl Manstot,

Prediger an St. Rembertikirche zu Bremen, Herausgeber des Norddeutschen Protestantenblattes.

Hochgeehrte Versammlung!

Die Offenbarung St. Johannis gehört zu den merkwürdigsten Büchern des Neuen Testaments. Auch hat sie, wie kaum ein anderes Buch der heiligen Schrift, die stärksten Wandlungen in der Gunst der christlichen Gemeinde erfahren. In engen Kreisen noch heute hoch geehrt, wird sie unter uns Protestanten wenigstens von der Mehrzahl kaum beachtet, und auch unsere größten und frömmsten Theologen haben die verschiedenartigsten Urtheile über dieselbe abgegeben. Man kann nicht sagen, daß die Beschaffenheit des Buches auf dieses so wechselnde Schicksal ohne Einfluß gewesen sei. Es bezeichnet eine große der Entfaltung des Gottesreiches feindselige Macht, deren grimme Wuth gegen die Gottesgemeinde in einer mit thierischer Wildheit erfüllten Persönlichkeit gipfeln werde. Auf diese läuft die ganze Darstellung hin und indem ihr Name auf eine geheimnißvolle Weise als ein Räthsel beschrieben wird, heißt es: Hier ist Weisheit, wer Verstand hat, der überlege; es ist ein bestimmter Mensch mit diesem Thiere gemeint. Durch diese Aufforderung haben sich Kluge und Thoren berechtigt gehalten, über jede große und hervorragende Erscheinung in der Welt zu Gericht zu sitzen. Man hat die römischen Kaiser Diocletian und Julian, den Abtrünnigen, man hat den wilden Geiserich und Attila, die Gottesgeißel, auch

Muhammed, den Propheten des Islam, darunter verstehen wollen. Die religiösen und politischen Parteien des christlichen Abendlandes ließen sich ein so willkommenes Mittel, die jeweiligen Gegner als die schlimmsten Feinde des Gottesreiches und damit als durchaus unsittliche Menschen hinzustellen, nicht entgehen. Hohenstaufen und Päpste warfen einander die Ehre dieses Thieres zu; die Franziskaner bekämpften als den falschen Propheten die Sekten der Katharer, Waldenser und Hussiten und diese wiederum verspürten in den Verfolgungen der Hierarchie das Schnauben jenes Thieres. Sie dürfen nicht zweifeln, daß man späterhin katholischerseits unsere Reformatoren und deren Gemeinden für dieses Thier sammt seinem Kirchen zerstörenden Anhang erklärt hat und man auf protestantischer Seite den wider die Päpste gerichteten Gegenbeweis nicht schuldig geblieben ist. Ebenso haben späterhin Carl I. und Cromwell, Ludwig XIV. und Peter der Große, Napoleon I. und der Herzog von Reichstadt, David Strauß und Garibaldi ihre mehr oder weniger glänzenden Namen auf das Stredbett einer apokalyptischen Rechnung müssen spannen lassen. Nehmen Sie zu der wunderlichen Richtung der Erklärung, welche diese aus einer großen Menge auf gut Glück nur so herausgegriffenen Namen bezeichnen, hinzu, daß auf Grund der Enthüllungen des Offenbarungsbuches in den kurzen 1800 Jahren der christlichen Zeitrechnung schon einigemal der nahe Untergang der Welt prophezeit worden; allein in diesem Jahrhundert schon für zwei oder drei ohne Weltbeschädigung abgelaufene Jahre —: so sollte es eigentlich Niemanden Wunder nehmen, daß Luther's Urtheil noch heute für begründet gilt: „es haben etliche viel ungeschicktes Dings aus ihrem Kopf hineingebräut“; noch weniger, daß viele Andere sehr gleichgültig gegen das Buch geworden sind, weil es ja, wie Luther ebenfalls sagt, so lange ihm die „gewisse Auslegung“ fehlt, eine „verborgene stumme Weissagung ist“, die „noch nicht zu ihrem Nutz und Frucht kommen, den sie der Christenheit geben soll“. Ja man wird es Niemand verargen können, den der leichte Mißbrauch und die, so lange die Dunkelheit währt, auffallende Schroffheit vieler Aussprüche veranlaßt, die Offenbarung „weder für ein apostolisches noch prophetisches“ Buch zu halten, bei welchem Urtheile unser Luther zeit seines Lebens stehen blieb; es auch nicht verheimlichte, sondern in den seiner Bibelübersetzung beigegebenen Einleitungen zu den einzelnen Büchern vor der christlichen Gemeinde offen aussprach. Luther meint sogar, er könne keineswegs spüren, daß das Buch „vom heiligen Geist gestellet sei“; dem „apostolischen Amt gebühre es klärlch und ohne Bild von Christo und seinem Thun zu reden“.

Indessen so berechtigt dieses Alles auch sein mag, das Offenbarungsbuch verdient doch in hohem Grade unsere Beachtung. Echte Bildung wird überall den Dingen Theilnahme zuwenden, welche einmal fördernd in die mächtig vorwärts treibenden Bewegungen der sittlichen Welt eingegriffen haben. Die christliche Gemeinde kann diejenigen nie vergessen, die einst in ihren vordersten Reihen kämpften. Und die Offenbarung Johannis hat das gethan; sie ist der ehrwürdige Zeuge einer glorreichen Vergangenheit. Sie ist das erste Buch, das die junge Christengemeinde aus ihren Kreisen den ehrwürdigen Büchern des Alten Testaments als ein gleichberechtigtes, als eine inspirirte, heilige Schrift an die Seite gestellt hat; ehe man nur daran dachte, irgend andere Schriften apostolischer Männer zur Erbauung und Belehrung aller Gemeinden zu sammeln, war die Offenbarung Johannis heimisch in den Kreisen dieser Unterdrückten, ward ihr Trost vernommen in der verborgenen Stille heimlicher Versammlungen, begleiteten ihre Gedanken, ihre Verheißungen und Ermahnungen die Schwachen und Verfolgten auf das Forum, in den Kerker, zu den wilden Thieren, unter die Hände erbarmungsloser Henker und in alle Qualen martervollen Todes. Hohe, edle Frauen, ernste, treue Männer, oft aus der Nacht der am wenigsten geachteten Lebenskreise zur Entfaltung der höchsten Tugenden gerufen, kämpften und überwandten unter dem Panier ihres Glaubens, von welchem die Worte der Offenbarung zu ihnen herableuchteten: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Ja der ganze zum Siege durchgeführte Kampf mit der heidnischen Weltmacht des römischen Reiches ist erfüllt mit den Hoffnungen, Ermahnungen, Erwartungen, welche die Offenbarung weckte und nährte. Eine Dienerin des Herrn ist deren Loos auch über sie gekommen: die Ersten werden die Letzten sein; und die Letzten werden die Ersten sein. Denn nachdem sie aus so hoher Ehre in theilweise Geringschätzung gefallen war, hat die christliche Wissenschaft ihr wiederum eine stetig zunehmende Aufmerksamkeit zugewandt. Dem gelehrten und umächtigen Hugo Grotius gebührt das Verdienst, der protestantischen Erklärung zuerst den richtigen Weg gezeigt zu haben. Mit seinem feinen geschichtlichen Sinne lenkte er die Aufmerksamkeit der Forscher von der römischen Hierarchie auf das heidnische Römerreich zurück; zwar vergriff er sich noch in der Zeit, in welcher er Anknüpfungspunkte suchte, aber der einmal so nachdrücklich aufgezeigte Weg konnte nicht wieder vergessen werden; Semler, der Erneurer geschichtlicher Forschung folgte ihm; Eichhorn und Herder suchten eine, wenn auch unrichtige, so doch freiere, den Bann der überlieferten Deutung brechende Auffassung geistvoll zur

Anerkennung zu bringen. In unserem Jahrhundert wurde dann endlich der von Grotius beschrittene Weg weiter verfolgt und die glücklichsten Ergebnisse gefunden. Friedrich Bleek, der bedeutendste Erklärer unter den Schülern Schleiermacher's, der so lange segensreich an der rheinischen Universität in Bonn gewirkt hat, erkannte zuerst wesentliche Züge des Buches vollkommen richtig. Ihm folgte Ewald in Göttingen; doch noch immer unverstanden blieb die räthselhafte Bezeichnung des Antichristes durch die Zahl 666. Da entdeckten ums Jahr 1835 fast gleichzeitig vier deutsche Gelehrten, E. Reuß in Straßburg, F. Hitzig in Zürich, jetzt in Heidelberg, R. F. Fritzsche in Halle und Benary in Berlin die Auflösung des Räthfels; sie standen anfänglich damit allein, jedoch der vorsichtige Bleek mußte sich noch von der Richtigkeit derselben überzeugen. Für die Bedeutung des Buches in der altchristlichen Zeit und über seine innere Gliederung gaben F. Ch. Baur's, des großen Tübinger Forschers Untersuchungen neuen Aufschluß. Gustav Volkmar¹ in Zürich hat die jetzt so reichen Hülfsmittel zu einer trefflichen, genauen Uebersetzung und Erklärung des ganzen Buches verarbeitet.

Wir dürfen endlich ein erneutes Interesse für unser Buch erwarten; denn zu der Erinnerung an seine hohe Stellung in der ältesten Gemeindekirche kommt nun hinzu, daß wir besitzen, was Luther so sehr vermiste: eine gewisse Erklärung alles Wesentlichen. Ja, genau genommen, sind wir jetzt in Betreff keines Buches im N. T. so gut unterrichtet, als über die Offenbarung Johannis. Man darf es aussprechen, dieser einst so dunkle Punkt in der christlichen Urgeschichte ist nun heller beleuchtet, als manche andere, die vordem hell schienen; die letzte ist wieder zur ersten geworden: wie sie in der altchristlichen Zeit vorangegangen, so ist sie heute wieder die erste im Bereiche des geschichtlichen Verständnisses des altchristlichen Lebens.

Die Absicht meines Vortrags ist, Ihnen in großen Zügen den Grundgedanken, die Mittel der Darstellung, den Inhalt und die geschichtliche Deutung auf Grund der erwähnten Forschungen vorzuführen.

Der Name Offenbarung deutet schon an, was der Inhalt des Buches sein will. Eine Enthüllung des geheimen Rathschlusses Gottes über den großen Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen dem Heidenthum und

¹ Zürich, Orell, Füßli & Comp. 1862. Ohne der wissenschaftlichen Gründlichkeit zu vergebem, ist dieselbe so eingerichtet, daß, wer nur die Mühe der Denkarbeit nicht scheut, damit auch ohne Kenntniß der alten Sprachen, das Buch der Offenbarung in allem Einzelnen sich erklären kann. Dieser Erklärung und dem Abschnitt l'Apocalypse in E. Reuß, *Histoire de la Théologie Chrétienne*, Straßburg, 1860, bin ich zu besonderem Danke verpflichtet.

der christlichen Gemeinde. In diesem großen Kampfe wird die Wiederkunft des zu Gott erhöhten Messias die entscheidende Wendung herbeiführen. Das Buch der Offenbarung giebt an, wie bald, nach welchen noch zuvor nothwendigen Ereignissen die Wiederkunft des Herrn stattfinden soll und wie dann — die Zeit ist nahe — der weitere Verlauf der Weltentwicklung sein werde, bis der Vater die volle Herrschaft ergreife und das vollkommene Gottesreich auf einer neuen Erde unter einem neuen Himmel erglänze. Die dogmatische Voraussetzung, auf welcher demnach der Inhalt der Offenbarung ruht, ist die Erwartung einer baldigen Wiederkunft des Herrn vom Himmel auf die Erde, die dann erfolgende Auferstehung der Todten, die Entwicklung der letzten Dinge auf der Erde. Diese Hoffnung war unter den Aposteln und in der ersten christlichen Gemeinde allgemein verbreitet; die Ankündigung des Buches Daniel, daß das messianische Reich im Gegensatz zu den in Raubthieren symbolisirten, heidnischen Reichen kommen werde, gleichwie eines Menschen Sohn, ward bald dieser Hoffnung dienstbar gemacht. Auf den Wolken des Himmels dahersahrend, von der Gott dienenden Geisterwelt begleitet, in Herrlichkeit und mit Macht ausgerüstet, wird er wiederkommen, zur Bestrafung aller Gottlosen, zum Heile aller Frommen und Getreuen. Die Christenheit lebte unter dieser Erwartung. Denn nicht wieder zum Voraus verkündet, sondern plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht wird er kommen, den Gottesriegel auf einmal erringen. Auch der Apostel Paulus theilte diese Erwartung; doch steht sie seinen eigenthümlichsten Gedanken fern; er ist so ganz beschäftigt, die großen Gedanken von Gnade und Versöhnung innerlich zu durcharbeiten, daß jene Erwartung bei ihm mit keinem wesentlichen Gedanken unauflöslich verknüpft ist; er trieb seine Gemeinden so nachdrücklich aus jedem beschaulich erwartenden Leben an die praktische Arbeit christlicher Liebe, und zu einer wahren persönlichen Gestaltung des vom Geiste Gottes getriebenen Lebens, daß sie einen gewissen Schatz christlicher Lebenserfahrung fest genug gewannen, um die Nichterfüllung solcher ungewissen Erwartung zu ertragen. Ja nicht allein diese zu ertragen, sondern in einer von ihnen angeregten geistigen Bewegung jene Hoffnung selber innerlich zu überwinden: so daß die am weitesten entwickelte Ueberzeugung, die tiefste Erfahrung des an der geschichtlichen Person Jesu Christi entzündeten christlichen Lebens im Evangelium Johannis das Wort des Lebens und des Friedens ausspricht: er ist längst wiedergekommen, er lebt als der heilige Geist in seiner Gemeinde, alles Sinnliche überwindend, alles Irdische heiligend, Leben wirkend und Frieden bringend; er ist wieder gekommen und kommt immer auf's neue in seiner Gemeinde.

Wir müssen jedoch zum geraden Gegentheil dieser Gewißheit seiner längst vollzogenen und täglich neu sich vollziehenden Wiederkunft, nämlich zur alten Erwartung einer persönlich sichtbaren, in den nächsten Jahren stattfindenden Wiederkunft des erhöhten Herrn zurückkehren. Denn auf ihr beruht die Offenbarung Johannis; weshalb auch dieses Buch, von allen anderen Gründen abgesehen, so wenig von einem und demselben Verfasser sein kann mit dem Evangelium und den Briefen St. Johannis, wie ein Buch Luther's und eines von Schleiermacher, auch wenn beide denselben Namen trügen, aus demselben Kopfe entsprungen, in derselben Zeit gedacht sein können.

Wie giebt nun das Offenbarungsbuch seine Enthüllungen über den Verlauf der Geschichte bis zu jenem Augenblick, da die Wiederkunft stattfindet und von demselben weiter? Es werden Visionen erzählt. Diese Visionen werden beschrieben als von Gott eingegebene oder verursachte Schauungen, Gesichte. Wer eine Vision von der Art, um die es sich hier handelt, erzählt, theilt uns mit, daß er der Sinnenwelt entrückt gewesen, d. h. daß seinem Bewußtsein keinerlei Eindrücke von der ihn umgebenden Welt oder dem gewöhnlichen Inhalte seiner Gedanken zugeführt worden seien. Vielmehr habe er andre Dinge gesehen, sei etwa im Himmel vor Gottes Thron gewesen; von diesem erhabenen Standpunkt habe er auf die ganze Erde herabschauend außerordentliche Vorgänge sich ereignen, merkwürdige Personen auftreten, handeln sehen und reden hören.

Nun ist allerdings anzuerkennen, daß die größten und am meisten begeisterten Schriftsteller des alten und neuen Testaments wirklich Gesichte gesehen haben, z. B. der Prophet Jesaja, der Apostel Paulus.¹ Allein von vornherein muß der Gedanke fern gehalten werden, als ob die Dinge, welche die Offenbarung Johannis erzählt, in Visionen wirklich geschaut wären. Das ist nicht der Fall. Vielmehr handelt es sich hier um eine Form der Darstelluug. Der Schriftsteller hat seine Gedanken in den Bildern der Visionen auf eine beziehungsreiche Weise ausgesprochen; die Bilder sind Einkleidung. Wir besitzen in unserer Bibel noch eine Schrift dieser Art: ein Theil des A. T., Buch Daniel; und außerhalb derselben aus dem letzten Jahrhundert vor und dem ersten nach Christo noch einige ähnliche, z. B. das Buch Henoch und das vierte Buch Esra. Diese Darstellungsweise war unter den Juden nach dem Erlöschen der altprophetischen Kraft gewissermaßen die offizielle, unerläßliche Form für Ankündigung göttlicher Wahr-

¹ Die sich sehr einfach erklären; auch viel kürzer und einheitlicher gewesen sind als die im Offenbarungsbuche erzählten.

heit geworden. In all jenen Schriften wird sie mit mehr oder minder Geschmack und Geschick in wesentlich gleicher Weise geübt; in allen tritt die sorgfältig berechnende Arbeit des Verfassers deutlich hervor. Den Lesern bekannte Personen, Weltreiche und Vorgänge werden zuerst in Bildern und Symbolen ausgedrückt; dann sollen sie aus weiteren Bildern die angekündigten Schicksale eben derselben Personen, Weltreiche und die weitere Entwicklung jener Ereignisse erkennen. Nirgends wird der Boden der geschichtlichen Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart verlassen. In den Gesichtern des Buches Daniel z. B. wird erzählt: Gegen einen Widder mit zwei Hörnern, der siegreich nach Abend, Mittag und Mitternacht vorstößt, sei ein starker Ziegenbock mit einem Horn vom Niedergang heraufgestiegen; ohne die Erde zu berühren, stürmte er an den Widder heran und warf ihn nieder und zertrat ihn. Der Widder mit zwei Hörnern wird dann alsbald für das medisch-persische Reich erklärt, das nach seinem weitesten Vordringen nach Westen und gegen Egypten von dem Könige von Griechenland (Alexander dem Großen) der mit reißender Schnelligkeit nach Osten vordrang, erobert wurde. Aber so wie er stark geworden, zerbricht das Horn des Widders; nun steigen vier neue Hörner auf nach den vier Winden und aus einem derselben geht ein kleines Horn hervor, das überaus groß wird gegen Aufgang, gegen Mittag und die Zierde, zuletzt das Heer des Himmels, ja dessen Fürsten bekämpft, die Städte seines Heiligthums hingeworfen und ihm das beständige Brandopfer entzogen hat. Die Erklärung sagt: die vier Hörner anstatt des Einen abgebrochenen sind die vier kleineren, nach Alexanders Tod aus dessen Reich sich bildenden Reiche. Das kleine Horn aus einem derselben ist ein frecher tückischer König. Dieser wird nun nicht genannt, aber der von seiner Tücke leidende, jüdische Leser in der Zeit der Makkabäer verstand gut genug, daß Antiochus Epiphanes gemeint sei. Derselbe bekriegte sowohl Egypten, als auch das östlich von Syrien liegende Gebiet und die Zierde = Palästina; er nahm selbst den Tempel ein und verunreinigte den Brandopferaltar durch einen heidnischen Altar. Die Offenbarung Johannis muthet dem Leser etwas mehr zu; sie erklärt selbst weniger, aber wer ihre Bilder richtig beachtet, muß nach dieser Weise den rechten Sinn treffen; die christlichen Gemeinden, für die sie geschrieben ward, haben sie verstanden; die Gegenstände der Bilder der Apokalypse sind, ihren Zwecken entsprechend, zwei Reihen der einander ausschließenden Gegensätze: des Guten und Bösen. Es treten auf: Gott und der Teufel; der Christ Gottes und der Antichrist des Teufels; die echten Propheten und der falsche Prophet; die Gottesgemeinde und das Reich der Welt, das natürlich sichtbar in einer großen

Weltherrschaft verkörpert, dasteht, während die Gottesgemeinde noch von Dunkelheit bedeckt ist. Eine Bemerkung über die Bilder selbst verschiebe ich, bis der Inhalt der Offenbarung Johannis vorgeführt sein wird.

Außer den Bildern aber gebrauchen alle diese Apokalypsen noch eine eigenthümliche Zeitrechnung. Sie zerlegen Vergangenheit und Zukunft mit der heiligen, eine abgeschlossene Einheit ausdrückenden Zahl 7 und deren Hälfte $3\frac{1}{2}$; und ebenso wird 7 mit 10 multipliziert. Der Prophet Jeremia hatte angekündigt, daß nach der Zerstörung Jerusalems die Gottverlassenheit des Volkes 70 Jahre dauern werde. Aus der babylonischen Gefangenschaft sind indeß die wirklich Heimkehrenden zum Theil früher, zum Theil später zurückgewandert; viele aber blieben in der Fremde und das Reich David's erstand nicht wieder. Nun deutete der Verfasser des Buches Daniel die 70 Jahre statt auf einfache Jahre, auf Jahrwochen von je 7 Jahren, also auf einen Zeitraum von 490 Jahren. Dabei zieht seine Rechnung eigentlich nur die letzte, siebenzigste Woche in Betracht; von ihr rechnet er ungenau zurück. Wichtig ist nur der thatsächliche Eintritt dieser siebenzigsten Woche; das ist der sichere Anfang des Endes. Die Mitte dieser letzten Woche ist die Zeit der größten Gottverlassenheit; ist diese nachgewiesen, so muß von da an der rasche Vollauf des Gerichtes beginnen. Als solche siebenzigste Woche bezeichnet das Buch Daniel nun die Jahre 172–167 v. Chr.; denn in die Mitte dieser Zeit fällt jene tiefste Erniedrigung, die ich vorhin erwähnte, die Errichtung eines Gözenaltars im Tempel zu Jerusalem auf dem Altare des heiligen lebendigen Gottes. Doch auch Daniel's Hoffnungen gingen nicht vollständig in Erfüllung; die syrische Bedrückung wich, das Weltreich Gottes blieb aus: für einen Christen lag es dann nahe, diese Weissagung Jeremia's von der Prüfungszeit auf die letzte Zeit vor der Wiederkunft des Herrn anzuwenden; das thut der Verfasser der Offenbarung und zwar tritt er in die Fußstapfen des Danielbuches. Auch er giebt an, daß diese letzte Woche angebrochen, daß eine halbe Zeit schon vorüber und also im Verlaufe der nächsten halben Zeit = $3\frac{1}{2}$ Jahre alles zum Weltgerichte sich vollende.

Wie die heiligen Zahlen 3, 7, 10 schon dieser Berechnung zu Grunde liegen, so wird alles in der Offenbarung mit denselben eingetheilt und ebenso werden mit der heiligen 12 Zahl, deren Quadrat und durch Multiplikation mit Tausend symbolische Einheiten gebildet. Die außerordentliche Regelmäßigkeit der Eintheilung, die wahrhaft überraschende Harmonie der einzelnen Glieder, der durchaus architektonische Aufbau des Buches zeigt es auch von der rein formalen Seite seiner Composition, als ein genau durch-

dachtes Kunstwerk. Es hat gegliedertes Vorwort, eine Einleitung, die dreifach gegliedert ist; es verläuft in sieben Hauptepochen; bei Beginn der siebenten aber schiebt sich eine volle Reihe von sieben untergeordneten Akten ein, bei welchen wiederum mit dem Beginne des siebenten durch Einschlebung einer zweiten Reihe von sieben Ereignissen ein Aufenthalt entsteht, bis endlich eine dreifach gegliederte Ueberleitung zu dem Schluß hinführt.

Hören Sie nun, was der Seher berichtet. Dem kurzen, den Sinn allgemein angegebenden Eingang „die Zeit ist nahe“¹ folgt eine Widmung an die sieben Gemeinden in Asien², die bestimmter die Hoffnung auf die baldige Wiederkunft Christi ausspricht. Sodann³ giebt der Verfasser durch Mittheilung eines Gesichtes an, von wem seine Gesichte und der Auftrag dieselben in ein Buch zu schreiben. Dann folgen an die sieben asiatischen Gemeinden zu Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyatira, Sardes, Philadelphia, Laodicea, sieben Sendschreiben⁴ mit Vorhalt, Ermahnungen und Warnung, von welchen manche sich durch eine außerordentlich glückliche Form auszeichnen; und wie z. B. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“, „halte was du hast, daß Niemand deine Krone raube“, „Siehe ich stehe vor der Thür und klopf an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und Mahl mit ihm halten und er mit mir“ u. A. zu den am meisten gehaltenen Sprüchen aus dem N. T. gehören. Nachdem in der heiligen Siebenzahl jener Gemeinden die ganze christliche Welt in ihren Fehlern gestraft, zur Besserung ermahnt und zur Treue ermuntert ist, geht die Darstellung zum eigentlichen Haupttheile des Buches⁵ über. Die Einleitung hat drei Abtheilungen, sie schildert zuerst Gott in seinem himmlischen Lichte; dann stellt sie seinen versiegelten Rathschluß und den, der ihn kund macht, vor; und drittens endlich kündigt sie das Ziel der Weltentwicklung in einem Lobliede an. Der Seher ist im Himmel:⁶ auf dem Throne sitzt Einer. Der Unnahbare kann selbst nicht beschrieben werden, wie der Glanz vieler Edelsteine sein Aussehen; sein Thron getragen von den vier Gestalten, die nach dem Propheten Ezechiel Gottes Allmacht, Schöpferkraft, Weisheit und Allwissenheit darstellen; Löwe, Stier, Mensch und Adler, alle mit Augen überdeckt, nicht des Nachts noch am Tage schlummernd. Zu der Offenbarung Gottes in der Natur kommt die nach einer Deutung von Jes. 11, 2. siebenfache Ausgießung seines Geistes, deren Symbol sieben Feuerfackeln, welche vor dem Throne brennen. Im vorn

¹ I, 1—3. ² I, 4—5. ³ I, 9—20. ⁴ II und III. ⁵ IV—XXII, 5. ⁶ IV.

offnen Halbkreis um den Thron Gottes stehen die kleineren der 24 obersten Engel, 2×12 symbolische Vertreter seiner Gemeinde. Mit den Symbolen der göttlichen Macht beten sie an und preisen den von Ewigkeit zu Ewigkeit lebenden: „Unser Herr und Gott, Du bist würdig zu nehmen Preis, und Ehre, und Kraft; denn Du hast alle Dinge geschaffen und nach Deinem Willen waren sie da und wurden geschaffen.“ In Gottes rechter Hand ¹ ruht das mit sieben Siegeln verschlossene Buch, das die Bestimmung der Zukunft enthält; Niemand ist würdig zu öffnen; nur der Löwe aus Juda, der überwunden, das Lamm, das geschlachtet, ist würdig. Der Seher sieht es mit den Zeichen, daß auf ihm der ganze Geist Gottes ruht, mit sieben Augen und sieben Hörnern. Dieses Lamm nimmt das Buch aus der Rechten dessen, der auf dem Throne sitzt; Christus erscheint erhöht im Himmel und der Gang der letzten Dinge beginnt, da er die Siegel des Schicksalsbuches löst. Nun bricht das ganze himmlische Heer in einen Lobgesang aus und alle Creatur im Himmel und auf der Erde und unter der Erde hört der Seher eine Lobpreisung ausrufen; die Träger der göttlichen Macht im Himmel rufen Amen!

Das Lamm ² öffnet nun die Siegel eins nach dem andern. Die großen Ereignisse, welche den Beginn und Fortschritt der letzten Zeit bezeichnen, ziehen in symbolischen Bildern vorüber. Es sind Heimsuchungen Gottes, furchtbare, weitverbreitete Unglücksfälle, die unter dem Bilde verschiedener Reiter, mit bezeichnendem Aussehen geschildert sind. Ohne Unterbrechung geht es fort vom ersten bis zum vierten Siegel und es ziehen vorüber: die Eroberung, der Krieg, die Hungersnoth und die Pest; hinter diesen her schleicht der Scheol, die Unterwelt, die von allen vierein reich gemacht wird. ³ Dieser ersten Reihe der vier Siegel, folgen nun die drei letzten, von welchen aber das fünfte und sechste zusammenrückend vom siebenten wiederum durch einen Einschnitt getrennt sind. Beim fünften Siegel ⁴ erheben sich alle Märtyrer und rufen Gott um Rache an; sie erhalten weiße Kleider und werden getröstet bis zu der Zeit, da auch ihre Brüder und Mitknechte Gottes getödtet sein würden. Das sechste wird geöffnet ⁵ und alsbald folgen Erdbeben, Mond- und Sonnenfinsternisse, furchtbare Ereignisse am Himmel; allgemeines Entsetzen ergreift Hohe und Niedere; sie verbergen sich in Höhlen und sie rufen, das folgende ankündigend: der große Tag des Zornes ist gekommen und wer kann bestehen?

Die Eröffnung des siebenten und letzten Siegels muß denselben bringen.

¹ V. ² VI. ³ VI, 1 - 8. ⁴ VI, 9—11. ⁵ VI, 14—17.

Aber die bange Erwartung wird noch gesteigert. Die letzten Plagen des Weltgerichts sind furchtbar; sie gehen über Alle, über Gläubige wie Ungläubige; deshalb wird angekündigt wie die Gläubigen aus den Juden und Heiden vor geistigem Verderben bewahrt bleiben. Vier Engel¹ halten an den vier Ecken der Erde die Winde, so daß auf Erden feierliche Stille herrscht; ein fünfter Engel aber bezeichnet die Knechte des lebendigen Gottes an ihren Stirnen. Deren sind aus jedem der zwölf Geschlechter Israel's 12,000, also 144,000, die Darstellung des Gott im Glauben an den gegebenen Messias treu gebliebenen Israel², und zu ihnen werden hinzutreten Gott zu loben unzählige aus allen Völkern mit weißen Kleidern angethan; sie wird nicht mehr hungern noch dürsten, denn das Lamm, das in der Mitte des Thrones, wird sie weiden.³

Nun wird das siebente Siegel⁴ geöffnet; große Stille im Himmel folgt. Statt des plötzlichen Endes tritt jedoch ein stufenweises Entwickeln des Weiteren ein. Beachten Sie, wie es sieben Siegel waren: so treten nun sieben Engel ein; einem jeden wird eine Posaune gegeben. Bevor sie anheben, bringt ein anderer Engel die Gebete aller Heiligen als Weihrauch in einem Rauchfasse Gott dar. Nachdem der Weihrauch verbrannt, füllt er das Rauchfaß mit Feuer vom himmlischen Altare und wirft dasselbe auf die Erde. Die Gebete sollen erhört werden und die sieben Engel rüsten sich zu posaunen.⁵ Die vier ersten Engel posaunen, gleich dem Deffnen der vier ersten Siegel, ohne Unterbrechung hinter einander; dem Posaunen eines jeden folgt großes Verderben im ganzen Weltall: ein Drittel der Erde, des Meeres, der Flüsse und der Gestirne am Himmel wird verheert und zerstört.⁶ Vom folgenden trennt dann eine Zwischenscene. Die Erwartung wird weiter gesteigert.

Ein Adler fliegt durch die Mitte des Himmels und ruft: „Wehe, wehe, wehe den Bewohnern der Erde vor den übrigen Posaunen der drei anderen Engel!“⁷

Wie das fünfte und sechste Siegel, so stehen nun auch die fünfte und sechste Posaune nicht nur von den vier ersten, sondern auch von der letzten abgerückt, zusammen. Die fünfte Posaune ertönt⁸ und es folgt eine furchtbare Heuschreckenverwüstung. Eine Ankündigung sagt: „das Eine Wehe ist vorüber, siehe es kommen noch zwei Wehe nach“. Die sechste Posaune⁹ ruft einen furchtbaren Sturm des heißen Wüstenwindes; beide Plagen sind

¹ VII. ² VII, 1—8. ³ VII, 9—17. ⁴ VIII. ⁵ VIII, 1—6. ⁶ VIII, 7—13.

⁷ VIII, 13. ⁸ IX, 1—12. ⁹ IX, 13—21.

in phantastischer, aber alle alttestamentlichen Schilderungen, auf denen sie ruhen, weit übertreffender Weise als schreckliche Reiterheere geschildert. Aber trotz allen diesen Plagen bekehren sich die Gottlosen, die nicht umkommen, nicht.

Welche Schrecken muß der Ton der siebenten Posaune entfesseln! Eine neue Verzögerung tritt ein. Selbst der Seher wird feierlich vorbereitet; was er weiter schauen wird, zu ertragen; und einer der höchsten Engel schwört ihm, daß hinfort kein Verzug mehr sein wird, sondern in den Tagen der Stimme des siebenten Engels ... da ist vollendet das Geheimniß Gottes ... ¹. Wir werden noch auf eine andere Weise zum Voraus ergriffen von der furchtbaren Bedeutung dessen was nun folgt; denn wir erfahren, daß der Seher den Auftrag erhält, den Tempel Gottes auszumessen. Jerusalems Schicksal wird angekündigt. Nur der innere Tempel wird bleiben, eine Zuflucht der erwählten Heiligen; alles Uebrige sammt dem Vorhof fällt, 42 Monate = 3½ Jahre, in die Gewalt der Heiden, dann werden dort Elias und Moses, beide nach ihnen zugeschriebenen Wunderthaten bezeichnet, ebenso lange von dem Herrn predigen. Sie werden vom Antichrist getödtet, aber nach 3½ Tagen auferweckt; ein furchtbares Erdbeben tödtet 7000 Personen, doch die anderen Juden werden sich dadurch erschrecken und bekehren; und das zweite Wehe ist vorüber ². „Siehe das dritte Wehe kommt schnell“.

Die siebente Posaune ertönt ³; das Ende beginnt: es wird nochmals feierlich eingeleitet durch eine große Scene im Himmel; die vierundzwanzig Ältesten danken Gott im Gebet, daß er jetzt vollständig herrschen werde; die mit aus dem salomonischen Tempel verschwundene Bundeslade erscheint im himmlischen Tempel; Blitz und Donner, Hagel und Erdbeben kommen über die Erde ⁴. Das Weitere ist nun der Kampf und Sieg des Gottesreiches über die feindlichen Mächte, doch werden zuvor diese Mächte selbst beschrieben und findet eine Art Vorspiel des Kampfes statt. Jener feindlichen Mächte nun sind drei ⁵: a) Die alte Schlange, der Teufel; er bekämpft Christum und die Gottesgemeinde, welche beide dargestellt sind als ein Weib, das eben ein Kind geboren, welches der Drache verschlingen will; denn dies Weib stellt ebensovöl die alte Gottesgemeinde, daraus der Messias hervorging, dar, als auch die durch Christum erweiterte und vergrößerte des N. T. Das Kind wird zu Gott, das Weib in die Wüste entrückt. In einem unmittelbar nachfolgenden Kampfe wird der Teufel

¹ X, 1—11.

² XI, 1—14.

³ XI, 15.

⁴ XI, 15—19.

⁵ XII, 1—17.

mit seinen Engeln aus den himmlischen Räumen für immer verdrängt und auf die Erde geworfen, wo er nun das Weib, und die Uebrigen von ihrem Samen, d. i. „die Gottes Gebote halten und das Zeugniß Jesu Christi haben“ grimmiger denn je verfolgt¹. b) Der zweite Feind ist ein mächtiges Reich als Drache geschildert; doch hören sie den Text des Buches selbst:

„Und ich sah ein Thier aus dem Meer aufsteigen, das hatte zehn Hörner und sieben Häupter und auf seinen Hörnern zehn Diademe und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung. Und das Thier, das ich sah, war gleich einem Pardel und seine Füße wie die eines Bären und sein Mund wie eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft, seinen Thron und große Macht.

Und ich sah seiner Häupter Eines als wäre es tödtlich wund; und seine tödtliche Wunde ward heil, und bewundernd folgte die ganze Erde dem Thiere nach. Und sie beteten den Drachen an, weil er dem Thiere Macht gegeben, und beteten das Thier an und sprachen: Wer ist dem Thiere gleich? und Wer kann mit dem Thiere streiten?

Und es ward ihm ein Mund gegeben große Dinge und Lästerungen zu reden, und ward ihm Gewalt gegeben es zu treiben zweiundvierzig Monate lang. Und er that seinen Mund auf zu Lästerungen gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte und die im Himmel wohnen.

Und ward ihm Macht gegeben über alle Geschlechter, Völker und Sprachen und Nationen. Und es werden es anbeten alle Bewohner der Erde, deren Namen nicht in dem Lebensbuche des Lammes, das geschlachtet ist, eingeschrieben sind, seit Grundlegung der Welt.

Hat Jemand Ohren der höre. So Jemand in das Gefängniß führet, der gehet in das Gefängniß; so Jemand mit dem Schwert tödtet, der muß mit dem Schwert getödtet werden. Hier ist die Geduld und der Glaube des Heiligen.“²

c) Den dritten Feind endlich zeichnet² ein Thier, das aussieht wie ein „Lamm“, aber „redet wie ein Drache“; es ist das falsche Prophetenthum, durch die bestimmte Person eines solchen, der an seiner Spitze steht, bezeichnet. Es übt des vorigen Thieres, also jenes gewissen Weltreiches Macht aus, verlangt, daß die Menschen dasselbe anbeten; wer es aber nicht thut, den läßt es tödten. „Und es macht, daß alle sich ein Malzeichen machen auf ihre rechte Hand oder Stirn und daß Niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen, nämlich

¹ XIII, 1—10. ² XIII, 11 ff.

den Namen des Thieres oder die Zahl seines Namens. Hier ist Weisheit! Wer Verstand hat der berechne die Zahl des Thieres, denn es ist eines Menschen Zahl; und seine Zahl ist sechshundertsechsig.

Nun werden wir ¹ in einem Liede zuerst noch über das Schicksal der Erlösten beruhigt; mit dem Lamme stehen sie auf dem Berge Zion und singen ein neues Lied. Dann vollzieht sich in dreifacher Gliederung das Vorspiel zum Gericht. Nochmals kündigen drei Engel dasselbe feierlich an. Der erste fordert zum letzten Male alle Welt auf, Gott die Ehre zu geben; der zweite spricht den Fall der großen Weltstadt aus; der dritte kündigt denen, die das Thier anbeten oder sein Zeichen tragen, den Zorn Gottes an und tröstet die Getreuen: „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, von nun an. Ja, spricht der Geist, sie sollen ruhen von ihren Mühn; ihre Werke aber folgen ihnen nach.“ Der dreifachen Ankündigung folgt sofort ein dreifaches Symbol des Gerichts: mit der Sichel wird gemäht, mit dem Winzermesser abgeschnitten und in der Kelter zerqueticht: ein furchtbares Blutbad ², unter solchen, die zur Ernte des Gerichtes gereift sind, andeutend. Darauf treten ³ Engel mit den letzten Plagen auf; die im Kampfe mit dem Thiere Bewährten singen Gott ein Loblied, das Lied Moßis und das Lied des Lammes ⁴, sodann geben die vier Gottes wirkende Eigenschaften darstellenden Thiere den Engeln sieben Schalen voll des Zornes Gottes. Der Auftrag zum Ausgießen wird ertheilt ⁵ und nun werden ebenfalls die vier ersten Schalen in einem Zuge hintereinander ausgegossen, auf die Erde, in das Meer, in die Sterne und in die Sonne. Die Menschen werden dadurch mit großen Plagen heimgeucht; aber sie thaten, wie der Seher sah, nicht Buße, Gott die Ehre zu geben ⁶. Die fünfte Schale ⁷ bringt besondere Plage über die Hauptstadt des Thieres. Die sechste auf den Euphrat gegossen, macht denselben vertrocknen, so daß die Heere der Könige von Osten hindurch nach Westen ziehen können, um unter des Antichrists Leitung jene Weltstadt zu bekämpfen ⁸.

Wie bei einer jeden der beiden vorhergehenden Reihen von sieben Ereignissen, so schiebt sich auch hier zwischen das sechste und siebente ein kleiner Zwischenakt ein. Der Drache, das Thier, der falsche Prophet, d. h. also der Teufel, der Antichrist und der falsche Prophetismus speien in Gestalt von Fröschen je einen unreinen Geist aus; diese sammeln die Könige der Erde zum Kampfe wider den Messias am Berge Thabor in der Ebene Jesreel ⁹.

¹ XIV, 1—4.

² XIV, 14—20.

³ XV, 7.

⁴ XV, 1—4.

⁵ XVI, 1

⁶ XVI, 2—9.

⁷ XVI, 10—11.

⁸ XVI, 12.

⁹ XVI, 12—16.

Nun endlich gießt auch der letzte Engel die siebente Schale aus.

Eine Stimme vom Throne Gottes her ruft: „es ist geschehen“ und ein vernichtendes Unwetter mit Erdbeben kömmt über die Erde, so daß nicht nur alle Städte, sondern auch die Berge dahin sinken; die Menschen lästerten Gott¹. Der entscheidende Kampf zerfällt wiederum in ein dreifaches Ringen; einem jeden folgt ein Sieg der guten Sache. Das erste Ringen ist mit der unter dem Namen Babel versteckten Welthauptstadt; sie ist ein Weib², sitzend auf einem scharlachrothen Thiere, das war voll Namen der Lästerung und hatte sieben Häupter und zehn Hörner; sie ist überladen mit Pracht und Herrlichkeit; nach einem im A. T. öfter gebrauchten Bilde, eine freche Buhlerin, die mit der ganzen Welt gebuhlt hat: ihr Name Babel ein Geheimniß. Nun heißt es weiter von dem vorhin geschauten Thiere: das Thier, das du gesehen hast, war, und ist nicht, und wird wieder aus dem Abgrunde aufsteigen und gehet ins Verderben; und es werden sich verwundern alle Bewohner der Erde, deren Namen nicht geschrieben sind in dem Buche des Lebens seit Grundlegung der Welt, wenn sie das Thier sehen, daß es war und nicht ist und da sein wird. Hier ist der Verstand, der Weisheit hat. Die sieben Häupter sind sieben Berge, auf denen das Weib (also jene buhlerische Stadt) sitzt und sind sieben Könige (die also über sie der Reihe nach herrschen). Die fünf sind gefallen, der eine ist, der andere ist noch nicht gekommen, und wenn er kommt, muß er nur eine kleine Zeit bleiben. Und das Thier, das da war und nicht ist, ist so selbst der achte und ist einer von den sieben und gehet ins Verderben.“ — Dann wird weiter erklärt von dem Thiere, sofern es das Weltreich: „die zehn Hörner, die du gesehen, sind zehn Könige, die das Reich noch nicht empfangen haben, aber wie Könige eine Stunde lang Macht empfangen mit dem Thiere. Diese haben Einen Sinn und geben ihre Kraft und Macht dem Thiere. Diese werden streiten mit dem Lamm und das Lamm wird sie überwinden.“

Nachdem noch erklärt, daß die vielen Wasser, über denen das Weib sitzt³, Nationen und Völker bedeuten, hört der Seher, daß die zehn Hörner wider die Buhlerin aufstehen, sie erobern, zerstören und mit Feuer verbrennen werden. „Und das Weib, das du gesehen hast, ist die große Stadt, die die Herrschaft hat über die Könige der Erde.“

Der Fall der großen Stadt wird dann feierlich hervorgehoben⁴ durch drei Engel: der erste kündigt ihr furchtbare und gänzliche Zerstörung an;

¹ XVI, 17—21. ² XVII. ³ XVII, 1. ⁴ XVIII.

eine zweite Stimme vom Himmel fordert die Gläubigen auf, sie zu verlassen und alle Welt, an ihr sich zu rächen; sie schildert, wie über sie die Könige klagten, die mit ihr gebuhlt, die Kaufleute, die ihr Waaren aller Art verkauft, die Rauffahrer, Steuer- und Schiffsleute, die sich alle durch sie bereichert haben. Der dritte Engel zeigt nochmals durch eine symbolische Handlung die gänzliche Zerstörung, ihren Sinn mit bezeichnenden Worten erklärend — „denn durch die Zauberei dieser Stadt wurden alle Völker verführt und das Blut der Propheten und Heiligen ist in ihr gefunden worden und Aller, die auf Erden geschlachtet wurden.“ Im Gegensatz zu dem, was er so auf Erden schaut — vernimmt er im Himmel das Lob Gottes vor seinem¹ Thron: „Lobet den Ewigen er hat seine Knechte an ihr gerächt.“ Und daran anschließend ein ermunterndes Lied: „die Hochzeit des Lammes ist gekommen“ . . . „Selig sind die zu dem Hochzeitmahl des Lammes berufen sind.“ Der entzückte Seher will den Engel anbeten, der ihm das verkündet; wird aber zurecht gewiesen: „thue es nicht; ich bin dein Mitknecht; Gott bete an.“

Der zweite Kampf ist zwischen dem Christus und dem Antichrist². Als ein geistiger Kriegsheld auf weißem Siegesrosse zieht der König der Könige aus; er heißt treu und wahrhaftig, sein Schwert das Wort Gottes; ihm folgen auf eben solchen Rossen die himmlischen Heerschaaren. Der Sieg ist leicht und vollständig; das Thier und der falsche Prophet werden lebendig in den Feuersee geworfen, die Uebrigen alle getödtet: Alle Vögel des Himmels, die ein Engel zusammengerufen, fressen ihr Fleisch.

Nun wird der Satan, die alte Schlange, mit einer Kette gefesselt und in der Hölle verschlossen³, doch noch nicht für immer; sondern für tausend Jahre; dann muß er eine kleine Zeit los sein.

Für diese tausend Jahre geschieht die erste Auferstehung der Märtyrer, die als Lohn für ihre Treue nun mit Christus tausend Jahre herrschen. Die übrigen Todten aber werden erst lebendig, wenn die tausend Jahre vorüber sind⁴. Denn es kommt der Satan nochmals für eine kleine Zeit los⁵; er verführt die ganze Erde, belagert die Heiligen in der geliebten Stadt; aber Feuer vom Himmel verzehrt sein Gefolge und er selber wird zu dem Thiere und dem falschen Propheten in den Schwefelspfuhl geworfen.

Die Stunde des Gerichts ist da. Auf einem früher nicht beschriebenen, also wol auch neuen großen Thron wird Gott geschaut; vor ihm ver-

¹ XIX, 1—10. ² XIX, 11—21. ³ XX, 1—3. ⁴ XX, 4—6. ⁵ XX, 7—10.

schwinden der alte Himmel und die alte Erde. Die Todten stehen alle auf. Es wird gerichtet. Wer nicht im Buche des Lebens gefunden ward, der ward in den Feuersee geworfen¹.

Der Seher schaut nun einen neuen Himmel und eine neue Erde. Vom Himmel herab steigt das neue Jerusalem, „wie eine für ihren Mann geschmückte Braut“. Eine Stimme ruft: „Siehe die Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein und er, ihr Gott selbst, wird mit ihnen sein als ihr Gott. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Mühmal wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“ Ja, Gott selber trägt dem Seher auf zu schreiben: „Es ist geschehen. Ich bin das A und das D. Ich will den Durstigen geben von den Brunnen des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet wird dies ererben; und ich werde sein Gott sein und er wird mein Sohn sein. Den Verzagten aber und Ungläubigen und Gräuelhaften und Todtschlägern und Hurern und Zauberern und Abgöttischen und allen Lügern, deren Theil wird sein in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennet, welches ist der zweite Tod“². Dann wird ihm das neue Jerusalem gezeigt, dessen glänzendes Bild er ausführlich beschreibt³, und das gottesfelige Leben darin⁴.

Wir sind zu Ende.

Zur Befräftigung des Ganzen, zur Mahnung an den Leser, dient noch ein kurzes Schlußwort,⁵ das wiederholt den Zusatz enthält: „die Zeit ist nahe; ja, ich komme bald.“

Ich gedenke sofort eine Anmerkung über die schriftstellerische Kunst des Apokalypstikers zu machen. Vergewenwärtigen Sie sich jedoch zuvor nochmals nur seine Hauptgegenstände. Wie sinnig beschreibt er Gott mit allen Zeichen der Macht, mit allem Glanze des Lichtes und doch als den durch kein Bild zu beschreibenden, von keinem Namen zu nennenden, ewigen, unerforschlichen Herrn der Welt. Sodann wie mannigfaltig den Messias; beim Beginne der Entwicklung das Lamm, das geschlachtet ist; in ihrem Verlaufe der auf weißem Rosse einherziehende, zum Streit und Sieg gerüstete und geschmückte Held, und endlich der im tausendjährigen Reiche mit den Märtyrern herrschende König. Ferner die Gottesgemeinde als die heilige Siebenzahl der Gemeinden; dann gewissermaßen repräsentirt in den $2 \times 12 = 24$ Aeltesten vor Gottes Thron; dann als ein heiliges Weib, mit symbolischen Schmucke, ein Kind gebärend (ihr Kind und ihren Herrn,

¹ XX, 11—15. ² XXI, 1—8. ³ XXI, 9—27. ⁴ XXII, 1—5. ⁵ XXII, 6—21.

den Messias), und von Verfolgung leidend bis sie im himmlischen Jerusalem siegreich erscheint. Auf der anderen Seite dagegen ist der heidnischen Weltmacht Grund der alte Drache; weil sein Geist im Weltreich, trägt auch er dessen Abzeichen, sieben Häupter, die sich alle nur Gott gebührende Ehre erweisen lassen. Weiter sein Messias: der Antichrist, das „Thier“, der entwürdigte Mensch, gleichwie der Christ Gottes der zu Gott erhobene mit Gottes Geist ganz und gar erfüllte Mensch ist. Da er einem großen Reiche vorsteht, so erscheint dies selbst ebenfalls als „das Thier“, aller frechen Thiere Bosheit vereinigend. Und der Antichrist dann als das in allen Häuptern lebendige, aber doch in Einem Haupte, das als Widerspiel der Gottheit war, nicht ist und sein wird, vorzugsweise ausgeprägte Princip dieses Reiches. Wie das Gottesvolk eine heilige Stadt: so das Weltreich eine unheilige; jene ist ein heiliges Weib, die ein Kind gebären will, diese eine freche, schwelgerische, mit Prunk überladene Buhlerin, die aber kein Kind hat und dem Tode verfällt. Die Kunst des Apokalyptikers tritt schon in dieser Doppelreihe ins hellste Licht — obgleich er fast alle Bilder und Farben dem N. T. entlehnt, hat er sie doch mit ungemein viel Sinn selbstständig verwandt —; aber auch die eigenthümliche Schwierigkeit dieser Darstellungsform. Ein einziges Bild genügt nicht für denselben Gegenstand; je nach seiner Beziehung muß er durch wechselnde, dem jedesmaligen Zustande entsprechende, Bilder bezeichnet werden, will anders der Verfasser Caricaturen fern halten. Der Apostel Johannes hat das mit feinem Takte gethan; und durch die genaue Bezeichnung und die äußerste Strenge in einer fast mit dem Zirkel ausgemessenen Construction des ganzen Buches gesorgt, daß die richtige Deutung gefunden werde.

Wenn es mir irgend gelungen, ein übersichtliches Bild des wunderbaren Buches zu geben: so ist Ihnen vor Allem bemerklieh geworden, wie überaus regelmäßig und kunstvoll, wie architektonisch gegliedert das Ganze in Betreff seiner Form ist. Sie haben die einleitende Vorbereitung der Leser beobachtet; die kurze Gedrungenheit der ersten Ansprache; die einfache Einführung bei den sieben Gemeinden; die schon erweiterte Berufung des Sehers; seine mit merkwürdiger Kunst zum Voraus angebrachte in sieben Briefen vertheilte Mahnungen an deren wie Perlen glänzende Spruchformen, dann durch das ganze Buch ähnliche kleine Sprüche erinnern. Nach dieser Einleitung: der eben so einfache als bestimmte Eingang: der allmächtige Gott in seinem himmlischen Tempel. Wie ebenmäßig verläuft dann alles Weitere in der heiligen 7-Zahl. Sieben Siegel werden geöffnet, sieben Posaunen ertönen, sieben Hornschalen werden ausgegossen; in großen

raschen Zügen folgen einander je die vier ersten, von ihnen abgesondert als eine Gruppe für sich stehen je die fünften und sechsten; in einer reichen bedeutungsvollen Gliederung entwickelt sich je die siebente. Und bei aller Regelmäßigkeit wie wenig langweilig und störend ist dieses feste Gerippe. Wie geschickt sind die eingeschobenen Pausen und Uebergänge zwischen den je sechsten und siebenten zur weiteren Vorbereitung des Ganzen ausgefüllt; wie sorgfältig in sich selbst gegliedert und nach ihrer näheren oder ferneren Stellung zum entscheidenden Theile mit allem Vorbedacht reicher oder einfacher zusammengesetzt. Der Abschluß ist auf unübertreffliche Weise in der letzten Siebenten erreicht; der Verfasser hat zweimal Abschnitte von je 7 Gliedern so ineinander gefügt, daß aus dem letzten Gliede die ganze folgende Reihe entspringt; gleichsam in raschen Sprüngen stürzt er mit je 4 Gliedern voran, an die er dann zwei breitere fügt, als 7tes eine neue Reihe gebend; seinen Abschluß macht er nicht mit 7 Gliedern, sondern mit der ihm so lieben Zahl $3\frac{1}{2}$, der Hälfte jener 7. Drei Kämpfe schildert er zuletzt und ihnen nach, ein kurzer, heller, scharfer Ton, klingt das Gericht, dem dann eine Schilderung des neuen Himmels und des himmlischen Jerusalems und des Gotteswaltens in demselben zur Vollendung der 7 nachtönt, wie der Eingang des eigentlichen Stückes eine Schilderung des jetzigen Himmels gewesen; diese arm im Vergleich mit jener; denn was jetzt in aller Fülle nur bei Gott, wird dann mit Gott im reichen himmlischen Jerusalem auf Erden wohnen. Dazu ist der Schluß der letzten Siebent ein kleines Meisterstück für sich; die erste Abtheilung der Kampf mit der Weltstadt reich und breit; das folgende kürzer; bis das eigentliche Gericht in wenig knappen Worten erzählt wird: ein in großen Abstufungen fortschreitendes Verhältniß im Vermindern des Umfangs und gleichzeitigem Verstärken des Inhalts und Nachdrucks. Und diese Gliederung ist nicht nur äußerlich, sie entspricht so sehr den Gegenständen; die Stadt, das Reich und ihr Wesen kann er ausführlich schildern; den Kampf des Messias und der alten Schlange dagegen schildert er gar nicht, sondern zeigt ihn uns an; das letzte Herrschen des Teufels ist nur in seinem Ende skizzirt.

Die Sprache ist überall gedrungen, keine überflüssigen Schilderungen, ein Ausmalen des Einzelnen, allwärts große, markige Züge; dabei so gewaltig in der Ankündigung des Gerichts, wie voll eindringlichen Ernstes der Mahnung und lieblich im Troste der Verheißung. Die Offenbarung ist in ihrer Art vollendetes Kunstwerk, das man sich — das Recht der Darstellung des Unnahbaren zugegeben — und sie beweist ja wol etwas davon — nicht einfacher, ich möchte sagen, feuchter auch in der Behandlung

der Schilderungen einer fast zügellosen Phantasie denken kann; sie läßt das Ueberfönnliche gleich sichtbaren Dingen auch auf die Phantasie wirken und steht doch in einer einfachen Würde mit aller Pracht ihrer Bilder dem Propheten gleich da, der mit der gewaltigsten Persönlichkeit zurücktritt vor dem hohen Gottesworte, das er ausspricht; und auch sie hat ein solches Gotteswort treu verkündet.

Und worauf geht denn ihre Verkündigung? Ich antworte mit dem Ergebniß der geschichtlichen Auslegung: auf die ums Jahr 70 n. Chr. Geb. zu erwartende Wiederkunft des Herrn, auf die dann erfolgende Züchtigung und nachfolgende Zerstörung Roms, der großen Welthauptstadt, die sich mit aller Länder Pracht geschmückt, mit allem heidnischen Greuel besleckt und das Blut der Märtyrer vergossen hat.

Wenn heutzutage Leute aus dem Lesen der Offenbarung auf ein baldiges Weltende schließen, so begehen sie einen großen Irrthum, weil sie ihr Urtheil nicht durch alle Gründe leiten lassen: aber mit dem Einen, dem sie folgen, haben sie recht. Die Zeit ist nahe, sagt das Buch in seinem Anfang; siehe, ich komme bald, ich stehe an der Thür und klopfe an, heißt es weiter, noch eine kleine Zeit sollen die Märtyrer ruhen; es ist schon so viel geschehen, daß bei den folgenden Erdbeben der Ruf ertönen wird: es ist gekommen der große Tag des Herrn; und auf das ganze Buch zurückschauend trifft den Leser am Schlusse wiederholt der Zuruf: ich komme bald, ja ich komme bald. Man erhält den allerstärksten Eindruck, daß der Seher sehr nahe bevorstehende Dinge enthüllen will, ja daß der Lauf der Entwicklung schon begonnen hat. Was aber die sich heute dran irre Lesenden vergessen: gerade als das Buch erschien, konnte der christliche Leser unmöglich denken, daß auch nur noch 10 Jahre hingehen würden, bis die Weissagung sich erfülle. Ein so gewaltiger Schriftsteller erweckt solchen Eindruck nicht umsonst.

Dazu weisen die Gesichte in ihren Bildern der heidnischen Welt, der Feinde, — und dafür berufe ich mich auf den unmittelbaren Eindruck des unbefangenen Lesens, wie des genauesten Studiums — auf schon längst vorhandene gegenwärtige Dinge: das große Reich des Teufels hat alle Völker schon unterworfen; es hat die Macht des persischen Pardels, mit der räuberischen Tazze des medischen Bären und dem Rachen des chaldäischen Löwen in sich vereinigt. Babel ist die geheimnißvolle Bezeichnung einer vorhandenen Stadt; sie ist auf sieben Hügeln gebaut, und zehn Provinzen sind ihre Hörner; fünf ihrer Fürsten sind da gewesen; der sechste ist jetzt da; der siebente kommt bald für kürzere Zeit. Der Schmuck, die Tracht, die Güter, die Ergögllichkeiten sind die einer alten Stadt; sie hat einen Alles

beherrschenden Welthandel; in ihr ist das Blut der Märtyrer geflossen. Wohin kann der Blick des Lesers sich lenken als nach Rom; das ist die Siebenhügelstadt, die Weltbeherrscherin, die Königin der Städte; dort ist zugleich die Herrschaft der Welt und einer Stadt in der Welt, der größte heidnische Luxus und das Elend der gemarterten Christen. Fünf ihrer Häupter sind gewesen; Kaiser Augustus starb i. J. 9, Tiberius 37, Caligula 41, Claudius 54 und Nero ermordete sich 68; der sechste, Galba, regierte seit Juli 68. Nun ist in christlichem Sinne der höchste Greuel, der nach jener Deutung in die Mitte der letzten Zeit fällt, die Kreuzigung des Gottessohnes; im Jahre 78 sind aber ungefähr 35 Jahre seit jener Zeit, gleich der Hälfte von 70, verfloßen; schon seit jener Kreuzigung war die ganze Welt unterworfen, wo wäre große Eroberung (1. Siegel) noch zu denken; der Krieg (2. Siegel) wüthet an allen Enden des Reiches, im Osten die Parther, im Norden die Germanen, die Provinzen in Aufruhr. Große Hungersnoth (3. Siegel) hatte wiederholt im Jahre 44 das Reich heimgesucht und die Pest (4. Siegel) hatte 66 in Rom furchtbar gewüthet; der bleiche Reiter auf dem fahlen Rosse schnitt allenthalben für den unersättlichen Schlund der Unterwelt. Der sechste Kaiser herrscht freilich noch, aber ehe das Jahr zu Ende ging, sah man schon andere sich gegen ihn empören, die ihn dann auch wirklich stürzten. Und nach dem siebenten, da wird der zum Tode durch eine Wunde gekommene wieder leben, in furchtbarer Weise Rache nehmen an der Stadt, die ihn verlassen, und die Vermüstung aufs Aergste bringen. Der fünfte ist Nero, und von Nero geht die Sage, daß er seiner Wunde eigentlich nicht erlegen, sondern in den fernen Osten entrückt, von dort mit den parthischen Reiter schaaren zurückkehren werde, um Rache zu nehmen. Er ist's, der da war, nicht ist, und für eine kurze Zeit sein wird, der sich als römischer Cäsar Attribute Gottes beilegte, dessen Bild auf Münzen geprägt, dem göttliche Ehre erwiesen wird und der durch seine mit wahnwitziger Lust verbundene, in Narrheit übergegangene Grausamkeit zum menschlichen Widerspiel des heiligen Gottes, der da ist, war, und sein wird, geworden ist und als der Widerchrist gleichsam als des Teufels Messias erscheinen muß.

Wir hören weiter in der Offenbarung Johannis, daß in diesem Weltbrande Jerusalem bis auf den Tempel von den Heiden erobert werde. Nun wurde aber im Jahre 70 Jerusalem sammt dem Tempel erobert und dieser verbrannt. Von da an konnte Niemand mehr eine Bewahrung des Tempels annehmen; er war ja zerstört; aber zur Zeit von Nero's Tod, da zog Vespasian mit seinem Heere gegen die Stadt; der Seher erwartet deren

Eroberung bis auf den Tempel; ja er giebt auf dreifache Weise, in Jahren, in Monaten, in Tagen an, wie lange es bis dahin dauern werde: $3\frac{1}{2}$ Jahr; was aber zuletzt Alles bestätigt, ist das große Zahlengeheimniß. 666 giebt nach den Regeln der Chématrie die Zahl des Namens: Nerón Kaiser. Man zählte nämlich die Buchstaben, welche im Hebräischen auch Ziffern sind, nach ihrem Zahlenwerthe zusammen, um Geheimnisse zu machen, zu finden und zu verstecken; und das giebt in unserem Falle 666. Hier ist das Additionsexempel:

N	נ	= 50
^e R	ר	= 200
^o O	ו	= 6
N	נ	= 50
K	ק	= 100
^{ai} S	ס	= 60
^a R	ר	= 200
Nerón Kaiser		= 666

(Im Hebräischen werden keine Vokale geschrieben; nur als Zeichen einiger langen Vokale verwandte Consonanten, so z. B. für das lange o in Nerón). Was aber das Allermerkwürdigste ist, es giebt eine lateinische Lesart dieser geheimnißvollen Zahl, wonach sie 616 beträgt. Diese muß aus einer Zeit stammen, da man die richtige Lösung noch kannte; denn auf Griechisch heißt der Name dieses Kaisers Nerón, lateinisch aber Nero Caesar; er hat also ein N, dessen Werth = 50, weniger: so daß die Correctur 616 vom Uebersetzer ins Lateinische wegen des richtigen Verständnisses gemacht ist.

Demnach ist das Offenbarungsbuch im Spätjahr 68 n. Chr. abgefaßt; es hat das römische Reich im Auge; es erwartet in $3\frac{1}{2}$ Jahren den Weltuntergang und das sichtbare Weltgericht.

Wir brauchen die Frage nicht aufzuwerfen: Ist die Ankündigung des Offenbarungsbuches erfüllt? Unser Leben antwortet schon: Nein. Der Jünger war nicht über dem Meister: Tag und Stunde weiß Niemand, auch der Sohn nicht, sondern der Vater allein. Ist noch auf irgend eine andere Erfüllung zu hoffen, darnach die Weltgeschichte zu berechnen? Die richtige Erklärung schneidet all diese Hirngepinste ab; wir haben keine andere Fragen an die Zukunft zu stellen, als solche, die jedem frommen Sinne sein Gottvertrauen beantwortet: Alles was zum Reiche Gottes gehört, wird immer herrlicher befestigt werden, und das Böse ganz gewiß immer sicherer dem Verderben entgegenfallen.

So ist die Offenbarung Johannis nur eine Erinnerung; sie soll nicht erst ihre Frucht bringen, sie hat sie gebracht? Und wenn sie's denn wäre?! Hat ein Buch nicht genug gewirkt, wenn es zu einer bestimmten Zeit die Diener Gottes getröstet und bei seiner Wahrheit erhalten hat: Wie viele Bücher thun denn etwas der Art? Und wer wollte sich vermessen, deshalb mit unserem himmlischen Vater zu rechten, weil die wirkliche Beschaffenheit unserer biblischen Bücher von unseren ohne Untersuchung des Thatbestandes aufgestellten, hochmüthigen Ansprüchen abweicht. Nicht wir haben Gott vorzuschreiben, mit wie beschaffenen Mitteln er seine Gemeinde trösten lassen müsse; sondern wir müssen von der thatsächlichen Beschaffenheit derselben lernen, was Gott geduldet, zugelassen, gebraucht und mit seinem Segen wirksam gemacht hat. Verfahren wir anders, so stellen wir unser Urtheil über das was Gott gewirkt hat; wir können demüthige Worte machen, sind aber thatsächlich hochmüthig und voll trotigen Eigensinns.

Aber die Offenbarung Johannis gehört doch nicht so ganz nur der Vergangenheit an. Sie macht noch heute einen überwältigenden Eindruck; überwältigend wenigstens für Jeden, der sie mit wahrer Treue liest und studirt. Und das thut sie nicht durch ihre große Kunst: sondern durch den heiligen Ernst, die erschütternde Kraft, mit der sie allerwärts verkündet: In Gott muß wurzeln was bleiben soll; und alles was von Gott kommt, geht zum Sieg und Leben. Das Böse aber ist in sich hohl und nichtig; es hat kein Wesen und keinen Bestand; nur als Caricatur war es, ist nicht und wird eine kleine Weile sein; je näher es seinen Ansprüchen und Zielen kommt, um so näher kommt es auch dem Gericht und dem Verderben. Das ist Gottes heilige Weltordnung! unter dem Eindrucke ihrer Majestät heben wir; aber sie tröstet uns auch, ermutigt uns und erhält uns aufrecht. Und prägen wir uns auch das andre tief ein: Nicht von selbst kommt jene Entwicklung und nicht von Außen wird sie von Gott gewirkt; sondern das Leiden aller Derer, die für das Reich Gottes bedrückt werden; die daran arbeiten, Herrschaft über die Welt zu verbreiten, christliche Freiheit zu begründen, die in Zucht und Ordnung steht, aber auch ihr unverletzliche Ehre hat; das Leiden für das Hereintragen der göttlichen Liebe in die Welt, das ist das Gebet der Heiligen, das sie dem Siege näher bringt. So möge denn trauerlos vergessen sein jene vergängliche Erwartung vom nahen Weltende. Lassen Sie uns vielmehr aus dem alten Offenbarungsbuche das Unvergängliche von Gottes heiliger Weltordnung lernen; lassen Sie uns entschlossen sein, tapfer zu bleiben und Stand zu halten; und lassen Sie uns Gott danken, daß, indem wir nach der Gnade, die Gott giebt, für das ewige Gottesreich

arbeiten, wir nicht mit dem geblendeten Auge jenes Sehers die Vernichtung gegnerischer Personen und Reiche erwarten: sondern mit dem hellschauenden des vierten Evangelisten, im Sinn und Geiste Jesu Christi ihre und unsere Erneuerung zu einer in Frieden fortschreitenden, Gottes Willen wirkenden Gemeinschaft hoffen.

Jahresbericht über die Wirksamkeit des deutschen Protestantenvereins.

Das verfloßene Jahr bezeichnet augenscheinlich den Anfang eines größeren Aufschwungs und einer tiefergreifenden Wirksamkeit des deutschen Protestantenvereins. Was man vorher nicht in dem Maße von ihm sagen konnte, das ist nun eingetreten, er ist in allen deutschen Gegenden der Name und das Panier geworden, unter welchem sich die liberalen kirchlichen Bestrebungen, wo solche überhaupt vorhanden sind, concentriren; er ist das Programm und die Organisation geworden, an welche sich alle auf Reform des protestantischen kirchlichen Lebens gerichtete Bewegungen anschließen. Der Protestantenverein hat angefangen, ein vom deutschen Volke in weiten Kreisen geachteter, von den Gegnern gesüchteter Name, eine für die Entwicklung der deutschen Verhältnisse bedeutungsvolle Erscheinung zu sein.

Als der Verein im Juni 1865 am Fuße der Wartburg zum ersten Male zu einer allgemeinen Jahresversammlung zusammentrat, that er dies noch mit sehr bescheidenen äußern Kräften. Die geistige Bedeutung jener Eisenacher Versammlung, wo namentlich Rothe in seiner eigenthümlichen, elektrisirenden Weise das Programm des Vereins entwickelt hat, die Mäßigung und Besonnenheit, mit welcher der Verein seinen ersten Schritt that, hat zwar auf Viele, und namentlich auf alle Anwesenden, einen tiefen, bedeutenden Eindruck gemacht, der Verein hat sich von diesem Augenblick an treue, hingebende, begeisterte Freunde gewonnen, aber von einer in die großen Verhältnisse, namentlich Norddeutschlands eingreifenden Wirksamkeit war noch keine Rede. Zu den wenigen Vereinen, welche sich im Norden an den Berliner Unionsverein und im Süden an den Heidelberger Verein anlehnten, kamen im Thüringischen noch einige hinzu, wobei es einstweilen wieder verblieb. Die nächstfolgende Zeit schien aber im Sturme wieder Alles gänzlich wegfegen zu wollen, was bisher mit sorgfamer Mühe aufgebaut ward. In dem Augenblick, als die zweite Jahresversammlung nach Hannover berufen werden sollte, brach der Krieg vom Jahre 1866 aus und damit war nicht bloß diese Versammlung, sondern alles kirchliche Interesse für die nächste Zeit gänzlich verschwunden. Lange dauerte es, bis die inneren Fragen des Culturlebens wieder das Interesse in Anspruch nahmen,

welches sie in normalen Zeiten in Anspruch nehmen dürfen. Es ist sehr bezeichnend für den Unterschied der Dinge damals und jetzt, daß, als der Ausschuß den Protestantentag für das Jahr 1867 nach Berlin verlegen wollte, in den Centralpunkt des neugewordenen Deutschlands, die Freunde dort diesen Vorschlag für thatsächlich unausführbar erklärten, während gerade in diesem Jahre der Verein in frohester Zuversicht in Berlin einzutreten gedenkt. Der Protestantentag zu Neustadt a. d. Haardt war ein großartiges religiöses Volksfest, aber dahin, wo eine neue Erregung des kirchlichen Bewußtseins vor Allem noththat, nach dem Norden konnte sich seine Wirkung keineswegs erstrecken. Dort, wo die Geschehnisse Deutschlands sich zu einem Knotenpunkt verschlungen hatten, dort mußte das Eis einer kalten Gleichgültigkeit gegen alle religiösen Bestrebungen brechen, dort mußte man fühlen, daß es die höchste Zeit sei, die Fesseln eines bornirten Orthodoxismus und einer drückenden Hierarchie, welche mit den Aufgaben des modernen Culturlebens in schreiendstem Widerspruche steht, abzuwerfen und sich zum gemeinsamen Kampfe zu rüsten. — Der Anfang dazu kam rascher, als man zu vermuthen gewagt hatte. Der Protestantentag zu Bremen am 3. und 4. Juni 1868 bezeichnet den Wendepunkt einer neuen Entwicklung des Protestantenvereins.¹⁾

Wir theilen zunächst die Resultate dieser Versammlung mit. Zwei der wichtigsten Fragen des gegenwärtigen kirchlichen Lebens kamen zur Verhandlung: die eine betraf ein Verhältniß, welches für unser kirchliches und politisches Leben von der größten Wichtigkeit ist, dessen Richtigstellung fast alle Staaten der Welt unter großen Schwierigkeiten anstreben, und dessen erschwerte Lösung allenthalben Kämpfe und ernste Krisen hervorgerufen hat, wir meinen das Verhältniß des modernen Staates zum religiösen Leben. Dieser gegenüber stand eine mehr innerkirchliche, specifisch religiöse Frage, welche dadurch, daß sie ein Grundprincip der Reformation betrifft und daß doch wieder in ihr der moderne Protestantismus sich vom älteren und traditionellen scheidet von brennender Bedeutung geworden ist, nämlich die Frage nach der Bedeutung der Bibel. Der Behandlung der ersten Frage, für welche der Geh. Rath Bluntschli in Heidelberg das Referat übernommen hatte, hat der Redner folgende Sätze zu Grunde gelegt:

1. Der moderne Staat ist nicht Religions- sondern Rechtsgemeinschaft, nicht religiöse, sondern politische Einheit.

¹⁾ Vgl. Der dritte deutsche Protestantentag, gehalten zu Bremen am 3. u. 4. Juni 1868. Im Auftrage des Ausschusses redigirt vom Schriftführer des Vereins. Eberfeld, R. L. Friderichs. 1868.

2. Wie die Religion wesentlich unabhängig ist von der Politik, so ist die Politik wesentlich unabhängig von der Religion.

3. Der moderne Staat erfährt aber die mittelbare Wirksamkeit der Religion in hohem Grade, theils indem die religiösen Stimmungen und Meinungen der Massen einen großen Einfluß üben auf ihre politischen Ansichten und Bestrebungen, theils weil die Priesterschaft beziehungsweise Geistlichkeit eine Autorität und in Folge dessen eine Macht hat, die sie je nach Umständen für oder gegen den Staat verwenden kann.

4. Der moderne Staat kann sich daher nicht gleichgültig verhalten, weder gegen die religiöse Erziehung der Nation, noch gegen die religiösen Einrichtungen der Kirchen in seinem Lande.

5. Der Maßstab, nach welchem der Staat den Werth der Kirchen bemißt und die Regel, welche sein Verhältniß zu denselben bestimmt, ist nicht der religiöse Glaube, noch die religiöse Wahrheit, sondern theils die rechtliche Erwägung, inwiefern eine Kirche ein berechtigter Körper sei, theils die politische Rücksicht, auf die wohlthätige oder schädliche Einwirkung derselben auf die Volkswohlfahrt.

6. Wenngleich der moderne Staat zunächst Menschenreich, nicht Gottesreich ist, so ist er deshalb weder gottlos noch religionswidrig.

Der moderne Staat verehrt in Gott die ewige und unbegrenzte Macht, durch welche die Existenz der Menschen bedingt ist und welche das Schicksal der Völker leitet.

7. Aber der moderne Staat hat kein besonderes religiöses Bekenntniß. Er ist nicht mehr, wie der mittelalterliche Staat ein Religionsstaat und nicht mehr, wie in den letzten Jahrhunderten, Confessionsstaat.

8. Die Bezeichnung der heutigen Staaten als katholische oder protestantische Staaten ist staatsrechtlich unrichtig und hat nur insofern noch einen geschichtlichen und politischen Sinn, als die katholische oder protestantische Religion ausschließlich oder doch vorherrschend die Gesinnung des Volkes bestimmt, welches im Staate lebt.

9. Die Glaubenseinheit der Nation ist für den modernen Staat insofern eher ein Nachtheil als ein Vorzug, als dieser eher durch jene in die Gefahr geräth, daß sein Recht und seine Politik von der Confession bestimmt und von der Kirche beeinflusst werde.

10. Die Verbindung verschiedener Confessionen in Einem Lande ist für den modernen Staat deshalb vortheilhafter, weil seine natürliche Stellung außerhalb der Kirchen dadurch außer Zweifel gesetzt wird, und er in seinen Entschlüssen freier erscheint.

11. Die einzelnen modern-europäischen Staaten sind insofern christliche Staaten, als die europäische Civilisation großen Theils auf christlicher Erziehung beruht und die große Mehrheit der Bevölkerung aus Christen besteht, aber nicht in dem Sinne, daß sie die christliche Religion als eine Bedingung ihres Rechtes fordern.

12. Wenn manche Philosophen und Publicisten die christliche Religion als staatsfeindlich oder doch als ungeeignet für den civilisirten Staat erklären, so wird diese Behauptung durch die Thatiache widerlegt, daß der civilisirte Staat vorerst nur in christlichen Ländern entwickelt worden ist.

13. Aber es ist eine zugleich religiöse und politische Wahrheit, daß das Christenthum eine vom Staate unabhängige, zunächst nicht für den Staat bestimmte Religion ist. Das Christenthum schreibt keine besondere Staatsverfassung noch bestimmte Staatsgesetze vor.

14. Die dogmatischen Sätze und Gegensätze der christlichen Confectionen sind kein Ausdruck des staatlichen Bewußtseins. Der Staat braucht sich darum nicht zu bekümmern, sondern hat dieselben dem Glauben und der Freiheit der Kirchen und der einzelnen Individuen zu überlassen.

Kein Dogma ist für den Staat rechtsverbindlich.

15. Von mehr Interesse und Bedeutung für den Staat als das Dogma der verschiedenen Kirchen ist ihre Verfassung deshalb, weil in ihr ein Element der Macht und Autorität zu Tage tritt, welches der Staat verspürt.

16. Einen höhern Werth als Dogma und Verfassung der Kirchen haben für den modernen Staat die sittlichen und humanen Kräfte, welche in der christlichen Religion wirksam sind. Diese Kräfte zu schonen und zu schützen, ist eine Pflicht und Sorge des modernen Staats. —

Die Redner, welche nach dem Referenten das Wort ergriffen, sprachen ohne Ausnahme im Allgemeinen ihr Einverständniß mit den in diesen Sätzen niedergelegten Principien aus. In gleicher Weise hat sich die ganze Versammlung durch wiederholte Beifallsäußerungen und durch eine förmliche Abstimmung einstimmig für die Grundsätze der Thesen erklärt, so daß diese Sätze, wenn auch nicht im Einzelnen, so doch in ihren principiellen Grundlagen als eine Meinungsäußerung des Protestantenvereins betrachtet werden können.

Ueber die andere Frage nach der Autorität der Bibel hat Professor Dr. Hanne aus Greifswald der Versammlung ein Referat erstattet, dessen Inhalt sich in folgenden Thesen darlegt.

I. Die Bibel besteht, als altes und neues Testament, aus zwei Sammlungen, verschiedenartiger, zu verschiedenen Zeiten entstandener religiöser

Schriften, welche, als älteste Urkunden der monotheistischen Religion, die Entwicklungsgeschichte derselben auf das Unmittelbarste in sich abspiegeln.

II. Gleichwie das alte Testament schon den ersten Christen, im Anschlusse an die jüdische Theologie in Betreff des Kanons, für inspirirtes Gotteswort galt, so gelangten auch die neutestamentlichen Schriften, seit der, vom Ende des zweiten Jahrhunderts ab allmählich zu Stande gekommenen Sammlungen derselben, zu demselben göttlichen Ansehen, und beide Sammlungen haben sodann als Bibel, d. i. als Buch der Bücher, dem christlichen Denken immer wieder zur Normirung und Orientirung gebient.

III. Insonderheit schöpfte die protestantische Kirche für ihren ursprünglichen Bruch mit der Tradition und schöpft noch immer für ihre stets zu erneuernde Fortbildung aus der Bibel ihre wirksamsten Antriebe.

IV. Diese der Bibel von der Kirche in allen ihren Hauptverzweigungen zuerkannte Autorität gründet sich auf die Voraussetzung, daß die in ihr beurfundete monotheistische Religion auf Offenbarung beruht, ist aber von jeher, wie der Begriff der Offenbarung selber, sehr verschieden bestimmt worden.

V. Ihrem wahren Begriffe nach besteht die Offenbarung in der Selbstbezeugung des göttlichen im menschlichen Geiste und umschließt, als gottmenschlicher Hergang, zwei sich gegenseitig bedingende Momente, nämlich die heilskräftige Selbstmittheilung des göttlichen Geistes einerseits und die selbstthätige Aneignung der göttlichen Wahrheit durch den menschlichen Geist andererseits.

VI. Im Stifter des Christenthums durchdrangen sich, wie das christliche Bewußtsein bezeugt, beide Seiten zur vollen Harmonie: allein das in der Kirche erst allmählich zur Entwicklung gelangte wissenschaftliche Denken vermochte sich weder den Inhalt dieser biblisch beurfundeten Offenbarung, noch das formelle Verhältniß beider Factoren derselben, ohne langwierige Verwicklungen und Kämpfe mit den entgegengesetzten Irrthümern, zum klaren Bewußtsein zu bringen.

VII. In der alten Kirche, bis in das siebzehnte Jahrhundert hinab, hielt sich die theologische Reflexion, im Geiste des jüdischen Supranaturalismus, ausschließlich an die göttliche Seite der Offenbarung und schuf in Folge davon jene magische, in der protestantischen Orthodoxie gipfelnde Inspirationstheorie, welche, um die schlechthin göttliche Autorität der Bibel zu erhärten, die biblischen Schriftsteller zu geistlosen Werkzeugen des göttlichen Geistes herabsetzte.

VIII. Als Rückschlag gegen diese Einseitigkeit machte sich sodann eine

Denkweise geltend, die, indem sie lediglich die menschliche Seite am Wesen der Religion und des Christenthums anerkannte, mehr und mehr dazu fortging, den Begriff der göttlichen Offenbarung und mit ihr auch die Autorität der heiligen Schrift völlig aufzuheben.

IX. Zugleich aber ist, im Kampfe mit diesen entgegengesetzten Abirrungen und unbeirrt durch die schillernden Halbheiten einer gewissen Vermittlungstheologie, auch mehr und mehr eine wahrhaft befriedigende Erkenntniß der heiligen Schrift und ihrer Autorität zu Stande gekommen, welcher allen Anzeichen nach die Zukunft gehören wird.

X. Die wichtigsten Grundsätze und Ergebnisse dieser Richtung sind etwa folgende:

1) Kraft der Selbstbezeugung des göttlichen im menschlichen Geiste giebt es ein allgemeines, gottmenschliches Offenbarungsprincip, das sich im Herzen und Gewissen jeder frommen Persönlichkeit als lebendiges Gotteswort bekundet.

2) Wort Gottes ist jede, den Menscheng Geist heiligend durchleuchtende, religiös=sittliche Wahrheit, von wem immer sie zuerst ausgesprochen sein mag.

3) Wer eine solche Wahrheit ursprünglich erfährt und bezeugt, ist ein Inspirirter, ein Prophet.

4) Es giebt noch immer und gab unter allen echten Culturvölkern echte Propheten, die aber alle das Wort Gottes mehr oder weniger getrübt zur Darstellung brachten.

5) Als centraler Träger des universellen Offenbarungsprincips trat das Volk Israel in die Geschichte der Menschheit ein: aber nur allmählich und immer nur partiell entwickelte sich das Gottesbewußtsein desselben zum entsprechenden menschlichen Ausdrucke der göttlichen Offenbarung.

6) Seine vollendete Verkörperung gewann das ewige Gotteswort erst in der Lehre und dem Leben Jesu Christi, der als Stifter der wahren (absoluten) Religion aus dem Schooße jenes Gottesvolkes hervorging.

7) Das Buch, welches diesen allmählichen Entwicklungsproceß der wahren Religion bis zu seiner Vollendung in Christo lebensfrisch in sich abspiegelt, ist die Bibel.

8) Die Erforschung derselben unterliegt denselben wissenschaftlichen Grundsätzen, wie die Erforschung aller übrigen Urkunden der Vergangenheit.

9) Durch dieselbe erhellt unwiderleglich, daß die Bibel rein menschlich entstanden ist, daß sie aber, trotz der in ihr vielfach vorkommenden menschlichen Irrthümer und Schwächen, dennoch das ehrwürdigste

Urkundenbuch der göttlichen Offenbarung bleibt und als solches die höchste Autorität zu beanspruchen hat.

10) Aber diese Autorität gebührt ihr nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach, nicht auf naturgeschichtlichem und weltlichem, sondern auf religiösem und geistlichem Gebiete, und auch hier nur unter der Bedingung, daß sie ihre göttliche Kraft und Wahrheit stets von neuem bewährt.

11) Summa: Das Bibelmort ist zwar nicht selbst das wesentliche Gotteswort, wohl aber dessen ursprünglichste, lebensfrischste Verkörperung; und insonderheit das neue Testament bildet mit Recht den ewigen Leitstern für das christliche Glaubensbewußtsein.

Es versteht sich von selbst, daß über Sätze, welche eine persönliche theologische Ueberzeugung aussprechen, wenn dieselben auch die Mehrzahl der Anwesenden theilte, nicht abgestimmt werden konnte. Der Protestantenverein ist kein dogmatischer Verein; er will keine neue Lehre verkündigen, kein neues Dogma aufstellen, was er will, das ist die Freiheit der Lehre; er will, daß in der protestantischen Kirche jede Ueberzeugung, nicht bloß, wie es lange genug der Fall war, die sog. orthodoxe, sondern auch die auf dem Boden der heutigen Wissenschaft erwachsene freisinnige Meinung ihr volles Recht hat nicht nur zu existiren, sondern auch sich zu äußern in Wort und Schrift, auf der Kanzel und in der Schule. Demgemäß lautet der Beschluß, welcher vom Auschuß beantragt und dann von der Versammlung einstimmig angenommen wurde, folgendermaßen:

„Die Versammlung erklärt: innerhalb des Protestantenvereins ist, wie die oft ausgesprochenen Grundsätze desselben bezeugen, jede Anschauung über das Wesen der Offenbarung Gottes und die Entstehung der heiligen Schrift berechtigt, welche im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich wissenschaftlich im Streben nach Wahrheit herausgebildet hat und in der Ueberzeugung des christlichen Gewissens Boden findet. Deshalb vermögen sowohl Vertreter der supranaturalen wie der rationalen Anschauung in dem Vereine wie in der Kirche einträchtig mit einander zu wirken, und es ist keine der beiden Richtungen befugt, das Recht der andern zu leugnen.“

Diesen bedeutungsvollen Verhandlungen trat nun eine unerwartet rasche Erweckung der Geister zur Seite. Die Versammlung fand in einem Augenblick Statt, wo mehr Verständniß und Empfänglichkeit in den Gemüthern entzündet war, als jemals in den verflossenen Jahren.

Es war am 29. April 1868 als auf der Friedrich-Werderschen Synode zu Berlin der bekannte Auftritt mit dem Pastor Knaf stattfand, und mit

einem Male ein bisher für unmöglich gehaltenes lebhaftes Interesse für die religiöse Frage wachrief. Die so drastische Art, mit welcher sich der schreiende Widerspruch dieses phantastischen Orthodogismus mit den Grundelementen unsrer Bildung darstellte, der plötzlich lebhaft erweckte, erschreckende Gedanke, daß unter der Zucht dieses Geistes das deutsche Volk bis auf diesen Tag erzogen wird, rief eine solche Aufregung hervor, daß wochenlang die Presse, welche sonst allen religiösen Fragen aus dem Wege gegangen war, diesen einen Fall in lebhaftester Weise besprach, und daß außer zahlreichen andern namentlich eine am 7. Juni von angesehenen Männern Berlins in dem Saale der Stadtverordneten abgehaltene Versammlung, ihrer Entrüstung in einigen kernigen Resolutionen und einer Petition an die Stadtbehörde, die Patronin der Kirchen und Schulen Berlins einen entschiedenen Ausdruck verlieh. In einer von dieser kirchlichen Erregung vorbereiteten Zeit tagte die Protestanten-Versammlung zu Bremen. Es konnte nicht fehlen, daß eine Versammlung in einem Centralpunkte norddeutschen Lebens, ausgezeichnet durch freisinnigen Geist und praktische Besonnenheit, sogleich als das erquickende Gegenbild jener Aka'schen Phantasterei, als der Ausdruck eines gesunden freien Protestantismus, das Interesse ebenso in gutem Sinne in Anspruch nahm, wie jenes seltsame Phänomen des kranken Lebens in umgekehrtem Sinn. Der Protestantenverein erhielt auf dem dunkeln Hintergrunde jenes die Gesundheit des kirchlichen und politischen Lebens untergrabenden finstern Geistes, dessen Erscheinung eben allgemeinen Schrecken erregt hatte, einen hellen Namen auch in den Kreisen, die ihn bisher gleichgültig oder vornehm ignoriert hatten. Bald sollte er aber öffentlich auf den Kampfplatz treten mit derjenigen Richtung, welche sich eben auf der Friedrich-Werderschen Synode vor aller Welt gekennzeichnet hatte.

Diese Partei glaubte in der täglich größeren Stärke des Vereins eine wachsende Fluth hereinbrechen zu sehen, der man nicht rasch genug starke Schutzdämme entgegenbauen müsse. Unter Hengstenberg's Führung erließ sie daher durch das Organ der Berliner Pastoralconferenz am 10. Juni 1868 eine förmliche Bannbulle wider den Protestantenverein. In einer „Erklärung“ legte dieselbe dem Verein ein ganzes Register von Regereien zur Last. 1) Glaube er nicht, erklärte die Conferenz, daß die h. Schrift das Wort Gottes und die alleinige Quelle und Richtschnur unseres Glaubens und Lebens sei. Die Erklärung beruft sich dabei auf die Hanne'schen Thesen (s. oben). 2) Er glaube nicht an Gott, den Schöpfer, weil nach dem Ausdruck eines Mitgliedes desselben „die Natur-

wissenschaft, das Weltbild der biblischen Schriftsteller durch ein anderes ersetzt, in welchem für das die Welt-Gesetze durchbrechende Wunder keine Stelle blieb"! 3) Er glaube nicht an Jesum Christum, weil der Protestantentag zu Neustadt erklärt habe, „er befinde sich nicht in der Lage, über die Person und Bedeutung des historischen Christus eine gemeinsame Auffassung kundgeben zu können"! 4) Er glaube nicht an den heiligen Geist, denn „er kenne nur den Geist der Gemeinde"! 5) Er glaube nicht an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, weil er das Gemeindeprincip zur Grundlage seiner Verfassungsbestrebungen mache! In Folge dessen habe der Verein mit der evangelischen Kirche und ihrem Bekenntniß gebrochen. „Wir bestreiten daher seinen Mitgliedern“, heißt es wörtlich, „das Recht, welches sie für sich in Anspruch nehmen, ihren Unglauben in Kirche und Schule unbehindert lehren zu dürfen“. Diese Erklärung hat, wie alle Bannbullen, dem Betroffenen bei aller Welt nur Ruhm und Ehre eingebracht. Die Antwort hat der Ausschuß des Protestantenvereins gegeben durch das Manifest vom 3. Juli „an die deutschen Protestanten“. Die Wirkung, die dieser Kundgebung folgte, bewies, daß sie ein Wort war, geschöpft aus der Tiefe des gegenwärtigen religiösen Bewußtseins. Wir theilen hier in der Voraussetzung, daß dieses Manifest seiner Zeit jedem unsrer Leser zu Gesicht gekommen ist, nur wenige Sätze daraus mit. „Unter schweren Seelenleiden“, heißt es, „und indem sie ihre ganze Existenz dafür eingesetzt, hat die deutsche Nation im sechzehnten Jahrhundert den Kampf wider die kirchliche Hierarchie unternommen und siegreich durchgeführt. Seither ist der protestantische Geist der Gewissenhaftigkeit und der religiösen Freiheit in dem deutschen Volke wirksam geblieben. Fürwahr, nicht deßhalb hat Christus die Menschheit auch von dem „göttlichen“ Gesetze des Moses und der jüdischen Priester befreit, damit sie wieder von dem Dogmengeiege der christlichen Theologen gebunden werde. Nicht deßhalb hat Luther das christliche Gewissen von dem Zwang und Bann des Papstes, der Concilien und der Bischöfe befreit, damit es neuerdings in den Zwang und Bann von Pastoralconferenzen falle. — Die deutsche Nation hat neben jener ersten religiösen und kirchlichen Errungenschaft noch eine zweite geistige und weltliche Errungenschaft zu bewahren und zu pflegen, den Reichthum ihrer Litteratur und die Schätze ihrer Wissenschaft. Die wissenschaftliche Freiheit ist die jüngere ebenbürtige Schwester der älteren religiösen Freiheit, die volle Wahrhaftigkeit des denkenden Geistes die nothwendige Ergänzung der Gewissensfreiheit. Auch dafür haben Hunderte und Tausende der besten Söhne unserer Nation alle ihre Lebenskraft ein-

gesetzt. — Im Angesichte nun der unseligen Entzweiung, welche zwischen der theils herkömmlichen, theils neuerdings wieder rückwärts geschraubten Pastorentheologie einerseits und der Denk- und Sprechweise der modernen Bildung andererseits eingetreten ist, hat sich der Deutsche Protestantenverein in der Absicht gebildet: „Auf dem Grunde des evangelischen Christenthums eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit anzustreben“. — Eben die Herrschaft jener geistig beschränkten und hierarchischen Richtung innerhalb der protestantischen Geistlichkeit, welche seit einem Menschenalter, nach dem Vorbilde der verwandten jesuitischen Richtung in der katholischen Kirche, sich in die theologischen Facultäten und in das Kirchenregiment eingeschlichen und die Wissenschaft und die Praxis vielfach verdorben hat, treibt die gebildeten Classen mehr und mehr aus der Kirche thatsächlich hinweg. — Wir halten diese Entfremdung für ein nationales Unglück, weil sie das tiefe religiöse Bedürfniß des deutschen Volkes unbefriedigt läßt und auf Abwege verleitet. Würde das weiter so fort gehen, so würde die Kirche zu einer Secte zusammenschrumpfen und die Bildung sich von dem so verengten Christenthum gänzlich lossagen. Diesen drohenden Nebeln entgegen zu wirken, betrachtet der Deutsche Protestantenverein als seine Hauptaufgabe“. — Es folgt hierauf eine Widerlegung der gegen den Verein im Einzelnen erhobenen Beschuldigungen. Das Manifest schließt mit den Worten: „Wir nehmen für uns und für unsre Glaubens- und Denkgenoss:n das volle Recht in Anspruch, echte Söhne des Protestantismus zu sein und wir protestiren laut und feierlich vor der Nation wider die Anmaßung aller hierarchisch gesinnten Pastoren in Berlin und anderwärts, welche das neunzehnte Jahrhundert auf den Standpunkt des siebenzehnten Jahrhunderts, des traurigsten, welches die deutsche Nation erlebt hat, zurückzuführen unternehmen und uns unser Heimathsrecht in der protestantischen Kirche streitig machen wollen. — Auch wir vertrauen auf „den Fels des Heils“. Aber der Fels des Heils ist uns nicht der todte, in die Leidentücher überlieferter Formeln eingehüllte Christus, sondern der lebendige Christus, dessen Geist in dem Geiste der fortschreitenden Menschheit fortlebt und von Jahrhundert zu Jahrhundert sich verjüngend mit unsterblicher Jugendkraft fortwirkt.“ Es bedarf keiner Erinnerung, wie dieses durch eine große Zahl von Tagesblättern und durch Tausende von Flugblättern verbreitete Manifest allerorts eine begeisterte Aufnahme fand.

Eine andere Antwort gab der Protestantenverein in derselben Zeit, wenn auch nicht officiell, auf einen Angriff des Generalsuperintendenten

Dr. Hoffmann in Berlin in seiner Schrift „Deutschland einst und jetzt“. Ohne Beweis hat der hochgestellte Herr die vom Verein angestrebte Union ein „Phantom“ genannt, die Mitglieder einer solchen Union „den Freigemeinden und Juden“ gleichgestellt und das Christenthum des Vereins als „ein Gemengsel von schlechter Philosophie, mißbrauchter Naturwissenschaft und falschen Humanitarismus“ bezeichnet. Decan Dr. Zittel und Professor Dr. Baumgarten unternahmen es (Prot. Flugbl. Nr. 7), diesen unerhörten Angriffen im Namen des Vereins mit einer entschiedenen und energischen Antwort zu begegnen. Der Protestantenverein erklärt, heißt es in derselben: „Die Union ist der thatsächliche und rechtliche Ausdruck für das moderne protestantische christliche Bewußtsein, daß der Schwerpunkt des Christenthums nicht auf dem kirchlichen Dogma, sondern auf der christlich-sittlichen Lebensgemeinschaft beruhe.“ „Darum wollen wir eine Union, welche nicht aufgebaut ist auf eine Vereinbarung in den Glaubenssätzen, sondern auf eine wirkliche Einheit im Glauben, nicht auf Confessionen, sondern auf Religiosität, nicht auf einen todtten Buchstaben, alte oder neue Glaubenssagen, sondern auf den lebendigen christlichen Geist der Gemeinde, nicht auf dieses oder jenes kirchlich festgestellte theologische System, sondern auf die gesammte christliche Geistesentwicklung in der Gegenwart.“

Diesen Kämpfen folgte das hundertjährige Geburtsfest des großen Theologen Friedrich Schleiermacher als ein neuer bedeutungsvoller Moment in dem Leben des Protestantenvereins. Schon auf dem Protestantentag zu Bremen wurde der Beschluß gefaßt, daß der 21. November als ein allgemeines Vereinsfest gefeiert werden solle. Sämmtliche Ortsvereine sollten wo möglich diesen Tag durch Versammlungen und Vorträge auszeichnen. Die von befreundeten Kreisen in Berlin angeregte Feier sollte aber als eine Art Centralfeier betrachtet werden, zu welcher die Zweigvereine Deputirte abzuschicken nicht verfehlen möchten, und an der unter allen Umständen der engere Ausschuß theilnehmen werde. Der außerordentliche Erfolg dieser Anregung einer Schleiermacherfeier bewies, wie viel tiefer die religiöse Frage die Gemüther bewegte, als auch nur ein halbes Jahr früher; fast in allen Städten Deutschlands wurde die Feier begangen; von Vereinen, welche dies thaten, sind uns Hamburg, Bremen, Göttingen, Stettin, Berlin, Elberfeld, Dresden, Leipzig, Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Pforzheim, Weinheim bekannt geworden; die Feier Schleiermacher's durfte sich thatsächlich, was Umfang und Bedeutsamkeit betrifft, neben die Schillerfeier stellen. Die Hauptfeier war aber zweifellos diejenige am 25. Nov. zu Berlin. In dem großen

Saale der Singakademie, in welchem sich eine überaus zahlreiche und glänzende Versammlung, Männer und Frauen, die hervorragenden und geachtetsten Persönlichkeiten Berlins versammelt hatten, hielt Professor Baumgarten die Festrede, Schleiermacher schilbernd als ein antikes Standbild in Erzguß, als „den prophetischen Bürger einer bessern Zukunft“; ihm folgten Professor Schenkel von Heidelberg, Oberhofprediger Schwarz von Gotha und Prediger Woltersdorf aus Greifswald in kurzen, eindrucksvollen Reden. Die ganze Feier hat einen großartigen Verlauf genommen. Die fremden Theilnehmer sind mit dem Bewußtsein heimgekehrt, daß es im Mittelpunkt des deutschen Nordens anfängt zu leben, und daß die lang zertretenen Hoffnungsblüthen wieder beginnen sich aufzurichten und neu zu blühen. Der Ausschuß des Protestantenvereins hat bei seinem Scheiden aus Berlin diesem Gefühle Ausdruck verliehen in folgendem Scheidegruß:

„An den Berliner Unionsverein. Bevor wir aus der norddeutschen Hauptstadt scheiden, drängt es uns, an Euch ein Wort des Abschiedes zu richten. Gastlich von Euch aufgenommen, haben wir das herrliche Schleiermacherfest mit Euch gefeiert. Einen großen Theil dessen, was es uns bot, danken wir Euch. Laßt es uns aussprechen: Der Eindruck dieser unvergleichlich erhebenden Feier wird uns ein unvergeßlicher sein. Wir erwarten, daß er stärker sein werde als der Argwohn, es könne der Name Schleiermachers eigennützig gemißbraucht werden für eine ihm fremde Sache. Die Worte, welche von einzelnen Mitgliedern des Protestantenvereins in der Sing-Akademie gesprochen wurden, bezeugen es gleicherweise, wie die ihnen gewordene allgemeine Zustimmung, daß im Unions- und Protestantenverein der Geist Schleiermacher's fortwirkt, der Geist, welcher bedeutet: den Glauben an die sittliche Macht der Freiheit, die Frömmigkeit ohne die Knechtschaft der dogmatischen Formel, den Muth, der für die Wahrheit unseres Gewissens gegen die Herrschsucht und den Unfehlbarkeitswahn in die Schranken tritt. Möchten es recht viele Eurer Mitbürger erkennen, daß sie Schleiermacher's Geburtstag zu einem Tage seiner Wiedergeburt gestalten, wenn sie sich dem Unionsverein und damit der größeren Gemeinschaft des deutschen Protestantenvereins anschließen, um für die Grundsätze einzutreten, denen sein Leben geweiht war und zu denen auch wir uns bekennen. Mehr denn je wurden diese Grundsätze gerade in den dem Gedankfest Schleiermacher's vorangegangenen Jahren verkannt, verkümmert und verläugnet. Schleiermacher's erneutes Andenken belebt in uns die Hoffnung, daß auch in Berlin der Geist wachsen wird, den Ihr in trüber

Zeit gegen das Bündniß der Gleichgültigkeit mit der Unbulsamkeit vertheidigt habt. Dankbar und vertrauensvoll scheiden wir von Euch, indem wir, um eine große Erinnerung bereichert, in unsere Heimath zurückkehren.“

Wir kommen zu einem neuen Siege unseres Vereins, zu dem großen Erfolge, welchen er in den Schlesischen Gesangbuchs-kämpfen errungen hat. Die jetzt allenthalben in Preußen, wie es scheint, auftretende consistoriale Neigung, die alten, von den Gemeinden beliebten Gesangbücher abzuschaffen, und dafür neue im Geschmack des 16. und 17. Jahrhunderts einzuführen, hat zuerst und am heftigsten in Schlesien zu einem Conflict geführt, als ohne Befragung der Gemeinden dort das Hahn'sche Gesangbuch neben dem älteren eingeführt wurde, um letzteres bald gänzlich zu verdrängen. Nachdem ein Gemeindeprotest dem andern gefolgt war, Deputationen und Petitionen sich erfolglos gezeigt hatten, nachdem es in Reichenbach, wo ein Commissar des Consistoriums erschienen war, bis zu heftigen, aufgeregten Scenen in der Kirche gekommen war, da fühlte man das dringende Bedürfniß eines engeren Zusammenschlusses und mit Freuden begrüßte man die Hülfe des Protestantenvereins. In Reichenbach erfolgte der erste größere Anschluß. Aber das Bedürfniß war ein allgemeines; wohl fühlend, daß nur in geschlossener Einheit gegen die Willkür des Consistorialregimentes aufzukommen sei, suchte man eine Vereinsorganisation über die ganze Provinz herzustellen, und am 15. März 1869 erfolgte in Breslau die Gründung des schlesischen Protestantenvereins. Mehr als 600 Personen waren anwesend, darunter Abgesandte einer großen Anzahl schlesischer Städte. Die Versammlung wurde von Justizrath Fischer mit einer würdigen und erhebenden Rede eröffnet. Fünf Geistliche sprachen in der Versammlung gegen die Gründung des Vereins, allein die nachdrückliche Empfehlung des Vereins, die von Seiten des Kirchenregimentes durch viele Thaten der Gemeindebevormundung und Maßregelung seit langem geübt worden, war durch Worte nicht zu erschüttern. Die Herren Dr. Rhode, Probst Hesse, Rechtsanwalt Lent und Fastner standen mit großer Entschiedenheit für die Nothwendigkeit der Gründung ein, und so verließen die Gegner, die gekommen waren die Gründung zu hintertreiben, besiegt die Versammlung, welche dann die Statuten einstimmig annahm. In kürzester Zeit hat so der vorher kaum gekannte Verein in Schlesien den fruchtbarsten Boden gefunden.

In Pommern hat der Verein mehr als irgendwo den Zorn der Orthodoxie hervorgerufen. Wie auf Bestellung sprachen die Kreissynoden vom vorigen Jahre ihr Verdammungsurtheil über den Protestantenverein

und den Repräsentanten des Vereins in Pommern, Prediger Schiffmann in Stettin, aus. Die Agitationen [des bekannten Heißspornes Quistorp, der sich nicht scheute, persönlich in die Versammlung des Greifswalder Protestantenvereins einzudringen und dort Zeugniß abzulegen, haben auch auf der andern Seite, bei dem selbständigen und gebildeten Theile der Bevölkerung dem Vereine Ruf verschafft, welcher durch das besonnene und entschiedene Eintreten der Neuen Stettiner Zeitung für seine Sache bis jetzt nur erhöht worden ist. Die Folge davon ist, daß die Gründung eines Vereins für Pommern bereits in Aussicht genommen ist.

Entschieden den großartigsten Erfolg hat der Verein in einem Lande aufzuweisen, welches ihm bisher verschlossen war und welches nun seit Jahresfrist mit Vereinen übersät worden ist, in Hessen. Die kirchlichen Zustände, welche auf der einen Seite die drohende Macht des katholischen Bischofs von Ketteler, auf der anderen eine traurige Abhängigkeit der evangelischen Kirche von der Bürokratie darbieten, waren schon längst dazu angethan, die Entriistung der Protestanten hervorzurufen. Es bedurfte aber auch hier eines zufälligen Anlasses, um die Bewegung in Fluß zu bringen. Die Absetzung des Mitpredigers Mitzenius in Darmstadt hat die Geister aus dem Schlafe aufgerüttelt, und nachdem die Bewegung so mächtig geworden war, daß der Großherzog die Absetzung zurückzunehmen sich veranlaßt sah, wurde sie nur noch allgemeiner und stärker. Es war wieder der Protestantenverein, in welchem diese Bewegung ihre adäquate Organisation, ihr Programm, den treffenden Ausdruck ihres Bestrebens erkannte. Hofgerichtsadvokat Ohly in Darmstadt hat mit einigen anderen Männern das große Verdienst, das Land in kürzester Zeit wie mit einem Netze von Vereinen übersponnen zu haben, deren nächstes praktisches Ziel die Herstellung einer auf der Grundlage des Gemeindeprinzips ruhenden Verfassung ist. Die Massenpetitionen, welche auf diesem Wege zu Stande kamen, haben wenigstens bis jetzt soviel erreicht, daß die Regierung versprochen hat, sofort einen Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten zu lassen. Die Bewegung nimmt an Ernst und Ausdehnung immer noch zu und wird allem Anscheine nach nicht zur Ruhe kommen, bis das Gemeindeprincip zur vollen und klaren Verwirklichung gelangt sein wird.

Wie nun aber außer der staatlichen Bürokratie es namentlich der von Mainz her übermächtig waltende Ultramontanismus ist, wogegen der hessische Protestantismus sich erhoben hat, so hat sich auch der Protestantenverein im Ganzen mit größerer Entschiedenheit denn jemals gegen den Feind, der von jenseits der Berge mehr als früher anmaßend

und angriffsweise vorrückt, zur Wehr gesetzt. Es war der Ausdruck des Uebermuthes, der die gegenwärtige römische Hierarchie erfüllt, als sie am 13. September 1868 an die Protestanten eine Einladung zur Rückkehr „in den einigen Schafstall Christi“ richtete aus Anlaß des bevorstehenden Concils. Es war Aufgabe des Protestantismus dieser anmaßenden Einladung eine seiner würdige entschiedene Antwort zu geben; es war, in Ermangelung einer wirklichen Vertretung des deutschen Protestantismus, Sache des Vereins, diese Aufgabe in die Hände zu nehmen. Als daher der engere Ausschuß am 25. November am Schleiermacherfest zu Berlin versammelt war, ergriff er diese Gelegenheit, eine an die Mitglieder des Vereins gerichtete Rundgebung gegen die römische Einladung zu erlassen welche diese Zumuthung mit dem Bewußtsein zurückweist, welches die Zugehörigkeit zu einer Culturmacht, wie sie der Protestantismus thatsächlich darstellt, einflößt. Dieselbe wendet sich aber namentlich zu den Mißständen in der eigenen Kirche, welche Rom zu einem übermüthigen Angriffe dieser Art ermuntern konnten. „Der unerwartete Angriff des Papstes“, sagt das Manifest, „auf die protestantische Kirche wäre kaum erklärlich, wenn nicht innerhalb unserer Kirche Rückschritte gemacht worden wären, welche jenen ermuthigten. Im Anfang war die Reformation Geist und Leben, Glaubenskraft und Liebe, Wahrhaftigkeit und Freiheit, wie das echte Christenthum es verlangt. Aber bald nachher ist der Protestantismus zu einem theologischen System geworden und zu einer dogmatischen Orthodorie erstarrt. Wenn aber die bloße formelle Autorität der Geistlichen und der Theologen entscheiden soll, dann fühlt sich der Papst nicht ohne Grund an ausschließlicher Autorität all den verschiedenen protestantischen Consistorien und Synoden weit überlegen. Ferner hat in der protestantischen Kirche ganz im Gegensatz zu dem Grundgedanken der Reformation, daß die Weltlichen und die Geistlichen gleichberechtigte Christen seien, eine erneuerte klerikale Richtung überhand genommen. Man hat auch da wieder die „Schlüssel-Gewalt“ betont. Es sind Versuche von Herstellung einer Theologen- und Pastorenherrschaft gemacht worden, welche um so unerträglicher ist, als die theologischen Facultäten größtentheils dem Geiste der freien Forschung untreu geworden sind und einer kirchlichen Restauration dienen. Auch diese Richtung in der protestantischen Kirche erscheint, verglichen mit derselben großartigen und consequenten Richtung in der katholischen Kirche, schwach und ohnmächtig. Sie muß daher der römischen Hierarchie wie ein Abfall von dem ursprünglichen Protestantismus erscheinen. Dürfen wir uns verwundern, wenn der römische Papst den Theil der protestantischen Geistlichkeit,

den er bereits auf dem Wege nach Rom wandeln sieht, zu schleunigem Einzug in die heilige Stadt antreibt?“

Aber es sollte nicht bloß bei einem Worte des Ausschusses bleiben, eine wirkliche That des deutschen protestantischen Volkes als Antwort auf die römische Einladung zu veranlassen, das war eine Aufgabe, welche der Protestantenverein zwar nicht als solcher erfüllte, wohl aber eine Anzahl Männer aus dem Kreise des Protestantenvereins, welche unter der Leitung des stellvertretenden Vorstandes des Protestantenvereins, Dr. Schenkel, am 5. April d. J. zu Worms versammelt waren und darauf einen Aufruf zu einer Volksversammlung, zu den Füßen des Lutherdenkmals, auf den 31. Mai, zunächst an die Protestanten Süddeutschlands, erließen. Wir brauchen kein Wort zur Schilderung der großartigen Versammlung hinzuzufügen, welche durch tausende von Flugblättern und Zeitungen genugsam bekannt geworden ist; wir theilen hier nur den von Dr. Schenkel begründeten, von einer Menge von etwa 30,000 Protestanten auf öffentlichem Markte mit erhobenen Händen und jubelndem Zuruf angenommenen gewaltigen Protest mit. Er lautet:

1. Wir, die heute in Worms versammelten Protestanten, fühlen uns in unserm Gewissen gedrungen, bei voller Anerkennung der Gewissensrechte unserer katholischen Mitchristen, mit denen wir im Frieden leben wollen, aber auch im vollen Bewußtsein der religiösen, moralischen, politischen und socialen Segnungen der Reformation, deren wir uns erfreuen, gegen die in dem sog. „apostolischen Schreiben“ vom 13. Sept. 1868 an uns gerichtete Zumuthung, in die Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren, öffentlich und feierlich Verwahrung einzulegen.

2. Immer gern bereit, auf den Grundlagen des reinen Evangeliums mit unsern katholischen Mitchristen uns zu vereinigen, protestiren wir heute noch eben so entschieden, wie vor 350 Jahren Luther in Worms und unsere Väter in Speier, gegen jede hierarchische und priesterliche Bevormundung, gegen allen Geisteszwang und Gewissensdruck, insonderheit gegen die, in der päpstlichen Encyclica vom 8. Decbr. 1864 und in dem damit verbundenen Syllabus ausgesprochenen staatsverderblichen und culturwidrigen Grundsätze.

3. Unsern katholischen Mitbürgern und Mitchristen reichen wir, hier am Fuße des Lutherdenkmals, auf den uns mit ihnen gemeinsamen Grundlagen des christlichen Geistes, der deutschen Gesinnung und der modernen Cultur, die Bruderhand. Wir erwarten dagegen von ihnen, daß sie zum Schutze unserer gegenwärtig bedrohten höchsten nationalen und geistigen

Güter sich uns anschließen werden, im Kampfe gegen den uns mit ihnen gemeinsamen Feind des religiösen Friedens, der nationalen Einigung und der freien Culturentwicklung.

4. Als Hauptursache der religiösen Spaltung, die wir tief beklagen, erklären wir die hierarchischen Irrthümer, insbesondere den Geist und das Wirken des Jesuiten-Ordens, der den Protestantismus auf Leben und Tod bekämpft, jede geistige Freiheit unterdrückt, die moderne Cultur verfälscht und gegenwärtig die römisch-katholische Kirche beherrscht. Nur durch entschiedene Zurückweisung der seit dem Jahre 1815 erneuerten und fortwährend gesteigerten hierarchischen Anmaßungen, nur durch Rückkehr zum reinen Evangelium und Anerkennung der Errungenschaften der Cultur kann die getrennte Christenheit den Frieden wieder gewinnen und die Wohlfahrt dauernd sichern.

5. Endlich erklären wir alle, auf Begründung einer hierarchischen Machtstellung der Geistlichkeit und ausschließliche Dogmenherrschaft gerichteten Bestrebungen in der protestantischen Kirche für eine Verläugnung des protestantischen Geistes und für Brücken nach Rom. Ueberzeugt, daß die Lauheit und Gleichgültigkeit vieler Protestanten der kirchlichen Reaktionspartei eine Hauptstütze gewährt und auch in dem mächtigsten deutschen Staat ein Haupthinderniß nationaler und kirchlicher Erneuerung bildet, richten wir an unsere sämmtlichen Glaubensgenossen den Mahnruf zur Wachsamkeit, zur Sammlung und zu kräftiger Abwehr aller die Geistes- und Gewissensfreiheit gefährdenden Tendenzen. —

Der Ausschuß des Vereins hat über diese Versammlung ein Flugblatt drucken lassen, welches in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet worden ist. Ueberall hat die Versammlung die freudigste Zustimmung gefunden. Zahlreiche Zustimmungsadressen sind bereits eingetroffen, Unterschriften werden selbst bis nach Oesterreich und Ungarn gesammelt, es ist zu erwarten, daß der Wormser Protest auch wirklich ein Protest des protestantischen deutschen Volkes werde.

Auf derselben Versammlung wurde auch noch eine andere Frage von brennender Bedeutung besprochen, welche namentlich für Hessen eine praktische Wichtigkeit erlangt hat, die Verfassungsfrage. Hofgerichtsadvokat Ohly, welcher das Referat übernommen hatte, faßte den Inhalt seines Vortrags in folgende Thesen zusammen, die dann von der ganzen Versammlung einstimmig angenommen wurden:

I. Die evangelisch-protestantische Kirchenverfassung ruht auf dem

Grundsatz der Selbstständigkeit der Gemeinde, welche auf allen Stufen der Kirchenleitung vertreten sein soll.

II. Diesem Grundsatz gemäß ist die Stellung des protestantischen Landesherrn innerhalb der evangelischen Kirche, sowie die Kirchenleitung überhaupt, auf verfassungsmäßigem Wege zu regeln.

III. Die evangelisch=protestantischen Gemeinden sind vertreten durch Ortskirchen=Gemeindeversammlungen, durch Kreis= (Provinzial-) Synoden, durch eine Landes=Synode.

IV. In den Synoden gebührt den weltlichen Mitgliedern eine mindestens gleiche Vertretung, wie dem geistlichen Stande. Die weltlichen Mitglieder der Synoden sind durch freie Wahl der Gemeinden zu ernennen. Die Diöcesansynoden wählen ihre Decane frei aus ihrer Mitte.

V. Das aktive und passive Wahlrecht steht sämtlichen selbstständigen, bürgerlich und kirchlich unbescholtenen Gemeindegliedern zu. Das Wahlrecht ist nicht durch den Nachweis besonderer kirchlicher Eigenschaften bedingt.

VI. Der Gemeinde steht bei Besetzung der Pfarreien die entscheidende Stimme zu.

VII. Das Recht der kirchlichen Gesetzgebung steht der Landesynode in Verbindung mit dem Kirchenregiment zu.

VIII. Die Landesgemeinde ist im Kirchenregiment durch einen von der Landesynode gewählten Ausschuß vertreten. — Das Kirchenregiment ist der Landesynode verantwortlich. —

Eine bewegte Thätigkeit eben in dieser Verfassungs-Angelegenheit entwickelt auch der Weimarische Protestantenverein, wo die Einführung einer Synodalverfassung bevorsteht. Am 17. März 1869 haben sämtliche Vereine des Landes sich in Weimar zu gemeinsamer Berathung vereinigt; Pfarrer Steinacker von Buttelsstädt erstattete über diese Angelegenheit einen Bericht, welcher alsdann im Auftrage der Versammlung veröffentlicht wurde; und an den Großherzog wurde eine Petition eingereicht, welche um möglichst vollständige und reine Durchführung des Gemeindeprincips bittet.

So hat der Verein in der That im letzten Jahre manche tiefgreifende Einwirkung auf das öffentliche Leben in den deutschen kirchlichen Verhältnissen ausgeübt; wir müssen dem noch hinzuzählen Dasjenige, was der Verein im Einzelnen durch Zweigvereine, Vorträge, Flugblätter u. s. w. zur Belehrung, Aufklärung, zur Anregung des religiösen Lebens gethan hat, und wir werden mit Befriedigung auf diesen schönen Anfang eines Werkes hinblicken, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Der bevorstehende Protestantentag in Berlin am 6. und 7. Oktober wird die Früchte dieses Jahres zusammentragen; es ist zu hoffen, daß er den Erfolgen der vergangenen Zeit die Krone aufsetze, und einen mächtigen Hebel zur großen Reform der deutschen evangelischen Kirche an dem Punkte einsetze, wo, wie die politischen, so auch die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands der entscheidenden That harren.

Wir lassen nun eine kurze statistische Uebersicht über den Stand des Protestantenvereins folgen, soweit wir durch die Berichte der Zweigvereine hiezu in den Stand gesetzt sind.

Nach der auf dem Protestantentag zu Eisenach beschlossenen Organisation des Vereins besteht derselbe 1) aus dem Hauptverein, 2) aus den unter diesem sich gliedernden Zweigvereinen. Der erstere ist repräsentirt durch den engern und den weitem Ausschuß. Die directen Mitglieder desselben bezahlen einen Beitrag von 20 Sgr., sie erhalten dafür das vom Vereine herausgegebene Flugblatt gratis. Die Zweigvereine schließen sich nur im Allgemeinen an das Statut des Hauptvereins an, sind aber in ihrer Organisation durchaus selbstständig; von der Einnahme ihrer Mitgliederbeiträge, deren Höhe ganz den Ortsvereinen überlassen ist, liefern sie ein Dritttheil an den Hauptverein ab.

1. Der Hauptverein.

a) Der engere Ausschuß

besteht aus den beiden Präsidenten: Dr. Bluntschli, Geh. Rath und Professor der Rechte und Dr. Schenkel, Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg. Außerdem aus den Herrn: Dr. Baumgarten, Professor der Theologie in Rostock. Bulle und Dr. Manhot, Prediger in Bremen. Dr. Creuznacher, Anwalt in Eisenach. Jakob Exter, Privatmann in Neustadt. Dr. v. Holgendorff, Professor der Rechte in Berlin. Dr. Holzmann, Professor der Theologie in Heidelberg. Dr. Meyer, Generalsuperintendent in Koburg. Dr. Fr. Detker, Reichstagsmitglied in Kassel. Rosenhagen, Prediger in Dresden. Schiffmann, Prediger in Stettin. Dr. Schwarz, Oberhofprediger in Gotha. Dr. Sydow, Prediger in Berlin. Dr. Schläger, Senator in Hannover, Reichstagsmitglied. Walter Simons, Kaufmann in Elberfeld. Dr. Zittel, Decan in Heidelberg.

Der geschäftsführende Ausschuß hat in Heidelberg seinen Sitz und besteht aus den vier Heidelberger Mitgliedern des Ausschusses. Schriftführer ist: W. Hönig, Pfarrer daselbst.

b) Der weitere Ausschuß

besteht: aus den genannten Mitgliedern des engern; 2) aus den Vorständen sämmtlicher Zweigvereine; 3) noch aus folgenden cooptirten Mitgliedern: R. von Bennigsen in Hannover, Thomas, Prediger und Ulfert, Justizrath in Berlin. Dr. Rabiger, Professor in Breslau, Hildenhagen, Prediger in Halle. Collmann, Prediger in Uedem bei Cleve. Nebelthau, Oberbürgermeister und Ebert, Prediger in Kassel. Schierenberg, Kaufmann in Meinberg bei Detmold. Gelbert, Pfarrer in Landau. Dr. Jacob in Kaiserslautern. Dr. Haase, Senior in Bielitz in österr. Schlesien. Ehrenmitglieder sind: Dr. Bruch, Decan der theol. Facultät in Straßburg. Dr. Schweizer, Professor in Zürich.

Die Zahl der dem Hauptverein direct (keinem Zweigverein) angehörenden Mitglieder beträgt: 650. Davon kommen auf Baden: 80. Württemberg: 5. Das östliche Baiern: 4. Die Pfalz: 160. Hessen: 88 (Die Stadt Mainz: 70). Gotha: 27. Weimar: 10. Sachsen: 6. Ehemalige Nassau: 12. Hessen-Kassel: 80 (die Stadt Kassel: 60). Rheinprovinz: 20. Hannover: 53. Westliches Preußen: 46 (darunter 34 in Reichenbach in Schlesien). Schleswig: 5. Mecklenburg: 6. Die übrigen gehören den kleineren Staaten an oder sind im Auslande.

2. Zweigvereine.

Im östlichen Preußen:

1) Der Unionsverein zu Berlin. Derselbe ist schon im Jahre 1848 zur Wahrung der Union gegründet worden. Reorganisirt am 21. October 1864, ist er im Jahre 1865 dem deutschen Protestantenverein beigetreten. Er ist durch die Bewegungen des verflossenen Jahres von 157 auf 303 Mitglieder gewachsen. In den Wintermonaten werden wöchentlich Vorträge gehalten, die sich zahlreicher Theilnahme in weiten Kreisen erfreuen. Vorstand: Vorsitzender Justizrath Ulfert, Geschäftsführer Prediger Lic. Hoffbach und 20 andere Mitglieder, darunter die Prediger Dr. Visco, W. Müller, Dr. Sydow, Thomas. Jahresbeitrag 1 Thlr 10 Sgr.

2) Der Verein zu Greifswald, durch Prof. Hanne gegründet 1863, durch die Bewegungen vom vorigen Sommer wieder neu erweckt. Er hält monatliche Versammlungen mit Vorträgen über die neuesten kirchlichen Ereignisse; außerdem öffentliche Vorträge, bei denen auch Frauen erscheinen — Mitgliederzahl 45. Vorstand: Eccius, Kreisrichter, Vorsitzender und 6 andere Mitglieder. Schriftführer: Pastor Woltersdorf. Ein Verein für ganz Pommern wird eben von Stettin aus angebahnt.

3) Der Schlesische Protestantenverein, gegründet am 15. März 1869 zu Breslau (s. o.). Er organisirt sich in derselben Weise für Schlesien wie der deutsche Verein für ganz Deutschland, er besteht aus Kreisvereinen, welche sich zu einem Hauptvereine zusammenschließen, dessen Leitung einem engeren und weiteren Ausschuss übergeben ist. Die Geschäftsführung befindet sich in Breslau. Präsident ist Professor Dr. Rabiger. Der Verein gibt durch Candidat Flöter ein besonderes Flugblatt für Schlesien heraus. Die Zahl der Mitglieder beträgt ungefähr 800.

In Hannover:

1) Hannover, seit 1866, ist thätig durch Vorträge, auch auswärtiger Redner, welche namentlich im verflossenen Winter einen Cyclus von Vorträgen allgemeinen religiösen Inhalts, unter wachsender Zuhörerzahl, veranstalteten, durch Verbreitung von Flugschriften durch die politische Presse u. s. w. Der gegen ihn stets agitirende ist der evangelische Verein. Mitglieder: 160. Vorstand: Senator Dr. Köse, in Stellvertretung des Reichstagsabgeordneten Dr. Schläger. Beitrag: 20 Sgr.

2) Göttingen, 1863 mit etwa 50 Mitgliedern durch Professor Ewald gegründet, hält alle 14 Tage öffentliche Vorträge, erlitt durch die politischen Kämpfe in Folge des Jahres 1866, die auch in den Verein gezogen wurden, schweren Schaden, hat aber jetzt wieder einen besseren Fortgang. Vorsitzender Pastor Dr. Brandes. Schriftführer: Professor Dr. Moller. Beitrag: theils 20, theils 10 Sgr.

3) Celle, seit 1864 mit etwa 30 Mitgliedern, (Beitrag: 10 Gr.), ist durch das Ueberwiegen der politischen Interessen seit einigen Jahren in Stillstand gerathen, will aber jetzt wieder seine Thätigkeit aufnehmen. Vorstand: Pastor Dr. Greiling.

4) Osnabrück, bestand als „protestantischer Verein“ schon vor dem allgemeinen deutschen und schloß sich 1865 demselben mit 92 Mitgliedern an. Die politische Bewegung hat auch seine Thätigkeit erlahmt. Eine neue Organisation steht bevor. Vorstand: Schuldirector Volkmar, Pastor Sulze. Vereinshefter: Pastor Dr. Spiegel.

5) Lüchow, von dem durch die ihm widerfahrenen Verfolgungen bekannten Bauer Schmidt 1863 mit 200 Mitgliedern gegründet. Vorstand: Pastor Wahrenburg in Rüsten bei Lüchow.

6) Duderstadt, 1865 mit 40 Mitgliedern gegründet. Vorstand: Buchhändler Wagner.

7) Seriem in Ostfriesland seit Juli 1868. In einer Gemeinde von 300 Seelen eine Mitgliederzahl von 34. Beitrag 20 Sgr. Der kleine

Verein hat schon mehrere Stürme zu bestehen gehabt. Bei der Gründung wurde der Vorstand wegen eines unbedeutenden Formfehlers polizeilich bestraft. Einen heftigen Angriff durch eine Brochüre richtete ein Prediger Hafermann auf den Verein. Der Gründer des Vereins, Rector Gittermann wurde bekanntlich gemäßigelt, und die im Juli d. J. von der Synode Esens ausgeschlossenen Protestantenvereinsmitglieder gehörten diesem Vereine an. Vorsitzender: Rector Gittermann in Esens.

In den Hansestädten:

1) Bremen, seit 1865, bestand unter lebhaften Kämpfen namentlich in Folge der auf Prediger Schwalb gemachten Angriffe. Vorstand: Seminardirector Lüben. Secretär: Dr. Joh. Wilkens. Mitglieder: etwa 300. Beitrag: durchschn. 1 Thlr.

2) Hamburg, seit 1867, wirkt durch regelmäßige Vorträge und beratende Versammlungen. Mitgliederzahl: über 300. Vorstand: Hauptpastor Dr. Hirsche; Senior Dr. Alt und 10 Andere.

In Braunschweig:

Wolfenbüttel, seit 1866, durch zeitweilige Vorträge und Flugblätter wirkend. Zahl: 30. Beitrag: 10 Sgr. Vorstand: Gymnasialdirector Dr. Schütte.

Im westlichen Preußen:

Elberfeld-Barmen, seit 1866, begann mit 12 Mitgliedern, stieg unterdessen auf etwa 100 (Beitrag: 1 Thlr.), wirkt durch Vorträge meist auswärtiger Redner, da im Verein kein Theologe ist und durch Flugblätter. Die Versammlungen sind stets besucht, durchschnittlich von 500 Personen. Vorsitzender: Walter Simons, Kaufmann. Schriftführer: Zuhellen, Anwalt.

In Nassau: besteht eine „protestantische Conferenz“, deren Tendenz dem Protestantenverein ähnlich ist, welche sich aber dem letztern nicht eingliedert hat. Sie beschäftigt sich namentlich mit der Verfassungsfrage.

Grenzhausen. Vorstand: Kaufmann Henn und Pfarrer Stadelmann in Alsbach.

In Frankfurt, seit Gründung des deutschen Vereins bestehend, seit 1866 nur durch Austheilung von Flugblättern thätig. Vorstand: Pfarrer Ehlers.

In Sachsen.

1) Dresden, seit 1863 gegründet, wirkte anfangs durch öffentliche Vorträge, hat aber seit 1869 statt dieser, obgleich dieselben zahlreich besucht waren, Versammlungen der Vereinsmitglieder zu freier geselliger Besprechung religiöser Fragen eingerichtet und dadurch einen regen Gedankenaustausch

herbeigeführt. Lebhaft wirkte der Verein auf die kirchlichen Wahlen im Jahr 1868 ein; sehr erfolgreich war die von ihm veranstaltete Schleiermacherfeier. Mitglieder: 80. (Beitrag 1 Thlr.) Vorstand: Prediger Rosenhagen; Freiherr von Seydlitz. Schriftführer: Advocat Gaußsch.

2) Leipzig, seit 1867, hält öffentliche Vorträge allgemein religiösen und praktisch kirchlichen Inhalts, in letzter Beziehung hat der Verein namentlich in Bezug auf die 1868 in Sachsen eingeführte Kirchenverfassung Thätigkeit entfaltet, was ihn in mehrfache Kämpfe verwickelte. In den Kirchenvorstandswahlen hat er gesiegt. Mitglieder: 69. Beitrag: 20 Sgr. Vorstand: Professor Dr. Seydel in Gohlis bei Leipzig. Schriftführer: Advocat Dr. Gensel.

In Weimar.

1) Weimar, seit 1865 aus Veranlassung des ersten Protestantentags, hält zuweilen Versammlungen. Weimar ist gegenwärtig der Vorort der Weimarer Protestantenvereine, welche unter sich eine Organisation bilden und deren Vorort zwischen Weimar, Eisenach und Jena wechselt. Vorstand: Landtagsyndicus Gabler, Prediger Förtsch. Schriftführer: Bürger-schullehrer Bräunlich.

2) Eisenach, zur Zeit des hier stattfindenden ersten Protestantentags gegründet, hält im Winter fast alle 14 Tage Versammlungen mit Vorträgen und Diskussion. Mitglieder: 40. Vorstand: Dr. Schmidt.

3) Jena, seit 1865 aus Anregung des Protestantentags, wirkt durch Vorträge, nimmt an der gemeinsamen Agitation für Synodalverfassung Theil. Mitglieder: 44. Beitrag: 5 Sgr. Vorstand: Professor Dr. Hilgenfeld. Schriftführer: Dr. Zeiß, Schuldirektor.

4) Buttstedt, seit 1864, der älteste Landesverein, von dem meist die Anregung für die übrigen ausgegangen ist, hält häufige Versammlungen mit Vorträgen, Referaten, Diskussionen gewöhnlich am Sonntag Abend, feiert seinen Stiftungstag mit einem jährlichen Feste; er bildet zugleich den Ausgangspunkt für die Agitationen, welche namentlich die Einführung einer Synodalverfassung betreffen. Die in diesem Betreff verfaßte Denkschrift von 1866 und das Gutachten von 1869 sind von seinem Vorsitzenden verfaßt.

5) Stotternheim. Schon seit 1856 als „evangelischer Verein“ von dem Vorsitzenden gegründet zur Belehrung über religiöse Fragen, schloß sich 1865 dem deutschen Protestantenverein an. Mitglieder: 56 (geringster Beitrag: 2½ Gr.). Vorstand: Pfarrer F. W. Andreaä.

6) Nohra, ein Bezirksverein, dessen Mitglieder einer Anzahl Ortschaften zugehörig sich zeitweise in Nohra vereinigen.

In Gotha.

1) Gotha, seit 1865 aus Anregung des Eisenacher Protestantentags, hält im Winter Versammlungen und Vorträge meist über die Themata des Protestantentags und verbreitet Flugblätter. Zahl: 50. Beitrag: 15 Sgr. Vorstand: Stadtrath Brückner, Dr. C. Schwarz. Secretär: Assessor Bieber.

2) Gräfontonna, seit 1865 thätig durch Vorträge und Flugblätter. Mitglieder: 46. (Beitrag: 9½ Sgr.) Vorstand: Oberpfarrer Schwerdt und Justizamtman Thiemann.

3) Ohrdruff ist thätig durch Vorträge und Flugblätter und zählt 78 Mitglieder. Vorstand: Superintendent Dr. Schulze.

4) Waltershausen, seit März d. J., wirkt durch öffentliche Vorträge. Vorstand: Landrath W. Regel auf Schloß Tenneberg und Superintendent Dr. Seyffarth. Mitglieder: 60.

In Koburg.

Koburg, besteht seit März 1866, entwickelte sich aus einem schon seit 1864 bestehenden Verein von Geistlichen, wirkt in den Wintermonaten durch Vorträge, und vertheilt 55 Flugblätter. Fast sämtliche Geistliche des Landes gehören der Richtung des Vereins an. Zahl der Mitglieder: 90. Beitrag: 1 Thlr. 10 Sgr. Vorstand: Generalsuperintendent Dr. Meyer. Schriftführer: Diaconus Prager.

In Schwarzburg-Sondershausen.

Arnstadt, 1864 mit etwa 100 Mitgliedern. Vorstand: Secretär Kumpenhans. Der Verein ist schon längere Zeit nicht mehr activ gewesen.

In Meiningen.

Pößneck, 1866 im Gegensatz gegen Uhlich'sche Tendenzen gegründet, wirkt durch Vorträge und Flugblätter, hat sich namentlich um Einführung einer Synodalverfassung bemüht, um derenwillen der Verein bei den Ständen mit Erfolg petitionirte. Mitglieder: 53. Beitrag: 30 fr. Vorstand: Kirchenrath Hölbe.

In Hessen-Darmstadt.

1) Darmstadt, gegründet durch Stadtpfarrer Ewald bald nach Gründung des Hauptvereins, wurde im Juli 1868, aus Anlaß des Misenius'schen Streites, in welchem er eine bedeutende Agitation entwickelte, reorganisiert. Er ist der Mutterverein sämtlicher hessischer Vereine, von dem aus die Agitation für Kirchenverfassung im ganzen Lande geleitet wird. Es werden Flugblätter vertheilt und häufige Versammlungen abgehalten. Mitglieder:

zahl: 278. Vorstand: Oberstudienrath Dr. Thudichum; Schriftführer: Hofgerichtsadvocat Ohly.

2) Friedberg, noch in Organisation begriffen. Vereinshefter: Advocat Trapp.

3) Offenbach, im März d. J. gegründet. Vorstand: Hofgerichtsadvocat Dr. Weber, und Aug. André, Musikverleger.

4) Trebur, seit Juli. Mitglieder: 70. Beitrag: 12 fr. Vorstand: Peter Vollhardt II. und Christian Seitel.

5) Großumstadt, gegründet im Juni d. J. mit 71 Mitgliedern, hat noch andere Ortschaften aus der Umgegend beigezogen. Vorstand: Oekonom Bernhard May.

6) Erbach im Odenwalde, gegründet im April d. J. Vorstand: W. Mülberger und W. von Wedekind in Hinterschingen. Mitglieder: ungefähr 200.

7) Worms, gegründet 1868, wirkt durch Vorträge auswärtiger und einheimischer Redner und Flugblätter, namentlich für Synodalverfassung, wofür der Verein eine eigene Broschüre ausgegeben hat. Mitglieder: 115. Vorstand: Dr. Schröder, Dr. Eich und Kaufmann Meyer und fünf Beisitzer.

8) Wörrstadt und Umgegend, gegründet im Nov. 1868, in 18 Gemeinden mit 740 Mitgliedern verbreitet. Vorstand: Pfarrer Schlich in Eichloch.

9) Ober-Ingelheim, noch in der Organisation begriffen. Vereinshefter: Dr. Thudichum.

10) Rierstein, gegründet mit 45 Mitgliedern im Juni d. J. Vorstand: Jacob Schlamp.

11) Selzen, im Juli d. J. mit 73 Mitgliedern gegründet. Vorsitzender: Georg Kessel III., Gutsbesitzer.

In Baden.

1) Heidelberg, gegründet zugleich mit dem Hauptverein, hält jährlich etwa 6 immer sehr besuchte Versammlungen mit Vorträgen und Diskussion in freier Weise, verbunden mit Restauration, theilt über 200 Exemplare der Flugblätter und sonstige Lectüre aus. Zahl der Mitglieder, die hauptsächlich dem mittleren Bürgerstand angehören, 174. Beitrag: 36 fr. Vorstand: Stadtpfarrer Schellenberg.

2) Mannheim, wirkt durch öffentliche Vorträge und Flugblätter; Vorstand: Stadtpfarrer Dr. Schellenberg.

3) Eberbach, seit 1866, ist durch Vorträge, Flugblätter und die Ortspresse thätig. Mitglieder 95. Vorstand: Stadtpfarrer Höchstetter.

4) Wertheim, 1863 durch Professor Reuber gegründet, wirkt durch Lesezirkel und Versammlungen. Vorstand: Die Professoren Plaz und Caspari und Bürgermeister Frank. Mitglieder: 44.

5) Sinshheim, seit 1863, läßt zuweilen volksthümliche belehrende Vorträge halten und vertheilt Flugschriften. Vorstand: Stadtpfarrer Rippmann. Mitglieder: etwa 70.

6) Weinheim, seit 1864, wirkt gleichfalls durch Vorträge, Flugblätter und die Ortspresse, in welcher der Verein eine ständige Rubrik für seine Mittheilungen hält. Vorstand: Fabrikant L. Klein und Stadtpfarrer Järinger. Mitglieder: 60. Beitrag: theils 1 fl. 10 fr., theils 12 fr.

7) Karlsruhe, 1863 gegründet, wirkt durch öffentliche Vorträge einheimischer und fremder Redner vor gemischtem Publikum, durch Vertheilung von Flugblättern und Broschüren. Mitglieder: 120. Beitrag theils 1 fl. 10 fr. theils 30 fr. Vorstand: Director von Böckh und Stadtpfarrer Zittel.

8) Pforzheim, seit 1863, meist aus Fabrikanten und Beamten bestehend, während der Handwerkerstand sich auffallend passiv verhält, ist hauptsächlich durch öffentliche Vorträge auch fremder Redner thätig. Mitglieder: 114. Beitrag: 1 fl. 10 fr. Vorstand: Professor Provence.

9) Freiburg, seit 1864 mit 40 Mitgliedern (Beitrag 1 fl.); ist thätig durch regelmäßige Versammlungen und Lectüre. Vorstand: Professor Dr. Behaghel.

10) Lörrach, seit 1865, wirkt auch unter der die Stadt umgebenden Landbevölkerung durch Vorträge und Lectüre. Mitglieder: 30. Beitrag: 36 fr. Vorstand: Decan Schellenberg.

In der bairischen Pfalz

besteht der Protestantische Verein, in seinen Zielpunkten mit dem deutschen Protestantenverein übereinstimmend, jedoch durch das Vereinsgesetz des Landes von dem Anschluß abgehalten. Derselbe hat sich aus den kirchlichen Kämpfen der Pfalz herausgebildet und blickt bereits auf eine erfolgreiche Geschichte zurück. Er ist 1857 gestiftet und zählt ungefähr 18000 Mitglieder. Vorsitzender: Privatmann Jacob Exter in Neustadt a. d. S. — Ein besonderer Ortsprotestantenverein besteht in Ilbesheim bei Landau. Vorstand: Adjunct Stübinger und G. Jahraus.

Die Zahl der Vereine beträgt also: 55.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Vorwort.	
Kirchen-politische Rundschau, von Dr. M. Baumgarten	1
Der Apostel Paulus, von Professor Dr. Lipsius	58
Richard Rothe, von Professor Dr. G. Holzmann	107
Ueber die Nachfolge Jesu Christi, von Dr. M. Baumgarten	125
Einwirkung der Nationalität auf die Religion und kirchliche Dinge, von Geheime-Rath Dr. Bluntschli	149
Die Offenbarung St. Johannis, von Dr. Carl Manchot	161
Jahresbericht über die Wirksamkeit des deutschen Protestantenvereins, von Stadtpfarrer König, Schriftführer des Vereins	185



3 2400 00423 1704

DATE DUE

GAYLORD	PRINTED IN U.S.A.

PRINTED IN U.S.A.

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.



